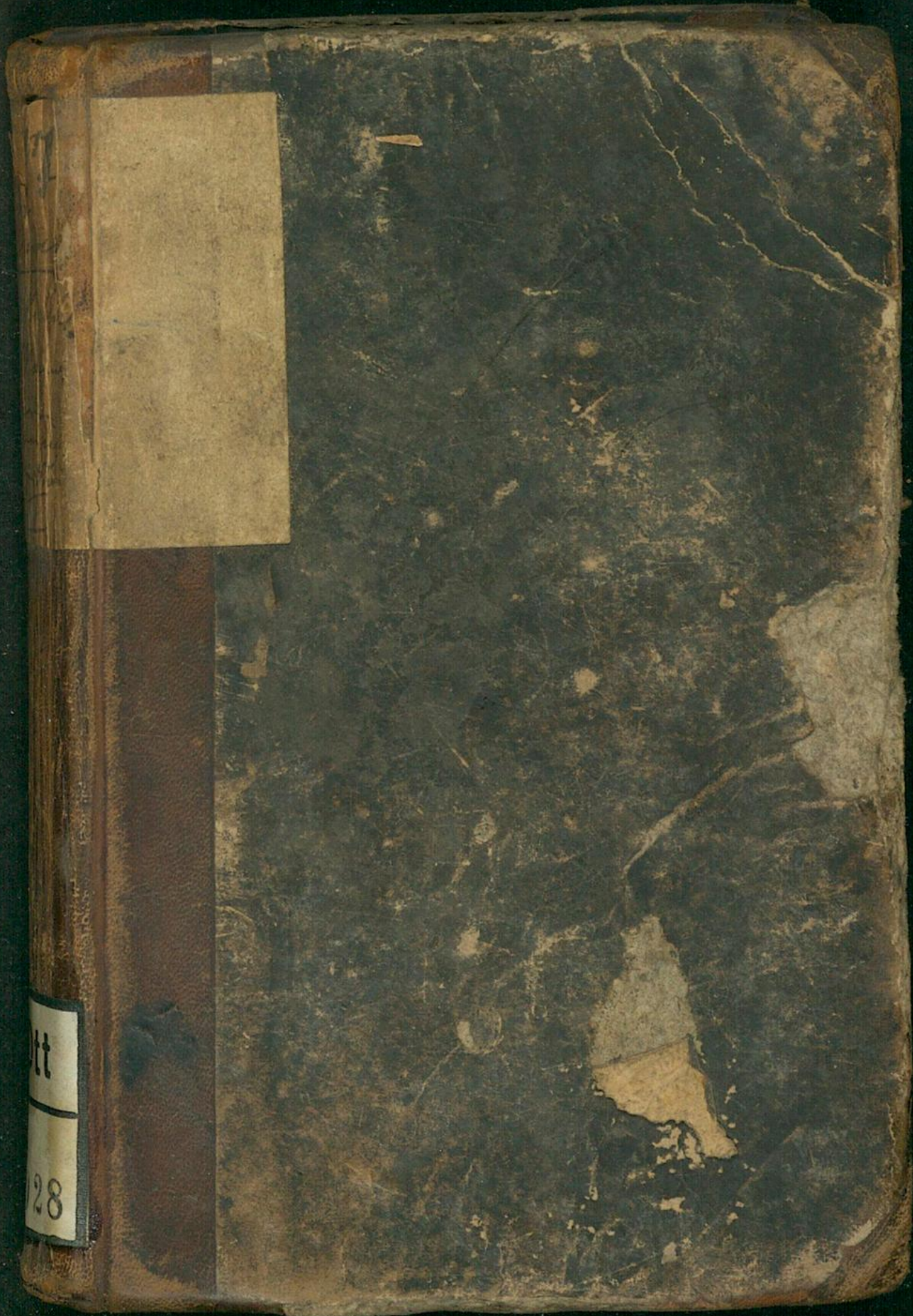




Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Ednard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

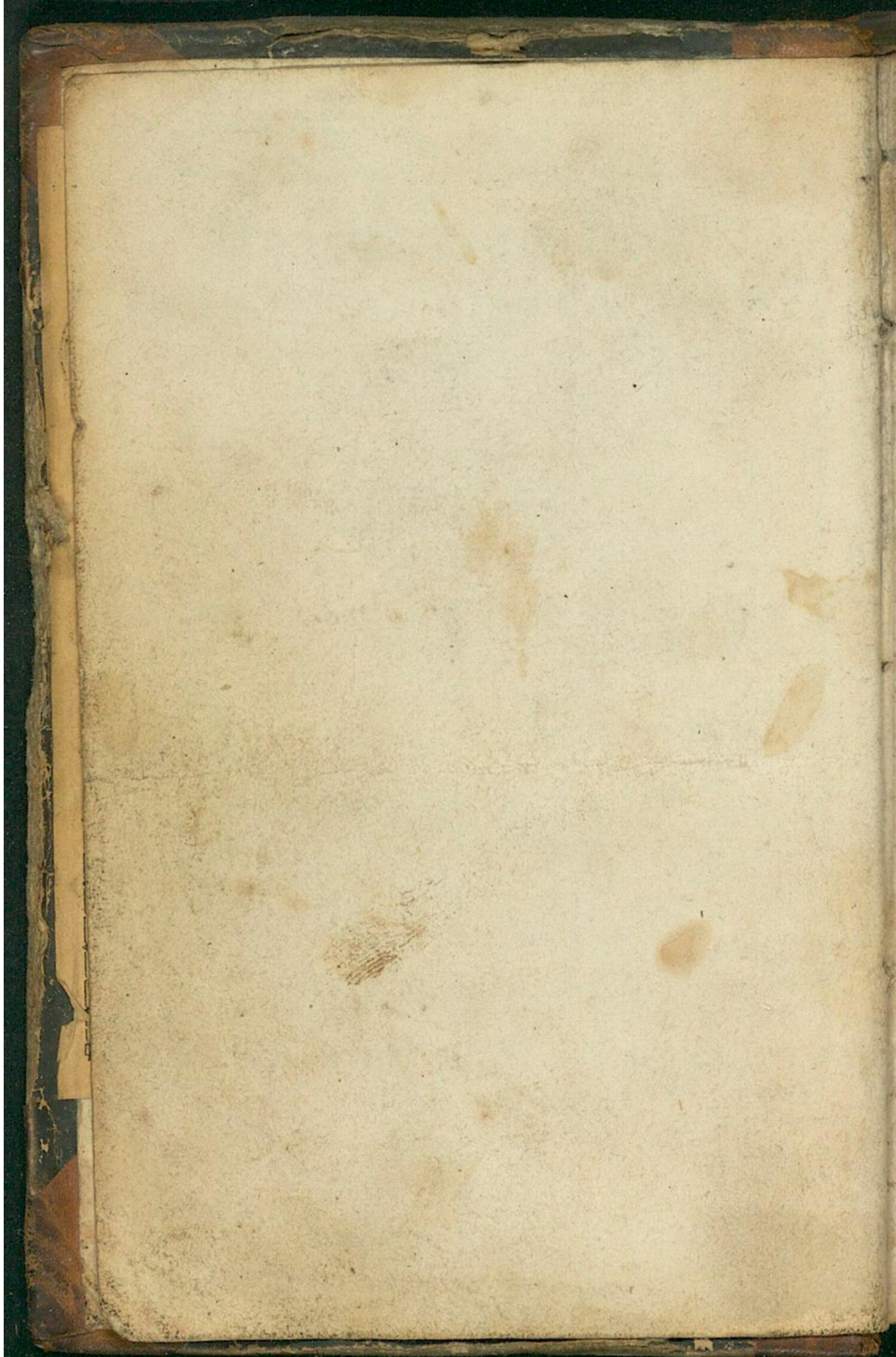
für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Wrt. — Pf.	1 Wrt. 50 Pf.	2 Wrt. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Ein- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

4112



Mathilde.

Erinnerungen einer jungen Frau.

Von

Eugene Sue.

Uebersetzt und eingeleitet

von

Dr. Scherr.

Mit dem Portrait des Dichters.

Erstes bis drittes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der Frauckh'schen Buchhandlung.

1845.

M a t h e s

Gründungs- und Fortschritts-Album

von

Eugene C.

Hilfs- und Einleitungs-Album

von



1841

Verlag von J. Neumann, Neudamm

1841

Eugene Sue.

Es ist längst anerkannt und braucht hier nicht des Breiteren auseinandergesetzt zu werden, daß uns Neuzeitlichen der Roman das ist, was den Alten das antike, den Mittelalterlichen das romantische Heldengedicht war, diejenige Kunstform nämlich, welche das Denken und Thun einer Zeit, eines Volkes, „mit allen Gelenken und Gliedern“ wiederzuspiegeln vermag. So schuf das Alterthum die Ilias, die Odyssee und die Aeneis, das Mittelalter die divina Commedia, die Nibelungen, die Gudrun, den Parcival, Tristan und Isolde, etwas später den Orlando furioso, die Lusiadas und die Gerusalemme liberata, gegen welche berühmte Heldengedichte ein neueres Zeitalter die kaum minder berühmten Romane Don Quixote, Gil Blas, Tristram Shandy, Nouvelle Heloise, die Waverleynovellen und den Wilhelm Meister einzusetzen hat. Wir Deutsche müssen uns indessen mit Beschränkung gestehen, daß wir gerade in dieser Dich-

tungsform, welche jetzt weitaus die einflußreichste und populärste, hinter andern Nationen zurückgeblieben sind, was keineswegs unsern Dichtern zuzumessen ist, sondern unserem Mangel an einem so reichen und gewaltigen Nationalleben, an einem so erhebenden Nationalbewußtsein, wie es englischen und französischen Romandichtern zur Basis ihrer romantischen Schilderungen dient. Wäre z. B. unserem Spindler eine solche Basis zu Gebote gestanden, er würde nicht unter Walter Scott stehen, welchen Letzteren unser Rehsfuß an Weite und Größe der Weltanschauung und unser Tieck an psychologischer Tiefe ohne Frage weit übertrifft. Aber in dem großen Schotten lebte und webte das begeisternde Gefühl einer weltbeherrschenden Nationalität, wogegen auch auf die genialsten Schöpfungen Carl Immermanns, Willibald Alexis, Heinrich Königs, A. Sternbergs u. A. das demüthigende Bewußtsein nationaler Ohnmacht lähmend einwirkte und einwirken mußte. Wie unserem Goethe der Ruhm gebührt, durch seinen Götz von Berlichingen dem Dichter des Waverley vielleicht die erste Anregung zu dem modernen historischen Roman gegeben zu haben, so gebührt ihm auch der Ruhm, durch seine Romane vornehmlich zur dichterischen Darstellung der socialen Konflikte angeregt zu haben, welche Konflikte so recht das Grundthema für die Romandichtung der Gegenwart abgeben. Alle die Keime des socialen Ro-

mans finden sich schon reichlich bei Goethe, alle Motive, welche den modernen Dichter beschäftigen, sind in seinen Romanen bald flüchtiger, bald einläßlicher berührt. Nur zwei Dinge, die jetzt immer bedeutender in das Geistesleben eingreifen, die materielle Noth und die religiösen und confessionellen Fragen und Zwiste, lagen mehr abseits von seinem Wege. Eben diese religiösen und confessionellen Fragen und Zwiste beginnen jetzt, dem idealen Gang des deutschen Geistes gemäß, in dem deutschen socialen Roman eine große Rolle zu spielen, während der sociale Roman Englands und Frankreichs mehr die materielle Bewegung unserer Zeit zu seinem Vorwurf nimmt, wie es der praktischen Natur der Engländer und Franzosen gemäß ist, welche sich der ideellen Seite des Daseins meist nur dann zuwenden, wenn dieselbe vortheilhaft oder auch bedrohlich in die Wirklichkeit eingreift. Wir Deutsche machen es umgekehrt, und wären deßhalb vor lauter Träumen und Phantasiren schon lange total zu Grunde gegangen, wenn uns die Realität nicht dann und wann einen derben Rippenstoß versetzte.

England und Frankreich haben sich zwei Schriftsteller erzeugt, welche, Jeder in seiner Art, die Phase, in welche die moderne Romandichtung gegenwärtig getreten, vollständig repräsentiren: Charles Dickens (Boz) und Eugène Sue. Jenen charakterisirt vorzüglich der gutmüthige englische Humor,

diesen die heißblutige französische Phantasie. Beide haben sich in pragmatischerer Weise, als George Sand, zu Dichtern der gesellschaftlichen Uebel gemacht, allein Dickens liebt es, die Nachtseiten der Gesellschaft mit den Streiflichtern lachender Laune zu erhellen, während Sue die Fackel seiner Phantasie nur in diese abschreckenden und gefährdrohenden Räume trägt, um dieselben bis in die fernsten, grausenhaftesten Winkel zu erhellen. Der Engländer und der Franzose haben mit einander gemein eine enorme Fruchtbarkeit, doch überwiegt die des Letzteren noch.

Eugene Sue wurde am 10. Dezember 1804 zu Paris geboren. Zwei historisch berühmte Personen hielten ihn über die Taufe, die gute Kaiserin Josephine nämlich und ihr edler Sohn Eugen Beauharnais. Aus guter Familie stammend, welche seit lange her in der Provence begütert war, wurde der junge Sue Erbe eines Namens von medizinischer Berühmtheit, denn sein Urgroßvater Peter, sein Großvater Joseph und sein Vater Johann Joseph waren Männer von großem Wissen und Ruf in der Heilkunst, welche Wissenschaft sie mit gediegenen Werken bereicherten. Der Vater unseres Autors, mit den bedeutendsten seiner Zeitgenossen befreundet, war nach der Rückkehr der Bourbons zuletzt Arzt des Königs. Es ergab sich daher schon aus der Familientradition, daß der junge Sue ebenfalls die medizinische Laufbahn ein-

schlug. Nach beendigten Studien wurde er als Chirurg dem Generalstab der 1823 nach Spanien marschirenden Armee beigegeben, diente während des nämlichen Feldzugs im folgenden Jahre in der gleichen Eigenschaft im 7ten Artillerieregimente und wohnte der Belagerung von Cadix, sowie der Einnahme von Trocadero und Tarifa bei. In demselben Jahre noch quittirte er den Dienst in der Armee, um in die Marine zu treten. Als Schiffschirurg machte er mehrere Fahrten nach Amerika mit, durchstreifte Westindien, das Mittelmeer und Griechenland und wohnte der berühmten Seeschlacht bei Navarin im Jahre 1828 bei, welche die Befreiung Griechenlands von türkischer Herrschaft entschied. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich gab er den Dienst auf, denn es hatte ihn mehr sein Gang, fremde Länder und Menschen zu sehen und kennen zu lernen, als eigentliches Gefallen an der Medizin dazu geführt. Dank seinem väterlichen Erbe — ach Gott, ein deutscher Schriftsteller wird selten, äußerst selten so gut gebettet — konnte er frei seinen Neigungen leben, und so gab er sich neben den Zerstreuungen von Paris seiner Liebe zur Malerei hin, worin sein Freund Gudin ihn unterrichtete. *)

*) Die Leserinnen dürfte es vielleicht interessiren, zu erfahren, daß Eugene Sue ein hartnäckiger Junggesell, und wie er logirt ist. Im vorjährigen Constitutionnel Nr. 328 findet sich hierüber folgende Notiz:

Damals hatte der Amerikaner Fenimore Cooper angefangen, durch seine Romane „der letzte Mohikan“, „die Prairie“, „der Lottse“, der „rothe Freibeuter“ u. s. f. mit Walter Scott in der Gunst des Publikums zu wetteifern. Cooper erreichte seinen großen Vorgänger keineswegs, allein die Neuheit seiner Stoffe, die Jungfräulichkeit seiner Lokalitäten übte einen unwiderstehlichen Eindruck auf die Lesewelt, welche der amerikanische

Gegenwärtig bewohnt Eugene Sue auf der Höhe der Vorstadt Sainte-Honoré, ein kleines, mit Blumen und Schlingpflanzen gefülltes Haus, mit einem schönen, blumenreichen Garten und einem Quell. Eine lange, mit Werken der Skulptur und mit Pflanzen geschmückte Gallerie führt von dem Hause zu einer unter einem künstlichen Felsen verborgenen Pforte. Die Wohnung enthält drei von den Schlingpflanzen etwas verdüsterte Zimmer mit einem Möblement in rother Tapezierung mit goldenen Nägeln und in verschiedenartigem Geschmack. Längs der Wände erblickt man reiche Kunstschätze von Statuetten und Gemälden unserer ersten Künstler, Delacroix, Gudin, Isabey, Bernet, darunter auch eine Zeichnung von Frau von Lamartine mit Versen von der Hand ihres berühmten Gemahls, sodann eine Vase, die der König Sue geschenkt, und Pferde und Hunde, die er selbst gemalt hat. Er ist ein großer Thierfreund; im Vorzimmer stehen ausgestopft ein Wolf und ein Raubvogel, die er früher besessen, im Garten spazieren Fasanen über die Rasen. Die ganze Behausung verbindet stille Zurückgezogenheit mit Geschmack und Luxus und wird von einem alten treuen Diener, der seinen Herrn seit fünfzehn Jahren nicht verlassen, in Ordnung gehalten.

Dichter durch eine lange Reihe rascher Produktionen zu fesseln wußte. Wie man kurz zuvor dem Verfasser des *Waverley* in die Heiden der schottischen Hochlande gefolgt war, so folgte man jetzt Cooper in die Wildnisse des fernen Westens, wo kühne Hinterwäldler mit schlauen Rothhäuten kämpften, oder hinaus in die Unermeßlichkeit des Oceans, wo Schleichhändler und Piraten ihr mannhaftes, hochpoetisches Wesen trieben.

Da, im Jahre 1830, sagte eines Tages ein alter Kamerad zu Eugene Sue: „die Cooper'schen Romane haben das Meer in die Mode gebracht, wie wäre es, wenn Du uns Deine Erinnerungen aus dem Seeleben zum Besten gäbest und den französischen Seeroman schüfest?“

Diese Worte waren nicht umsonst gesprochen, und es ging auch hier, wie es oft im Leben geht. Die zufälligste, äußerlichste Veranlassung muß uns oft erst über unsere wahre Bestimmung aufklären.

Sue legte Pinsel und Palette bei Seite, griff zur Feder und schrieb das Seestück: *Kernock, der Pirat*.

Der Erfolg dieses Buches ermunterte zu weiteren Schilderungen dieser Art und so veröffentlichte unser Autor die weiteren Seeromane: *Blick und Ploß, Atar-Gull, der Salamander, der Wartthurm von Roatwen*.

Sie erregten bedeutendes Aufsehen. Es waren dieß wirklich ächte und gerechte französische Mari-

nen, zwar auf Anregung der Cooper'schen entstanden, allein weit entfernt von hohler Nachäfferei. Man mußte anerkennen, daß man es hier mit einem selbstständigen, großen schriftstellerischen Talent zu thun habe. Mit glühendster Farbenpracht und wahrhaft erotischer Phantasie sind diese Seemalereien hingeworfen, die Wunder der Tropenwelt thun sich vor uns auf und neben den Schlünden des wuthempörten Oceans kaffen die Abgründe des menschlichen Herzens. Erschütterndes Grausen ist die Sphäre, in welcher sich Sue während seiner ersten Schriftstellerperiode mit einer Vorliebe bewegte, welche uns kein Entsetzen, kein Grauen erspart. Die Hölle, repräsentirt durch eine Reihe ebenso imposanter, als wilder und konsequenter Charaktere, feiert in diesen Schilderungen einen blutdürstigen, gräßlichen Triumph über die Mächte des Himmels. Die Tugend unterliegt, unterliegt gehöhnt und verzweifelnd, das Laster steigt, der Edle geht zu Grunde, im Tode noch von dem triumphirenden Verbrecher verspottet. Selbst die furchtbarsten Schilderungen aus Dante's Inferno reichen nicht an jene höllischen Schiffbruchsscenen in Sue's „Salamander.“ Man liest alle diese Bücher mit unermattender Spannung, aber man legt sie nach vollendeter Lektüre mit einem unüberwindlichen Gefühl des Unbehagens bei Seite. Das versöhnende Licht fehlt ganz, die trostlose Nacht der Sünde und des Elends schlägt sinnverwirrend

über uns zusammen. Man begreift nicht, warum solche glänzende Schätze der Phantasie aufgewendet wurden, um uns nur Gräuel zu zeigen.

Von Anfang an wurden diese Sue'schen Werke von der moralisirenden Kritik verurtheilt und man vergaß, daß nicht einmal der Maßstab der Kunst, geschweige denn der der Moral an dieselben zu legen sei. Der einzige richtige Maßstab ist hier der des Lebens. Bietet dasselbe wirklich solche Abnormitäten dar, wie die Sue'schen Seeromane vorzugsweise schildern, so kann man dem Schriftsteller das Recht, sie darzustellen, wohl bestreiten, aber nicht entziehen. Das Böse ist einmal als Moment in der sittlichen Weltordnung anerkannt, wie kann man also vernünftigerweise fordern, dasselbe zu vertuschen? Die Menschen und vollends die Poeten sind gar wunderliche Räuze; der Eine liebt den milden Frühlingstag, der Andere den gewitterdrohenden Sommerabend, der Dritte die wuthempörte Herbstnacht, der Eine sieht Alles Licht, der Andere Alles schwarz, der Eine lauter Engel, der Andere lauter Teufel. Und sonderbar, gerade die Nachtseite des Lebens ist es, welche eine dämonische Anziehungskraft auf den Dichter übt. Die Nacht ist poetischer als der Tag.

Indessen fühlte Sue, daß sich mit den Nachtstücken seiner ersten Periode keine dauernde Wirkung erreichen lasse. Man nahm sie wie blendende Phantasmagorien, sie erpreßten einen Ruf der

Bewunderung, der Angst, des Schreckens und gingen vorüber, verschwanden in dem Meer der Tagesliteratur. Wohl mochte den Autor dabei die unbestimmte Ahnung seiner späteren Bestimmung, Sittenmaler seiner Zeit zu sein, geleitet haben, allein diese Ahnung äußerte sich noch blind zutappend, überwuchert von einer da und dort entzückenden, meist aber Entsetzen erregenden Phantasie.

Unser Autor sah sich also nach solideren Grundlagen seiner schriftstellerischen Thätigkeit um und zu einer solchen Grundlage wurden ihm historische Studien, deren Früchte zunächst eine Geschichte der französischen Marine unter Ludwig XIV., sowie eine Geschichte der Kriegsmarine aller Nationen waren. Diese Arbeiten lenkten auch seine dichterische Feder auf das geschichtliche Gebiet und so schrieb er die historischen Romane: *Latréaumont*, die *Fanatikerin* in den *Cevennen*, der *Vicomte Létorières*, der *Comthur von Malta*, der *Oberst von Sürville*, *Abenteuer des Herkules Kühn*, *Kardiki*.

In keinem dieser Werke verläugnet sich die erfindungsreiche, farbensatte Darstellungsgabe Sue's und jene, ich möchte sagen, praktische Einbildungskraft, jenes wahre Ortskolorit, welches in Deutschland so selten sich findet, denn wie kann man uns von Jugend auf hinter die Bücher, hinter den

Ofen, hinter die Akten gebannten Binnenseelen zumuthen, fremde Länder und Sitten so zu schildern, wie es ein Mensch zu thun im Stande ist, der die halbe Welt durchzogen? Sue's Veranschaulichungsfähigkeit ist außerordentlich; man sieht deutlich, daß das Auge seiner Phantasie durch den Blick der Erfahrung allenthalben unterstützt wird. Der beste unter den zuletzt genannten Romanen möchte *Latréaumont* sein, dessen historischen Rahmen der glänzende Hof des despotischen vierzehnten Ludwigs abgibt.

Im Ganzen muß gesagt werden, daß Sue's Wesen dem historischen Roman widerstrebt. Sein dichterisches Naturel ist viel zu unruhig, zu ungezähmt für die historische Combination. Im Einzelnen hat er aber auch hier Meisterhaftes geleistet; ich erinnere nur an die prächtigen *Tableaux* im *Latréaumont*, an die Scenerie in den *Fanatikern* und im *Gomthur von Malta*, sowie an die treffliche Charakteristik des berühmten *Ali Pascha von Janina in Kardifi*.

Nun that Sue einen entscheidenden Schritt vorwärts zu seinem Ziel, zur Sittenschilderei der modernen Gesellschaft, indem er die Romane *Arthur*, *Mathilde*, die *Coucaratcha*, *Therese Dunoyer* und *Paola Monti* schrieb.

In diesen Dichtungen steht der gereifte Schriftsteller vor uns, dessen scharfer Blick die socialen Schäden erfasst und das Gesehene mit unerbitt-

licher Feder darstellt, immer erfindungsreich an Motiven und Handlung und Charakteren. Die bedeutendsten dieser Bücher sind „Arthur, Denkwürdigkeiten eines jungen Mannes“ und Mathilde, „Denkwürdigkeiten einer jungen Frau.“ Hier hat der Dichter bereits den unterminirten Boden betreten, auf welchem das gesellschaftliche Gebäude der Gegenwart steht, hier brechen schon einzelne Flammen des Vulkans drohend hervor, in dessen Tiefen uns ein eben so überraschender als erschreckender Blick eröffnet wird. In Arthur und Mathilde zeigt aber Sue außerdem noch einen großen, künstlerischen Fortschritt, die bizarren, gräßlichen Auswüchse seiner Phantasie sind hier abgethan oder ordnen sich wenigstens einem feinen, psychologischen Takt unter, es waltet mehr Ruhe und Gleichmäßigkeit in Handlung und Diction und besonders muß „Mathilde“ unbedenklich als derjenige Sue'sche Roman bezeichnet werden, welcher am besonnensten angelegt, am konsequentesten durchgeführt und am sorgfältigsten vollendet ist. Wenn irgend eine Dichtung von Sue, so darf diese ein Kunstwerk genannt werden.

Ein Kunstwerk sind nun freilich die weltberühmten „Mysterien von Paris,“ welche der Mathilde folgten, nicht. An Kunstwerth ist ihnen z. B. der Roman „Diane“ von unserm Sternberg, ein bei Weitem nicht genug gekanntes Buch, welches, vor dem Sue'schen geschrieben, auch den Ti-

tel „Mysterien von Berlin“ führen könnte, ohne Frage vorzuziehen. Die Grundbedingung eines Kunstwerks ist Harmonie, die „Geheimnisse von Paris“ aber sind eine Dissonanz, eine schneidende, himmelschreiende Dissonanz. Und das gerade macht ihre Bedeutsamkeit aus.

Erklären wir uns hierüber etwas näher.

Die Zeit, in welcher die Poesie, die Literatur wie eine romantische Innung mehr außer-, als innerhalb der Gesellschaft stand, ist vorüber und die Zeit, in welcher sie in ruhiger Objektivität mitten aus der Gesellschaft heraus künstlerisch produciren könnte, noch nicht gekommen. Der moderne Dichter lebt also in und mit der Bewegung des Tages und muß, wenn er wirklich ein echter moderner Dichter sein will, für oder wider Parteinehmen. Ja, das muß er. Das Nachäffen und Wiederkäuen vergangener Literaturperioden ist vom Uebel und muß nothwendig in eine Spielerei ausarten, welche mit dem Ernste der Zeit in einem zu schroffen Gegensatz steht, um nicht von milderem Gemüthern belächelt, von entschiedeneren verachtet oder bekämpft zu werden. So ist z. B. der dramatische Parifari, welcher unter der Leitung eines Dichters, der so viel versprach und so wenig hielt, dormalen in Sándjerusalem getrieben wird, ebenso abgeschmackt als verlogen. Die Männer der Gegenwart haben wahrhaftig Anderes zu thun, als den Sprüngen eines „gestiefelten Katers“ zuzuse-

hen oder den affectirten Kindereien „Nothkäppchens“ zuzuhören. Und dann die freiheitathmenden Tragödien des Sophokles in Potsdam? Gewiß, das gehört auch zu den tollen Contrasten unserer Tage und konnte nur einem deutschen Hofrath einfallen, der sich nie und nimmer um das Wohl und Weh seines Volkes bekümmerte und von einem hysterischen Theezirkel auf eine unnatürliche Höhe hinaufgeweihräuchert wurde, von welcher herab er Alles, was außerhalb der beschränktesten Kunstsphäre lag, mit nonchelanter Ironie bespötteln zu dürfen glaubte. Doch, ich kam von meinem Texte ab. Ich wollte nur sagen, daß der moderne Schriftsteller eine andere und wohl schwerere Aufgabe hat, als die, unsern Herrgott einen guten Mann sein zu lassen, in strenger Absonderung von des Lebens Wirklichkeiten dem Ideal zu huldigen und die vornehme Zurückgezogenheit seiner Studierstube höchstens dann und wann mit einem Spaziergang in dem Zauberwald der Romantik zu vertauschen. Die Muse der Gegenwart flüchtet nicht mehr scheu aus dem Menschengewühl, sie lebt im Gegentheil mitten unter demselben. Sie ist kein zimperliches Ritterfräulein mehr, die sich auf dem Altan ihrer Burg von irgend einem süßlichen Troubadour ein Minnelied vorleiern läßt, während drunten im Thal ein unglücklicher Leibeigener, auf den Rückgrat eines Hirsches gefesselt, wegen Wildfrevels von ihres Herrn Waters Hunden zu Tode

geheht wird; sie ist herabgestiegen von der Höhe der Ausschließlichkeit in das offene Land der rein menschlichen Gesinnung; sie wandelt händedrückend unter dem Volke, sie freut sich mit ihm, duldet, leidet, weint, zürnt, arbeitet mit ihm. Ihr Lösungswort ist Gerechtigkeit. Und eben darum, weil sie inmitten der Kämpfe und des Jammers unserer Tage steht, kann sie unmöglich Muße finden zu beschaulichem Künstlerstreben, zu Schöpfungen von künstlerischer Harmonie. Unsere Zeit ist eine Dissonanz, deren Auflösung noch weitab liegen kann, und so müssen auch die Verkündigungen der Zeitmuße nothwendigerweise Dissonanzen sein, welche in künstlerischen Einklang aufzulösen einer glücklicheren Zukunft vorbehalten werden muß.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erklärt sich der ungeheure Erfolg der „Mysterien von Paris“ von selbst. Sie sind, was auch die breiweiche Sentimentalität und die hölzerne, unfruchtbare Kathedermoral dagegen vorbringen mag, ein Spiegel unserer Zeit und es gehörte Genie und Muth dazu, ihr denselben vorzuhalten. Ja, die Gesellschaft ist verdorben bis in's Mark und geht unaufhaltsam ihrem Ruin, aber auch ihrer Wiedergeburt entgegen. Mit vornehmem Ignoriren oder heuchlerischem Lügneren lockt man keinen Hund mehr vom Ofen. Euer moralisirendes, tugendhaftes Achselzucken bessert die Entwürdigung der untern Klassen um kein Haar. Wie unter diesen die Brutalität

des Verbrechens, so grassirt unter euch das Raf-
finement des Lasters. Ihr habt durch jahrhun-
dertlange Verstockung gegen das Gesetz der ewigen
Gerechtigkeit das Proletariat geschaffen und das
Gespenst des Pauperismus heraufbeschworen —
nun seht zu, wie ihr mit demselben fertig werdet.
Ihr habt das Geld zum alleinigen Gott gemacht,
seht zu, daß ihr nicht allesammt dem glühenden
Moloch zum Opfer fallet. Ihr habt von Liebe
gesprochen und Haß geübt, sein Stachel wird sich
gegen euch kehren. Ob es noch Zeit sei, das Un-
abwendliche wenigstens zu mildern, wer mag es
wissen?

Als echter und gerechter Franzose hat Sue in
seinen „Geheimnissen von Paris“ die praktischen,
unmittelbar auf der Materie fußenden Zeitfragen
zu Hebeln seiner romantischen Schilderungen ge-
macht, anders in seinem neuesten, derzeit noch un-
vollendeten Werke, im „ewigen Juden.“ Ich muß
hier mein obiges Wort wiederholen, daß die prak-
tische Natur der Engländer und Franzosen der
ideellen Seite des Lebens meist nur dann sich zu-
kehrt, wenn dieselbe vortheilhaft oder bedrohlich in
die Wirklichkeit eingreift. Als ein solches Ein-
greifen, und zwar als ein bedrohliches, erschien un-
serm Autor das in neuester Zeit in regster Thätigkeit
wieder erwachte Treiben der Jesuiten, und dieses
Treiben nach dem umfassendsten Maßstab und bis
ins Speziellste hinein zu charakterisiren, machte sich

Sue sofort in seinem „ewigen Juden“ zur Aufgabe. Ich bin meines Theils kein Jesuitenriecher, ich halte die Furcht vor dem Jesuitenorden, als solchem, vielfach übertrieben, während ich sie mehr auf unsere zahllosen Jesuiten in Staat und Kirche hingelenkt wissen möchte, welche das Ordensgelübde nicht abgelegt haben, aber dessen ungeachtet muß mir, wie jedem rechtlichen Menschen, Sue's Unternehmen als ein sehr verdienstliches erscheinen. Schon die Wuth aller Dunkelmänner über dasselbe, die Explosionen des pfäffischen Grimms von den Kanzeln herab bürgen dafür, und gewiß hätte der pfiffige Loyolait, der die Julrevolution so — hast nicht gesehen? — in seine bodenlose Tasche zu escomotiren wußte, trotz seines Geizes viel darum gegeben, wenn der „ewige Jude,“ wie es Anfangs den Anschein hatte, wirklich Fiasco gemacht hätte. Das kam aber anders. In Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, in alle Sprachen übersetzt, ist Sue's neuestes Werk im Stande, allgemeiner und erfolgreicher gegen die Jesuiterei zu wirken, als alle möglichen protestantischen Angstpredigten, Abhandlungen und Gustav=Adolfs=Bereine obendrein. Der unerschöpfliche, hinreißende Zauber der Phantasie unseres Autors und seine außerordentlich spannende Darstellungsgabe, vermöge welcher er seine Stoffe so drastisch zu gestalten vermag, muß ihm die von ihm erschwungene, unerhörte Wirksamkeit auch für die Zukunft sichern, und schon

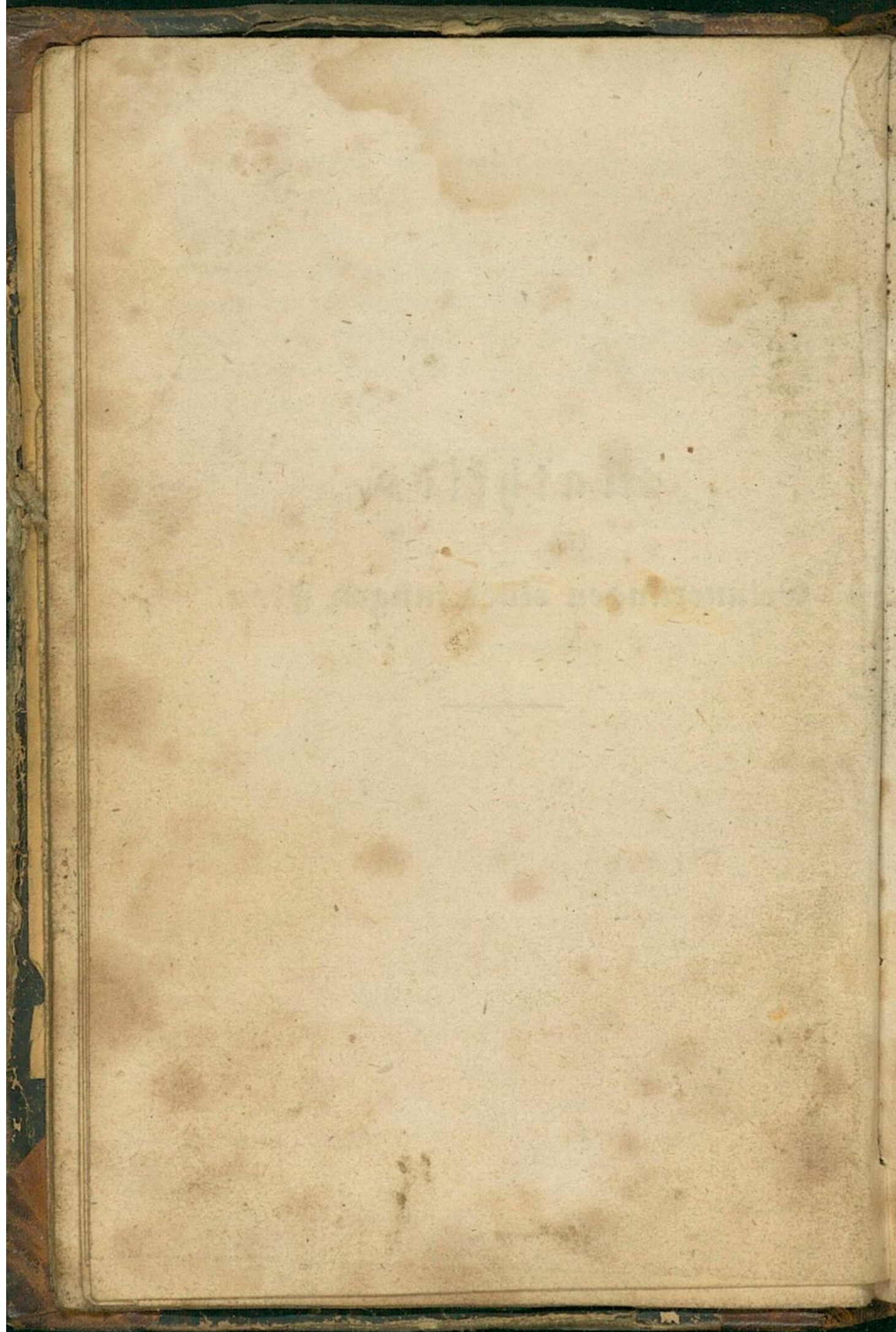
diese unerhörte Wirksamkeit macht ihn, der von Andern allerdings an epischer Ruhe, psychologischer Feinheit, plastischer Charakteristik und harmonischer Abrundung übertroffen werden mag, zu einem der bedeutendsten Romandichter aller Zeiten. Daß seine Dichtungen nur Krankheitsbülletins der europäischen Menschheit sind und sein können, ist nicht seine Schuld.

Stuttgart, den 1. März 1845.

Scherr.

Mathilde.

Erinnerungen einer jungen Frau.



E i n l e i t u n g.

Erstes Kapitel.

Das Kaffeehaus Leboeuf.

Gegen das Ende des Monats Dezember 1838 sah man (und man sieht es wahrscheinlich noch) in der Straße St. Louis im Marais ein bescheidenes Kaffeehaus, genannt das Kaffeehaus Leboeuf, dem alten Hotel Orbesson gegenüber, dessen geräumige und traurige Räume, nachdem sie mehrere Generationen hindurch von einer Familie des Civilstandes bewohnt worden, nun zu vermiethen waren.

Der letzte Eigenthümer des Hotels, der Präsident Orbesson, starb wenige Monate nach der Restauration.

Im Monat Oktober 1838 verschwand die Aushängetafel. Ein alter Thürsteher, die Wache des Hotels, verließ es, und ein Miethsmann nahm Besitz von diesem düstern Gebäude, das aus zwei Stockwerken, einem Hofraum und Garten bestand. Das große wurmstichige Thor, das auf die Straße führte, war auf beiden Seiten von zwei Nebenflügeln umgeben, die als Küche, Speisekammer und Gesindestuben dienten.

Obwohl nun das Hotel Orbesson bewohnt war, schien es doch eben so öde, eben so einsam, als vorher.

Dichtes Gras wucherte noch immer auf der Schwelle der großen Pforte, die sich seit der Ankunft des letzten Miethsmannes, eines Obrist Ulrich, noch nie geöffnet hatte.

In den volkreichen und eleganten Stadtvierteln von Paris ist man, so zu sagen, vor der Schmähsucht, Verläumdung und Neugierde seiner Nachbarn gesichert. Ein Jeder ist dort mit seinen Arbeiten oder seinen Vergnügungen zu sehr beschäftigt, um seine Zeit mit diesen fabelhaften Geschichten, diesem boshaften und unermüdlichen Spioniren, das zu den Herrlichkeiten der Provinz gehört, verlieren zu können.

Dem ist nun freilich in gewissen abgelegenen Quartieren nicht so, denn diese sind im Allgemeinen von kleinen Kapitalisten und ehemaligen Angestellten bevölkert, welches lauter ungeheuer müßige und leidenschaftlich neugierige Leute sind, die da vollauf zu thun haben, ihr gebieterisches Bedürfniß, zu wissen, was auf der Straße oder bei den Nachbarn vorgeht, zu befriedigen.

Diese ehrlichen Bürger, die sich's so angelegen sein lassen, ihre Einbildungskraft zu üben, fordern, zu ihrem Lobe sei's gesagt, keine besonders wichtigen Thatfachen, um sie nach ihrem Dichtertalent ausmalen und ausschneiden zu können. Der geringste Umstand genügt ihnen, die fürchterlichsten Geschichten aufzustellen, an welchen sie mehrere Monate glücklich und zufrieden zu leben haben.

Aber wenn die Person, die sie ausspioniren, ihnen hartnäckig nicht einmal den Vorwand zu einer Fabel leiht, wenn sie sich mit einem undurchdringlichen Geheimniß umgibt, so steigert sich die ungestillte und unbezähmbare Neugierde der Müßigen bis zur Wuth. Und um diese ihre Lieblingsneigung zu befriedigen, wagen sie dann das Aeußerste.

Während eines dreimonatlichen Aufenthalts im

Marais war es dem Obrist Ulrich schon gelungen, diese Art rasender Neugierde bei seinen Nachbarn zu erregen, welche bereits Alle Kunden des Kaffeehauses Leboeuf waren, das, wie wir bereits gesagt, dem Palast Orbesson gegenüberlag.

Nichts schien forderbarer als das Leben des Obristen; seine Fenster waren immer geschlossen, niemals ging er aus, es hätte denn, ohne Zweifel, ganz geheimnißvoll durch eine kleine Gartenthüre geschehen müssen, die in ein abgelegenes Gäßchen führte. Ein großer, mürrisch aussehender Mann schien sein Bedienter zu sein.

Jeden Morgen empfing ein kleines Dienstpörtlchen einen Korb mit Vorräthen, die ein Speisewirth der Umgegend zu liefern beauftragt war, dann schloß es sich alsobald wieder.

Auf die Ausbeute dieses einzigen Umstandes beschränkt, machten sich nun die Neugierigen an den Lieferanten und suchten durch die Besichtigung der Vorräthe, die man ihm brachte, auf die Sitten und den Charakter des Obrist zu schließen.

Trotz ihrem erfinderischen Geiste konnten aber die Kunden des Kaffeehauses Leboeuf keine richtige Schlussfolge aus diesen gemachten Erkundigungen ziehen.

Der Obrist schien sich mit sehr einfacher und mäßiger Kost zu ernähren. Und doch gaben mehrere Leute voll Einbildungskraft zu verstehen, daß er das Geflügel, das man ihm brachte, auch roh essen könne. Diesen Bemerkungen, die des Gehalts nicht zu erman-geln schienen, gab man aber, für den Augenblick wenigstens, keine Folge.

Die letzte und wichtigste Bemerkung aber war, daß der Briefträger noch keinen einzigen Brief in's Hotel Orbesson gebracht hatte. Seit drei Monaten hatte Niemand die Schwelle dieser Wohnung überschritten. Es läßt sich denken, daß mancherlei List angewandt wurde, dem Diener des Obrist einige

Worte abzugewinnen, oder einen Blick in das Innere des Hotels werfen zu können. Alle diese Bemühungen waren vergeblich. Die Nachbarn, zu einer verdoppelten und verschärften Beobachtung, zu einem immerwährenden Auflauern hingerissen, machten das Kaffeehaus Leboeuf zum Mittelpunkt ihrer Operationen.

An der Spitze dieser Neugierigen befanden sich die beiden Brüder Godet, zwei Hagestolze und Ex-Angestellte bei der Lotterie. Seit der Ankunft des Drift im Hotel Drbesson hatten diese beiden alten Knaben eine Beschäftigung oder einen Endzweck für ihr bis dahin ziemlich farbloses Leben gefunden. Begierig und erpicht, zu entdecken, wer der geheimnißvolle Unbekannte sei, bildeten sie jeden Tag neue Pläne, machten sie neue Versuche, das lebendige Räthsel zu entziffern, das sie halb verdrüsslich machte.

Die Wittwe Leboeuf, Wirthin des Kaffeehauses, diente den beiden Brüdern als Hülfsmittel. Abgesondert hinter den Kirschwassergläsern und den Geldrollen, die ihren Zahltisch zierten, hatte sie ihre großen Augen immerwährend auf die Thüren des Hotels geheftet.

Wenn man über die Beharrlichkeit, eine Einöde auszuspioniren, erstaunen könnte, so würde man vergessen, daß sogar die Eitelkeit des Spionirsystems unserer Müßigen ein mächtiger Magnet für ihre Neugierde sein mußte. Sie hofften jeden Tag irgend einen wichtigen Punkt enthüllen zu können.

Es war, wie schon gesagt, zu Ende des Monats Dezember.

An der Wanduhr des Kaffeehauses hatte es so eben zwölf geschlagen, und Frau Leboeuf, mit der Nase an den Fensterscheiben, theilte ihre Aufmerksamkeit zwischen dem in großen Flocken fallenden Schnee und der Thüre des Hotel Drbesson.

Die Wittwe war erstaunt, die beiden Brüder Godet,

ihre getreuen Kunden, heute noch nicht gesehen zu haben, da sie sonst regelmäßig bei ihr frühstückten.

Endlich sah sie dieselben am Fenster vorbeigehen; gleich hernach traten sie ein und entledigten sich ihrer schneebedeckten Mäntel.

„Guter Gott! mein älterer Herr Godet, was haben Sie denn an der Stirne?“ rief die Wittwe, als sie den Verband sah, der um den Kopf ihres Kunden geschlagen war.

Der ältere Herr Godet war ein großer, kahlköpfiger Mann, mit starker Gesichtsfarbe, einem vorragenden Bauche und einer ernstern, bezeichnenden, wohl etwas wichtigthuenden Physiognomie. Er hob ein wenig die schwarzseidene Binde, die sein linkes Aug bedeckte, und antwortete mit entrüsteter Miene und einer tiefen Tenorstimme, die dem Vorsinger einer Kathedrale Ehre gemacht haben würde: „Das kommt von diesem Teufelskerl, dem Robin des Bois.“

(Mit dieser sinnreichen Benennung hatten nämlich die Neugierigen des Kaffeehauses Leboeuf den Bewohner des Hotel Orbeffon beehrt.)

„Das kommt von den Manieren dieses Teufelskerls, des Robin des Bois,“ wiederholte der jüngere Herr Godet, der ein eigentliches Echo seines Bruders war.

„Guter Gott im Himmel! so erzählen Sie mir doch geschwind, wie sich das zugetragen hat,“ rief Madame Leboeuf vor Ungeduld zitternd.

„Ganz einfach, meine liebe Frau Leboeuf,“ sagte der Ex-Angestellte. „Man muß einmal in's Reine kommen mit diesem Abenteurer, diesem Bagabunden, diesem Schwärmer, der in seiner Höhle hockt, wie ein wildes Thier. (Und wenn ich ihn ein wildes Thier nenne, so schmähe ich weder seine Ehre noch seine Moralität, sondern ich stelle die einfache Frage auf: Wenn er nichts Böses thut, oder noch nie gethan hat, warum

braucht er sich denn zu verbergen wie ein wildes Thier?)“

Nach dieser triumphirenden Einschaltung schob der ältere Herr Godet die Binde neuerdings vom linken Auge weg.

„Allerdings, warum sollte er sich verbergen?“ wiederholten die aufmerksamen Kunden.

„Da haben wir aber unsre schöne Regierung,“ versetzte Herr Godet mit Bitterkeit, „sie weiß die Verschwörer zu finden, zu umzingeln und festzunehmen, aber wenn es sich um das Heil, um die Ruhe friedlicher Bürger handelt, da, gehorsamer Diener, meine Herren! da gibt es nicht mehr Gerichtsdienere und Polizeibeamte, als unter den Wilden.“ —

„Als unter den Wilden,“ wiederholte der jüngere Herr Godet. —

„Bei den gefährlichen Umständen, in welchen wir uns befanden, und ganz meiner eigenen Kraft überlassen, meine arme Frau Leboeuf,“ nahm der ältere Herr Godet wieder das Wort, „was habe ich gethan? was sollte ich thun? Hören Sie, ich sagte zu mir selbst: Godet, Du bist ein braver, rechtschaffener Mann, Du hast eine Pflicht zu erfüllen, eine große Pflicht! thue, was sie Dir gebietet, und entstehe daraus, was da wolle, Godet... In Deiner Nachbarschaft lebt ein Bagabund, ein Abenteurer, ein Schwärmer, der, Angesichts einer ganzen Gasse, eines ganzen Quartiers, sich unverschämter Weise seit Wochen, seit Monaten, verborgen halten darf, ohne daß die Regierung einschreitet, um diesem öffentlichen Skandal ein Ziel zu setzen!!!“

„Und wahr ist's, daß es ein Skandal ist,“ sagte die Frau Leboeuf; „es ist unmöglich zu wissen, was solche Nachbarn thun, die sich nie zeigen. Da ist man ja wohl genöthigt, ihnen Uebles nachzureden!“ —

„Es ist ein abscheuliches Skandal,“ erwiderte der ältere Herr Godet; „ich sage es nicht nur, ich beweise

es auch, es ist augenscheinlich, es ist handgreiflich, daß er gemein von seinen Mitbürgern denkt, indem er sich hartnäckig ihrem strengen, jedoch richtigen Urtheil entzieht. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. . . .“

Frau Leboeuf faßte das Wohlgeeynete dieses philosophischen Spruches nicht auf, sie rief, ungeduldig den Thatbestand zu vernehmen: „das ist Alles wahr, Herr Godet, aber aus welchem Grunde haben Sie denn diese Binde vor dem Auge?“

„Das sollen Sie gleich hören, meine liebe Frau Leboeuf. Gestern rief ich meinen Bruder, meinen würdigen Bruder, und sagte zu ihm: Dieudonne, *) dieser unerträgliche Mißbrauch muß einmal sein Ende nehmen; wir müssen, und sollte es uns das Leben kosten, wir müssen wissen, wer dieser Abenteurer ist. Ich verhehle Dir nicht, mein Bruder, sagte ich zu Dieudonne, daß von dieser Frage meine Gesundheit abhängt. Seit den drei Monaten, die dieser Ueberläufer in unserm Quartier verlebt, suche ich vergeblich zu wissen, wer er ist und was er thut, ich vermag es nicht länger auszuhalten, die Ungeduld verzehrt mich; ich habe gräuliche Träume, ein abscheuliches Alpdrücken. Ich denke nur an diesen geheimnißvollen Unbekannten, der meine physischen Einrichtungen bis zu solchem Punkte stört und aufregt. Ja, meine arme Frau Leboeuf, es ist gewiß, wie ich die Ehre habe, es Ihnen anzuvertrauen, meine physischen Einrichtungen werden gestört und höchlich aufgeregt. Deshalb sprach ich auch bei mir selbst: Godet, Du wirst doch nicht Dein eigener Schlächter sein, und Dir zum Vergnügen dieses Abenteurers ein Grab öffnen! Dieses Geheimniß beunruhigt Dich über alle Maßen, Godet, wohl an denn! enthülle dies Geheimniß, und Du wirst würdig sein, Deine Ruhe wieder zu erhalten, die dieser Bagabund so boshaft gestört hat. Gesagt,

*) Dieudonne, von Gott gegeben, Gottesgabe.

Anmerk. des Hch.

gethan, meine liebe Frau Leboeuf. Gestern, bei Anbruch der Nacht, entlehne ich von unserm Nachbar, dem Müller, eine Leiter; mit Dieudonne gehe ich über die Straße; wir gelangen in das Nebengäßchen, wo die kleine Gartenthüre des Robin des Bois ist; ich lehne die Leiter an die Mauer, ich steige hinauf; es war noch hell genug, um in den Garten und in das Innere des Hauses sehen zu können. . . ."

"Und nun?" rief Frau Leboeuf.

"Und nun, Madame, im Augenblick, wo ich den Kopf vorschiebe, um über die Mauer sehen zu können, knallt ein Flintenschuß. . . ."

"Herrgott im Himmel! ein Flintenschuß!" rief die Wittwe.

"Ein wirklicher Flintenschuß, Madame, ein wirkliches Attentat auf mein eigenes Leben; mein Hut fällt ab, ich fühle mich an der Stirne und am Auge wie von tausend Nadelspitzen getroffen, und ich höre die Stimme (die ich unter tausenden wieder erkennen würde), ich höre die Stimme des Janitscharen, des Gehülfs dieses Abenteurers, der mit wildem und spötelndem Tone mir zurief: Ein andermal wird statt Pulverstaub grobes Blei kommen; ein andermal wird man statt auf den Hut auf das Gesicht zielen. . . . Nun sehen Sie, meine arme Frau Leboeuf, wo ran wir mit unsrer Regierung sind. Sie sehen, daß friedliche Bürger auf den Mauern . . . auf den höchsten Mauern niedergemetzelt werden!!"

"Das ist ja aber ein Mordanschlag!" schrieen die Kunden alle.

"Ach! welch' Ungeheuer von einem Menschen!" sagte Frau Leboeuf, "man muß zum Commissarius gehen, man muß Zeugen herschaffen."

"Das ist's gerade, was ich zu mir sagte, zu mir selbst, als ich schleunig die Leiter hinabstieg, meine liebe Dame Leboeuf; ja . . . ich sagte zu mir . . . Godet, Du mußt auf der Stelle Klage beim Magi-

strat einlegen. Aber Sie werden sehen, welche Regierung wir haben. Ich trat eine Viertelstunde nachher beim Kommissär ein, als man so eben seine Laterne anzündete . . . seine Laterne! Ein spöttelndes Sinnbild, wenn es die Scharfsichtigkeit des Beamten bedeuten sollte. Ich brachte die beweisleistenden Gegenstände mit, meinen durchlöcherten Hut und meine ganz blaue Stirne. . . ."

"Und nun?"

"Und nun, Frau Leboeuf, sagte mir der Kommissär, ja, er hat die Unverschämtheit gehabt, mir zu sagen, daß ich nur erhalten, was ich verdiente, daß, ohne die Achtung, die ich seit zweiundzwanzig Jahren und einigen Monaten in unserm Quartier genieße, er gezwungen wäre, mich, als strafbar des Einbruchs in ein bewohntes Haus, gerichtlich zu belangen."

"Wie gräßlich!" schrie Frau Leboeuf.

"So kann denn," fuhr der ältere Herr Godet mit bitterer Ironie und ciceronischem Nachdruck fort, "so kann denn ein Abenteurer hieherkommen und auf unverschämte Weise die öffentliche Neugierde erregen, indem er sich jedem Blicke entzieht, und ein ehrlicher, in gutem Ruf stehender Bürger soll erschossen werden, ungestraft erschossen werden, weil er versucht hat, sich aus diesem Zustand der Qual, der Unruhe und der Verwirrung zu reißen, in welchen ihn die Unbekanntheit mit einem Geheimniß stürzt, das vielleicht auf das öffentliche Wohl Einfluß hat. . . . Hören Sie, Frau Leboeuf," fügte Herr Godet im Drakelton bei, indem er sich der ganzen Länge nach aufrichtete, "hören Sie, ein großer Mann hat gesagt, ich weiß zwar nicht welcher, aber gleichviel, ein großer Mann hat gesagt: Jedes Bürgers Haus sollte aus Glas bestehen. Ich gebe das Beispiel, man ahme mich nach, mein Haus ist von Glas, ein eigentlicher Pokal, man blicke hinein, und man wird mich der Ruhe meiner Mitbürger geweiht sehen . . . man . . ."

Herr Godet konnte seine hochtrabende Rede nicht beendigen. Ein niederdonnerndes Ereigniß schnitt ihm das Wort ab. Eine sehr schöne, mit Wappen bemalte und mit prächtigen Pferden bespannte Kutsche hielt vor dem großen Thor des Hotel Orbeffon.

Diese Kutsche war im Schritt gekommen, ihre aufgezogenen Vorhänge zeigten, daß sie leer sei. Ein reichgalonirter Jäger stieg vom Sitze, den er neben einem Kutscher eingenommen hatte, der mit einem amaranth-gefütterten Pelzmantel bekleidet war. Kaum hatte der Jäger den Klopfer des Thores berührt, als zum ersten Mal seit drei Monaten, dasselbe sich öffnete, um die Kutsche einzulassen, und sich dann sogleich wieder schloß. Die Müßigen des Kaffeehauses Leboeuf betrachteten sich mit erstaunter Miene. Sie wollten sich, ohne Zweifel, schon mit den übertriebensten Auslegungen befassen, als das Thor sich von Neuem öffnete.

Die Kutsche fuhr schnell heraus; man konnte einen noch jungen Mann, mit sonnenverbranntem Gesicht, nachlässig darin sitzen sehen. Er trug die weiße Uniform eines ungarischen Husaren, mit dem blauen, mit Goldstickereien geschmückten Kragen. An seinem Halse und auf seiner Brust strahlten ein Kreuz und fremde Ordenssterne.

„Aha! Robin des Bois ist also ein großer Herr aus fernem Lande?“ rief der ältere Herr Godet.

„Er hat eine ziemlich schöne Figur, aber eine übermüthige Miene,“ sagte Frau Leboeuf.

„Habt Ihr diese zwei Lakaien gesehen, der Eine in Gold, der Andere in Silber?“ fragte der jüngere Herr Godet.

„Ei sieh doch . . . sieh doch . . . sieh doch! . . . mich, der ich im Grund meines Herzens glaubte, daß, ungeachtet seines Obristentitels, der Abenteurer, der Ueberläufer, der Bagabund, so eine Art zurückgezogen lebender Bankerottmacher sei,“ fügte der ältere Herr Godet zischend bei.

„Mir kommt eine Idee, meine Herren!“ rief Frau Leboeuf. „Es ist vielleicht ein Schauspieler? Ich habe im olympischen Cirkus Bereiter auf solche Art gekleidet gesehen.“

„Aber,“ sagte Herr Godet, „würde denn diese prächtige Kutsche der Truppe angehören? Und überdies spielt man am hellen Tage nicht Komödie.“

„Es fällt mir ein,“ sagte Frau Leboeuf, „daß der garstige Mann, der bei Robin des Bois wohnt, Sie jetzt vielleicht eintreten ließe, weil sein Herr abwesend ist!“

„Sie haben Recht, meine liebe Frau Leboeuf, Sie haben Recht,“ sagte Herr Godet; „unter welchem Vorwand kann ich aber in diese Wohnung gelangen?“

„Sagen Sie einfach, Sie möchten sich entschuldigen über das, was gestern Abend vorgefallen ist,“ sagte schüchtern der jüngere Godet.

„Wie! mich entschuldigen . . . daß er mich nicht ganz einäugig gemacht? Dieudonne, Sie sind ein Narr. Ich will im Gegentheil Klage über seine gestrige Unhöflichkeit führen, es wird dies ein Mittel sein, die Unterhaltung anzuknüpfen. Sie werden sehen.“

Dies sagend, ging Herr Godet hinaus, und klopfte an der kleinen Thüre.

Das düstere Gesicht des Bedienten unsers Obrist Ulrich erschien im Fensterladen.

„Was wollen Sie?“ sagte er.

„Ich bin es, der ich gestern . . . erhalten. . . .“

„Sie werden noch auf ganz andere Weise erhalten, wenn Sie nochmals kommen!“ antwortete der Bediente, indem er heftig den Laden schloß.

Ganz verblüfft kam Herr Godet zu seinen Mitschuldigen zurück, und im Kaffeehaus Leboeuf fuhr man fort, die tollsten Vermuthungen über den Obrist Ulrich aufzustellen, als dieser interessante Gegenstand der Unterhaltung durch das Rollen einer Kutsche unterbrochen wurde, die ebenfalls vor dem Hotel Orbeffon hielt.

Der Obrist kam zurück; und im Augenblick nachher fuhr die Kutsche, die ihn gebracht, im Schritt wieder weg. Herr Godet folgte ihr; er versuchte eine Unterhaltung mit dem Kutscher oder dem Jäger anzuknüpfen; aber er brachte kein Wort von ihnen heraus, sei es, daß sie nicht französisch verstanden, oder daß sie dem Fragesteller nicht antworten wollten. Aus diesem hartnäckigen Stillschweigen schlossen Herr Godet und seine Freunde, daß der Obrist Ulrich durch Stumme bedient werde, was den Schrecken, den er einflößte, noch unendlich vermehrte.

Gehörte diese Kutsche ihm? Es war unmöglich diese Frage zu lösen.

Den folgenden, den nächstfolgenden und die nachher kommenden Tage erwarteten die Kunden des Kaffeehauses den Wagen vergebens, er erschien nicht mehr.

In den einsiedlerischen Gewohnheiten des Robin des Bois schien sich Nichts geändert zu haben. Die Neugierde der Brüder Godet war noch heftiger erregt, seit sie wußten, daß der Obrist jung und schön sei und ohne Zweifel eine hohe Stellung in der Gesellschaft einnehme.

Man verschwendete die herrlichen Beinamen eines Bagabunden und Abenteurers nicht mehr an ihn, sondern man begnügte sich, ihn Robin des Bois zu nennen, indem dieser Zuname ganz auf sein mysteriöses Dasein zu passen schien. Nun aber wurden die beiden Brüder Godet von einer neuen Grille geplagt; es handelte sich nun darum, zu entdecken, ob der Obrist, den man nie über die Straße gehen sah, etwa durch das kleine Hinterthürchen ausgehe. Zu diesem Ende hin, wurden zwei Gassenbuben in jeder Ecke der Straße als Schildwachen ausgestellt, die vorgeblich Ball spielen mußten, heimlich aber beauftragt waren, zu beobachten, ob Jemand an der kleinen Thüre erscheinen würde. Drei Tage lang blieben die Kinder treulich auf ihrem Posten, sie erblickten aber Niemand.

Die Brüder Godet, von dem Dämon der Neugierde überwältigt, der sie noch auf verwegeneren Unternehmungen leiten sollte, hatten die Geduld, sich ihrerseits während zwei ganzen Tagen am Eingange des Gäßchens in Hinterhalt zulegen, um sich von der richtigen Berichterstattung der Knaben zu überzeugen; sie sahen aber ebenfalls Niemand ein- noch ausgehen. Der Schnee war durch einen starken Frost ersetzt worden, und somit konnte man keine Spur von Schritten in dem Gäßchen auffinden.

Die Kunden des Kaffeehauses Leboeuf erkannten siegesfreudig, daß wenn Robin des Bois am Tage nicht ausgehe, es bei Nacht geschehen müsse. Um dessen gewiß zu sein, verfiel der ältere Herr Godet auf eine List, die der letzte der Mohikans gewiß angewandt haben würde, um den Abdruck der Mocassin eines Detektivkriegers zu erhalten.

Nun breiteten einst an einem dunklen Abend die beiden Brüder eine dichte Lage zusammengestampfter Asche vor der kleinen Gartenthüre und in der ganzen Breite das Gäßchen aus, dann zogen sie sich zurück, entzückt über ihre Erfindung. Es läßt sich nicht beschreiben, mit welcher Unruhe und mit welcher Herzensangst sie am folgenden Morgen bei Tagesanbruch dem Gäßchen zueilten . . . Kein Zweifel mehr . . . Robin des Bois ging bei Nacht aus. Seine in der Asche abgedrückten Fußtritte hatten ihn verrathen. Dieser Thatsache gewiß, brauchten die beiden Brüder ihr Experiment nur zu wiederholen, um in Erfahrung zu bringen, ob die Spaziergänge des Obristen täglich, häufig oder selten unternommen würden. Auf diese Art gelangten sie bald zur Ueberzeugung, daß der Obrist jeden Abend ausgehe, sei es schön oder regnerisch. Wo ging er wohl hin? Die am wenigsten Neugierigen wären es bei solchen Anzeichen geworden.

Die Kunden des Kaffeehauses Leboeuf vereinigten sich zu einer außerordentlichen Berathschlagung: man

beschloß, daß die so unerschrockenen beiden Brüder Godet die erste dunkle Nacht abwarten müßten, um sich dann an beiden Ecken des Gässchens in Hinterhalt zu legen.

So umzingelt, mußte der Obrist nothwendig bei dem Einen oder dem Andern der beiden Neugierigen vorübergehen, der ihm dann, um nicht ertappt zu werden, mit der größten Vorsicht auf dem Fuße nachfolgen sollte; denn nach der Art, wie Robin des Bois das Ersteigen seiner Mauern behandelte, mochte er kaum den Wunsch hegen, Fremde in die Gewohnheiten seines mysteriösen Lebens einzuweihen.

Zweites Kapitel.

Der Brief.

Am Morgen nach dem von den beiden Brüdern vorgehabten Feldzuge war Frau von Leboeuf früher als gewöhnlich aufgestanden und trippelte von ihrem Zahltische zur Thüre, von der Thüre zum Zahltische mit unausstehlicher Unruhe.

War die Unternehmung der Brüder Godet gelungen? hatten sie Gefahren zu bestehen?

Sowie die Kunden nach und nach erschienen, vermehrte sich auch die allgemeine Neugierde.

Einer der Müßigen, nachdem er die ganze Nacht hindurch nachgedacht und die bereits gemachten Entdeckungen zusammengefaßt, hatte gleich Anfangs erklärt, daß es nur ein Spion von hoher Herkunft sein könne.

Diese glänzende Idee wurde siegreich widerlegt durch einen der Zuhörer, der bemerkbar machte, daß, da allem Anschein nach Robin des Bois nur bei Nacht ausgehe, es ihm schwierig fallen müßte, dieß ehrliche Gewerbe zu treiben.

Der eigensinnige Bürger antwortete auf diesen Einwurf, daß der Obrist so handle, um jeden Verdacht zu entfernen, was sein Spioniren noch gefährlicher mache.

Ungeachtet dieser interessanten Verhandlung war man doch weit entfernt, die beiden Brüder zu vergessen, man war sogar über ihr langes Wegbleiben erstaunt; es war Mittag, und noch erschien weder der Eine noch der Andere.

Frau Leboeuf erinnerte sich der Geschichte mit dem Flintenschuß und irgend einen tragischen Ausgang befürchtend, wollte sie so eben ihren Kellner ausschicken, um Erkundigungen über die Herrn Godet einzuziehen, als sie erschienen.

Ein allgemeiner Ausruf der Neugierde galt ihrem Empfang.

„Und nun! und nun!“

„Und nun! wir haben was Schönes erfahren,“ antwortete der ältere Herr Godet mit düsterer Miene.

Jetzt erst gewahrte man, daß die beiden Brüder bleich wie Gespenster aussahen. Mußte man diese Blässe den Mühseligkeiten der vorhergehenden Nacht oder dem Nachweh irgend einer großen Gefahr zuschreiben? Wir werden es aus der Erzählung des ältern Godet vernehmen.

Die Kunden des Kaffeehauses bildeten einen Kreis um ihn, als er folgendermaßen begann:

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, meine Herrn, daß, nachdem ich muthvoll mein Leben der Entdeckung des finstern Geheimnisses geweiht, an welchem, ich darf es bezeugen, allen rechtschaffenen Leuten gelegen ist, es ...“

„Dann sagen Sie es nicht!“ bemerkte weislich ein Zuhörer.

„Wie so?“ antwortete Herr Godet.

„Ganz natürlich,“ erwiederte der Kunde, Sie fan-

gen an: „Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen! ... und dann sagen Sie es doch ... und dann ...“

„Gut! es ist ja gut so!“ schrieen Alle wie mit einer Stimme. „Sie können doch Nichts als Dummheiten sagen, Herr Dumont; fahren Sie doch fort, Herr Godet; fahren Sie fort, wir hören Ihnen mit Leib und Seele zu.“

„Gestern also,“ nahm Herr Godet wieder das Wort, „legten wir uns, Dieudonne und ich, an den beiden Enden der Straße in Hinterhalt, mit dem festen Entschluß, das oben besagte, finstere Geheimniß zu durchdringen. Die Glocke unserer Pfarrkirche schlug sieben ... Niemand kam; acht Uhr ... Niemand; neun Uhr ... Niemand; zehn Uhr ... Niemand; elf Uhr ... immer Niemand ...“

„Welche Aufopferung! bei solcher Kälte so lang zu warten!“ schrieen die versammelten Zuhörer.

„Wie sehr hätten Sie eine Bowle Glühwein nöthig gehabt!“ seufzte Frau Leboeuf.

„Das machte mich nicht staunen!“ erwiderte Herr Godet in philosophirendem Tone. „Nein, sehen Sie, ich, meine Herrn, ich staunte nicht über diese Bözgerung; ich erwartete sie. Ich hatte zu mir gesagt: Godet, wenn Etwas vorgehen sollte, so erwarte, daß dies erst um Mitternacht geschehen wird; es ist so gewöhnlich die Verbrecherstunde, voraus bei gewissen Unternehmungen ... die ... aber greifen wir der Erzählung nicht vor. Es hatte kaum zwölf geschlagen, als ich deutlich kriß kriß das Schloß der kleinen Thüre öffnen höre.“

„Ach, endlich!“ sagten die Zuhörer.

„Wie hat das Herz Ihnen schlagen müssen, Herr Godet!“ versetzte die Limonadehändlerin. „Mir wäre übel geworden, mir ...“

„Die Natur hat mich mit der Gabe des Muthes ausgestattet, den jeder Franzose in sich trägt, meine liebe Frau Leboeuf. Ich schlug mein Oberkleid wohl

über einander, und schickte mich an, unserem Manne zu folgen; ich empfand jedoch etwas kalten Schweiß, der mir ins Gesicht stieg, was ich für eine äußerliche Einwirkung der Temperatur hielt. Ich hörte Robin des Bois ... oder vielmehr, nein. Er ist dieses Zunamens nicht einmal würdig, er soll einen andern diesmal wohlverdienten und hundert Mal fürchterlicheren haben. Doch greifen wir der Erzählung nicht vor. ... Ich hörte Robin des Bois meinem Versteck zukommen, er hatte einen sonderbaren, schrecklichen Gang, einen Gang, den ich fast vom Gewissen gefoltert nennen möchte. Ich halte meinen Athem zurück, ich drücke mich hart an die Mauer. Es war so dunkel, daß er mich nicht sah. Er geht vorüber und ich halte mich an seine Schritte mit der Filzigkeit des Hundes, der seine Beute verfolgt, wenn ich mich so ausdrücken darf. Dieudonne, der ihn meiner Richtung zugehen hörte, eilt herbei, und wir folgen unserm Mann, oder vielmehr unserm ... doch greifen wir der Erzählung nicht vor; wir gehen ihm nach, immer nach, immer nach. ... Herrgott! war er denn vom Bösen geplagt, dieser Unglückliche, daß er nicht sah, wie wir ihm auf den Fersen waren!"

"Es ist haarsträubend," sagte die Wittwe, "wenn man bedenkt, daß er Ihrer gewahr werden konnte!"

"Für diesen Fall, Madame, hatte ich eine Antwort bereit, eine Antwort, die ich, in der Voraussetzung eines Anfalls, sorgfältig ausgearbeitet hatte."

"Und diese Antwort?"

"Diese Antwort war ganz einfach: „Die Straße gehört Jedem,“ antwortete Herr Godet in heroischem Tone.

"Wie war er gekleidet?" fragte Frau Leboeuf.

"Er schien mit einem schwarzen Mantel und einem großen Hute bekleidet. Nach unzähligen Umwegen kommen wir endlich an ... errathen Sie wo?"

Ich gebe es Ihnen in hundert, in tausend, in zehntausendmalen aufzurathen . . ."

"Wir geben es aber auf," riefen einstimmig die Kunden des Kaffeehauses.

"Herr Godet, haben Sie Mitleid mit uns," sagte Frau Leboeuf.

Nachdem der Kapitalist sich einen Augenblick an der allgemeinen Ungeduld ergötzt hatte, sagte er mit hohler, dumpfer Stimme: "Wir kommen an . . . ach, meine Herren!"

"Nun so sagen Sie's doch!"

"Wir kommen auf dem Kirchhof Pere la Chaise an."

"Auf dem Kirchhofe Pere la Chaise!!!" wiederholte die Versammlung im Tone des höchsten Schreckens.

Frau Leboeuf wurde so ergriffen, daß sie ein Gläschen Rum nahm, um sich von ihrer Gemüthsbewegung zu erholen.

"Ach! was konnte er diese Stunde auf dem Kirchhofe zu thun haben? Gott im Himmel!" rief die Wittwe, als sie getrunken hatte.

"Sie werden es sehen, meine Herren, Sie werden es nur zu gut sehen. Wir kommen am Thore des Kirchhofs an. Es war verschlossen, wohl verstanden, wie sich das bei einer Friedensstätte gehört, damit Nichts die Ruhe der Gräber störe. Dann öffnet unser Mann, das heißt der Mann, denn ich entschlage mich aller Mitschuld und aller Gemeinschaft mit einem solchen Ungeheuer; der Mann öffnet mit einem nachgemachten Schlüssel, einem Dietrich, Hacken, oder einem ähnlichen, eben so häßlichen Instrument; der Mann, sage ich, öffnet die Thüre und schließt sie hinter sich zu."

"Und was thaten Sie dann?" fragte Frau Leboeuf.

"Ich und Dieudonne, wir hatten den Muth, diesem abscheulichen Heiligthumsschänder bis um vier Uhr des Morgens abzuwarten. . . . Es liegt außer Zweifel, daß er diese ganze Zeit zu abscheulichen Entweih-

ungen angewandt hat, wie es in dem berühmten Melodrama, „der Vampyr“ genannt, vorkommt.“

„Ein Vampyr!“ schrie Frau Leboeuf; „glauben Sie, es gebe noch Vampyre? Wie, der gegenüberwohnende Nachbar wäre ein Vampyr! ein Vampyr, ach! welch schreckliche Lust!“

„Gott sei Dank, meine liebe Frau Leboeuf, ich bin nicht so abergläubisch, um an die übertriebene Schilderung der Vampyre zu glauben, wie das Melodrama sie uns gibt; aber ich glaube, man schleiche sich nächtlicherweise nicht auf Kirchhöfe, ohne Bewegungsgründe, die weder Menschliches noch Natürliches an sich haben, wodurch ich mich denn auch bewogen fühle, bis auf weiteres unsern Robin des Bois den Vampyr zu nennen. Bei diesem Anlaß fühle ich denn auch dies Bedürfnis, laut und feierlich zu erklären, daß der, der die Stätte der Gräber nicht ehrt, früher oder später selbst ihre Beute wird; denn die Vorsehung erreicht den Strafbaren immer,“ fügte philosophirend Herr Godet bei.

„Das ist auch ganz einfach, weil man früher oder später stirbt,“ sagte halblaut der unbarmherzige Kritiker des Herrn Godet.

Dieser Letztere warf ihm einen ergriminten Blick zu und endigte folgendermaßen: „Als der Mann, den ich einen Vampyr zu nennen mich nicht scheue, den Kirchhof Pere la Chaise verließ, folgten wir ihm wieder nach, weil es erstens unser Weg war, und es dann, für den Fall eines übeln Zusammentreffens besser sein mußte, zu drei als nur zu zwei sich zu befinden. Endlich gelangte der Vampyr wieder dahin, von wo er hergekommen war, und kehrte durch das Gäßchen zurück in das, was ich kaum seine Wohnung nennen darf... und von wo er ohne Zweifel diese Nacht wieder ausreißen wird, um sein Gewebe finsterner Schrecken fortzusetzen.“

Die Erzählung des Herrn Godet befriedigte seine Zuhörer nicht völlig.

Dieser Besuch auf dem Kirchhof, verbunden mit der glänzenden Erscheinung des Obristen in einer prächtigen Kutsche diente als neuer Text zu den unerforschlichen Auslegungen der Kunden des Kaffeehauses Leboeuf und erregte die öffentliche Neugierde nur noch mehr.

Zwar glaubte, mit Ausnahme der Wittwe, Niemand an ein bestimmtes Dasein der Vampyre, aber das sonderbare Benehmen des Obristen gab nichts desto weniger Stoff zu den abenteuerlichsten Erklärungen.

Als die Verhandlung gerade im vollsten Gange war, trat ein Postbedienter ein und übergab der Frau Leboeuf einen Brief, die ihm dann, in Betracht der strengen Kälte, ein Glas Brantwein als Lohn einzuschicken geruhete.

Diese gute That erfreute sich also bald ihrer Belohnung.

Der Briefträger zog aus seiner Schachtel ein ziemlich großes, schwarzversiegeltes Couvert, sagte zu der Wittwe: „Der Nachbar da drüben ist kein guter Kunde, denn seit drei Monaten habe ich ihm keinen Brief gebracht, das ist aber Einer, der deren mehrere aufwiegt! Ha, ha! es scheint, dieser Obrist Ulrich habe die großen Brocken lieber als die kleinen,“ fügte der Briefträger mit amtsfähiger Miene bei.

„Meine Herren! meine Herren! ein Brief für den Vampyr!“ rief Frau Leboeuf, indem sie das Couvert ergriff und mit triumphirender Miene über ihrem Kopf emporhielt.

Die Kunden eilten herbei und umringten den Zahlstisch.

„Madame! Madame!“ rief der Briefträger und einen Mißbrauch seines Vertrauens befürchtend, streckte er die Hand aus, um seinen Brief zurückzunehmen.

„Nur ruhig, mein Junge, es soll diesem Couvert

kein Leid geschehen! Laß uns nur einen Blick auf die Adresse werfen."

"Gewiß nur einen Blick," fügte Herr Godet bei. Und zitternd vor Aufregung ergriff er den Brief und legte ihn sorgfältig auf den Marmor des Zahltisches.

"Noch ein Glas Branntwein? mein Junge," sagte die Wittwe zum Briefträger; "gleichviel ob Ihr diesen Brief fünf Minuten früher oder später an seine Adresse abgebt!"

Der Briefträger trank sein zweites Glas Branntwein, ohne den Brief aus den Augen zu lassen.

"Geschwind, geschwind," sagte die Wittwe, "wie lautet die Adresse?" Sie las: "Obriß Ulrich, Nummer 38, Straße St. Louis in Paris. — Und das Petschaft? Waffen? — Nein, eine punktirte Raute. —

"Und der Stempel?" fragte ein anderer Neugieriger.

"Bon Paris, diesen Mittag aufgegeben und kostet, in Betracht seiner Schwere, einen Franken Porto," antwortete der Briefträger; "nur her damit, Frau Leboeuf, Sie haben diesen Brief doch hoffentlich genug gesehn." —

"Noch einen Augenblick, mein Junge, Ihr habt eine ganz rothe Nase, trinkt noch ein Glas Branntwein, es macht heute gar schrecklich kalt." —

"Danke, danke, Frau Leboeuf," sagte der Postbediente. "Geschwind! geschwind! meinen Brief!"

Herr Godet und die Kunden betrachteten dieses Couvert mit einer beinahe wilden Gier; sie prüften aufmerksam sein dickes, bläuliches, glänzendes Papier, die feine, geläufige Handschrift.

Plötzlich hielt die Wittwe ihre Stumpfnase an den Brief, und rief: "Oh! das riecht nach Bisam, welch' abscheulicher Geruch!"

Dieses Couvert roch wirklich, um die Wahrheit zu sagen, sehr nach Betsyver, aber gewissen Leuten kommt jeder Wohlgeruch wie Bisam vor. Und der Bisam ist, wie wir so eben gehört, ein abscheulicher Geruch.

Nun schnüffelten wechselsweise alle Nasen der Kunden des Kaffeehauses Leboeuf an dem Briefe.

Es war nur Eine Stimme: „das riecht nach Bisam.“

„Dieser Brief kommt von einer Frau!“ rief Herr Godet mit begeisterter Miene, „und von einer Frau, die Wohlgerüche liebt.“ —

„Puah!“ machte die Wittwe Leboeuf höchst verächtlich und mit verzogenem Maul. —

„Und wer wird überdies einen Brief von solcher Wichtigkeit nicht frei machen! einen Brief, der einen Franken Porto kostet!“ sagte ein andrer Kunde. —

„Das will sagen, daß dieß nur Eine so nichts Besondere, Eine, die gar Nichts ist, sein kann,“ erwiderte Frau Leboeuf achselzuckend, „ein Geschöpf, das Wohlgerüche liebt, und nicht einmal so viel hat, einen Brief frei zu machen!“

„Warten Sie! warten Sie!“ sagte Herr Godet nachdenkend; diese kleine, feine und liegende Schrift... die Nummer vor der Straße... ja! ja! dieser Brief ist ohne Zweifel von einer Engländerin!“

In welcher Beziehung konnte eine Frau, die Wohlgerüche an sich trug, eine Engländerin, zu einem schönen fremden Obristen stehen, der bei Tage nicht ausging und nächtlicherweile die Kirchhöfe besuchte? Das waren Fragen, welche die Kunden gegenseitig stellten. Begierig und lüstern flammten die Augen, die immer noch an dem Couvert hingen. Ohne das Menschengeschlecht falsch zu beurtheilen, darf man gewiß behaupten, daß, wenn es von den Neugierigen des Kaffeehauses Leboeuf abgehangen hätte, den unglücklichen Postbedienten mit einem Schlage zu vernichten, um in den Besitz dieses kostbaren Briefes zu gelangen, der Bote mit dem rothen Kragen in großer Gefahr gewesen wäre.

Die Wittwe konnte sich nicht halten, sie hatte die

Kühnheit, eine Ecke des Couverts aufzuheben, um Etwas von seinem Inhalt entdecken zu können.

Der Briefträger stürzte sich auf den Brief, indem er schrie, daß es sich um seinen Platz und um Gefängnißstrafe handle für einen solchen Mißbrauch des anvertrauten Gutes.

Die Wittwe, die vom Teufel der Neugierde geplagt, keine Gränzen mehr kannte, leistete Widerstand; das Couvert mußte in diesem Kampf zerreißen, als plötzlich einer der Kunden rief: „Meine Herrn, meine Herrn! da gibt's noch Etwas Anders! eine Frau! eine Frau, welche die Nummer der Höhle des Vampyrs zu suchen scheint!!..“

Diese Worte hatten eine magische Wirkung.

Die Wittwe ließ den schon zerknitterten Brief fallen und drückte ihr Gesicht an die gefrorenen Fenster-scheiben. Der Postbediente, zufrieden, diesem tollen Streiche entgangen zu sein, verschwand eilig.

Frau Leboeuf kratzte mit dem Nagel etwas von dem gefrorenen Dampf weg, der sich an einer der Scheiben gebildet hatte, und gewann sich somit einen Durchblick, um aufmerksam auf die Straße schauen zu können.

„Meine Herren, wir wollen uns nicht zeigen,“ sagte Herr Godet, „wir würden sonst diese Frau verschrecken; laßt uns der lieben Dame Leboeuf nachahmen, ein Jeder stelle sich an sein Loch, und stille!“ —

Die Neugierigen waren nun wieder auf der Lauer; sie sollten aber diesmal hinreichend entschädigt werden für ihr langes, dreimonatliches Warten, denn die Ereignisse schienen sich diesen Tag drängen zu wollen.

Der Briefträger pochte, übergab das Couvert dem Bedienten des Obristen, der dasselbe mit argwöhnischer Miene betrachtete und erzürnt schien. Kaum war der Briefträger weg, so näherte sich die von den Müßigen schon bezeichnete Frau dem großen Thore des Hotels; da sie aber keinen Klopfer daselbst fand, so wandte sie sich der kleinen Thüre des Seitenflügels linker Hand

zu. Diese ziemlich alte Frau schien unruhig und bewegt, sie trug einen schwarzen Hut und einen braunen Mantel, unter dem sie Etwas zu verbergen schien. Statt zu warten, bis ihr geöffnet wurde, ging sie, nachdem sie an der kleinen Thüre geläutet, immer hin und her, ohne Zweifel um weniger bemerkt zu werden. Der Bediente des Obristen erschien, die alte Frau sagte ihm eilig einige Worte, übergab ihm ein kleines Kästchen von Schildkrot, mit Gold ausgelegt, und verschwand, nachdem sie einer Person, welche die Müßigen des Kaffeehauses Leboeuf noch nicht erblicken konnten, ein Zeichen des Einverständnisses gegeben. — Der Bediente betrachtete einen Augenblick das Kästchen mit erstaunten Blicken, dann schloß er die Thüre.

Herr Godet, die Wittve und ihre spionirenden Gefährten wagten kaum zu athmen hinter den Fensterscheiben; sie erwarteten mit unsäglicher Ungeduld die unsichtbare Person. Endlich erschien sie. —

Es war eine junge Frau von ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Ihr Anzug war sehr einfach und bestand aus einem kleinen Hut von schwarzem Sammt, einem Ueberrock von dunkelbraunem Gros de Naples und einem großen, schwarzen Cachemir-Schwal, der bis auf die Aufschläge des Kleides hinunterreichte; sie barg ihre Hände in einem Muff von Marderpelz, aus welchem das Ende eines mit Valenciennes-Spitzen reich besetzten Mastuches herabhing. Und endlich schienen die niedlichsten kleinen Füße in ihren schwarzen Atlasstiefelchen vor Kälte zu zittern.

Was in dem Gesicht dieser jungen, ausgezeichnet schönen Frau am auffallendsten war, das war der Contrast ihrer hellen, blonden Haare mit ihren großen, schwarzen Augen und den scharf gezeichneten Augenbrauen von der nämlichen Farbe.

Die langen, dichten Locken, die unter dem Hute hervorquollen, bedeckten zur Hälfte ihre Wangen; und ungeachtet der Kälte, die ihre Gesichtsfarbe hätte be-

leben sollen, war diese junge Frau sehr blaß und ihre Züge schreckhaft verstört.

Zweimal erhob sie ihre thränenfeuchten Augen zum Himmel, und als sie die Person eingeholt, die sie erwartet, bewegten sich ihre Lippen in einem schmerzlichen Lächeln und ließen die herrlichsten weißen Zähne erblicken.

Als sie beim Kaffeehaus Leboeuf vorbeikam, beschleunigte sie ihren Schritt.

Herr Godet hielt sich nicht länger, er öffnete ein wenig die Thüre und sah die beiden Frauen einem kleinen, blau bemalten Fiaker mit rothen Vorhängen zugehen, den sie am Ecke der Straße St. Louis gelassen hatten.

Sie stiegen in den Wagen und fuhren ab, ohne die Vorhänge aufzurollen.

„Ich hoffe... ich hoffe, daß wir da Neues hören werden,“ sagte Herr Godet die Arme kreuzend und mit triumphirender Miene den Kopf schüttelnd.

Und die Kunden fingen an die Ereignisse wieder durchzugehen, die sich diesen Morgen zugetragen...

„Ein Brief, der nach Bisam riecht — eine alte Frau, die mit bestürzter Miene ein Kästchen von Schildkrot und mit Gold eingelegt, bringt.“ —

„Und endlich eine Frau mit weinerlichem Gesicht, die an der Thüre des Robin des Bois, des Vampyr vorbeigeht,“ fügte die Wittwe Leboeuf hinzu.

„Saperlot! das niedliche Geschöpf!“ sagte Herr Godet. —

„Das... eine schöne Frau!... das hat weniger Schönheit und Stattlichkeit, als gar Nichts,“ rief sich brüstend Frau Leboeuf. —

„Ich wette, das ist die Frau mit den Wohlgerüchen, welche ihre Briefe nicht frankirt!“ rief Herr Godet nach einigen Minuten des Nachdenkens.

„Die Engländerin? Aber haben Sie denn nicht gesehen, wie sie gekleidet war, Herr Godet,“ versetzte die Wittwe achselzuckend und im Tone einer Alles ver-

nichtenden Ueberlegenheit. „Das, eine Engländerin! Es gibt ja nichts Leichteres, als eine Engländerin zu erkennen. Man kann nur sehen, auf welche Art sie sich kleidet. Das ist in jeder Jahreszeit gleich, ein kleiner Strohhut, ein rosafarbner Spencer, ein Kleid von schottischem Musselin, hellgrüne oder citronengelbe Halbstiefel, zu dem fast immer rothe Haare, wie man das in den „Variétés“ sieht, bei den „Anglaises pour rire.“ Das ist ein Stück, das sich nicht von gestern her datirt und Anerkennung findet, weil man es öffentlich spielt. Noch einmal, seit die Welt Welt ist, waren die ächten Engländerinnen niemals anders gekleidet.“ —

Unglücklicherweise wurden die Bemerkungen und Belehrungen der Frau Lebœuf über die Monographie der Engländer durch die Ankunft zweier Gäste unterbrochen, die hastig in das Kaffeehaus traten.

Die Kunden betrachteten diese beiden Neuankommenden mit verdoppelter Neugierde, da auch sie augenscheinlich im Quartier du Marais fremd waren, wie die junge und reizende Frau, deren Bild wir so eben entworfen.

Drittes Kapitel.

Die Nachforschungen.

Die beiden Unbekannten waren jung und elegant gekleidet.

Obwohl es sehr kalt war, so war weder die Figur des Einen, noch des Andern durch diese abscheulichen Säcke verunstaltet, die man den englischen Seelenuten so schlecht nachgeahmt hat, und die von den französischen Schneidern Paletots genannt werden.

Der jüngere dieser beiden Männer, der blond,

zart und wohlgestaltet war, trug über seinem Anzuge ein Oberkleid von weißlichem Tuche, wattirt, mit langem und weitem Schnitt. Die große Schleife seiner schwarzen Atlas-Halsbinde war mit einer kleinen, mit Türkisen besetzten Stecknadel geheftet; seine hellblauen, beinahe anliegenden Beinkleider schweiften sich auf den glänzend gewichsten Stiefeln aus.

Der andere Unbekannte, der braun und etwas älter war, hatte ebenfalls das Ansehen eines Weltmannes; er trug einen bronzefarbenen Oberrock, am Kragen und den Aufschlägen mit Sammt von gleicher Farbe gefüttert. Aus seinen hellgrauen Beinkleidern sah man den hübschen Fuß in Halbstiefeln von schwarzem Casimir hervorragen. Eine ziegelrothe Halsbinde mit breiten weißen Streifen paßte vortrefflich zu seiner Gesichtsfarbe und seinen braunen Haaren.

Wir lassen uns in diese kindischen Nebenumstände ein, weil sie die unersättliche und so zu sagen wilde Neugier erklären, mit welcher diese beiden Männer von den Kunden des Caffeehauses Leboeuf betrachtet wurden.

Der jüngere der beiden Unbekannten, der Blonde mit seinen geistreichen Gesichtszügen, schien besonders die lebhafteste Aufmerksamkeit zu erregen.

Beim Eintreten nahm er seinen Hut ab, setzte sich wie ermüdet an einen Tisch und stützte seinen Kopf auf seine beiden Hände, die mit sehr schönen Handschuhen von schwedischem Leder bedeckt waren.

„Was Teufel,“ sagte sein Freund (den wir Alfred nennen wollen) zu ihm; „was Teufel! Gaston, beruhigen Sie sich; Sie irren sich gewiß, sage ich Ihnen... es war sicherlich nicht sie.“

„Es war nicht sie?“ erwiderte Gaston, indem er lebhaft den Kopf hob und bitter lächelte. „Es war nicht sie? Wie! wenn ich sie auf dem Maskenball unter tausend Frauen nur an ihrem Gang erkenne, nur an dem, ich weiß nicht Was, das nur sie allein besitzt,

wie wollen Sie denn, daß ich mich täusche? Gehn Sie, Alfred, Sie halten mich für ein Kind; ich sah sie ja aus ihrer Kutsche in den Fiaker steigen, sage ich Ihnen, in einen kleinen, blau bemalten Fiaker mit rothen Vorhängen; sie war von ihrer verdammten Frau Blondeau begleitet, die das Kästchen trug."

Bei diesen, von dem jungen Manne ziemlich laut gesprochenen Worten, konnten sich die Kunden des Kaffeehauses Leboeuf einer freudigen Bewegung nicht enthalten.

"Hören Sie's? das Kästchen!... das Kästchen!..." sagte mit leiser Stimme Godet zu seinen Gefährten. "Es ist ohne Zweifel das nämliche, das die alte Frau so eben dem Bedienten des Vampyr gebracht hat. Bravo. Das verwickelt sich, das wird sehr interessant. Hören wir. Geben Sie mir eine Zeitung; ich will mich geschickt an diese zwei Herren heranschleichen, die mir Burschen von der haute volée zu sein scheinen."

Als diese aber bemerkten, daß man sie aufmerksam beobachtete und ihnen die Nähe des Herrn Godet lästig war, setzten sie zum großen Aerger der Neugierigen ihre Unterhaltung in englischer Sprache fort.

"Aber was war denn das für ein Kästchen?" sagte Alfred.

"Ein Kästchen, das sie mir gegeben, und das mein Kammerdiener dummerweise dieser Frau Blondeau zustellte, indem er glaubte, sie sei von mir beauftragt... Als ich diesen Morgen heim kam, erzählt mir Peter diesen albernen Streich; in meinem Erstaunen eile ich zu ihr, sie war ausgegangen.... Ich treffe sie im Palais-Royal vor dem Pavillon Flora, und während wir schwatzten, sah ich sie so deutlich, als ich sie jetzt sehe, mit Frau Blondeau auf der andern Seite der Brücke in einen kleinen, blau bemalten Fiaker steigen. — Der Fiaker fährt ab," fuhr Gaston fort, "wir haben nur Zeit, über die Brücke zu gehen, während Sie beobachten, in welcher Richtung der Wagen fährt: ich

eile nach der Straße du Bac, um ein Cabriolet der Regie zu holen, ich bringe es, wir steigen ein und folgen dem kleinen Fiaker bis zur Straße du Temple. Seit einer Stunde durchziehen wir nun alle Straßen, um sie wieder zu finden; aber unmöglich..."

"Ich sage noch einmal, was sollte sie denn im Marais, in dieser Einsamkeit zu thun haben? Sie kennt nicht eine Seele da, wie Sie mir gesagt haben... Gehen Sie, Sie haben sich getäuscht, sage ich Ihnen... oder wie?"

"Nein, nein!"

"Und sei es auch," erwiderte Alfred bei einer neuen ungeduldrigen Bewegung seines Freundes; "es soll auch so sein, Sie sollten wirklich sie gesehen haben, so begreife ich denn doch, unter uns gesagt, ihren Kummer und ihre Unruhe nicht. Sie sagten mir noch gestern, daß Sie diese Verbindung aufzulösen gedenken, daß Ihre Heirat..."

"Ach ja! gewiß ich wollte sie auflösen; seit zwei Monaten arbeite ich unablässig an dieser Trennung, aber ich hatte tausend Gründe, sie zu schonen und es ist ärgerlich, daß sie mir zuvorgekommen sein muß. Dieses Kästchen enthielt ihre Briefe und es macht mich äußerst verdrießlich, sie nicht mehr zu besitzen. Ich gebe sonst niemals Briefe zurück, das ist mein System; man weiß nicht, was begegnen kann." —

"Aber wie kam denn nur Peter dazu, dieses Kästchen abzuliefern?" —

"Ach mein Gott! diese höllische Blondeau ist gekommen, es in meinem Namen zu verlangen, indem sie vorgab, ich sei bei ihrer Gebieterin, und da Peter die Blondeau hundertmal bei mir gesehen, um mir Briefe zu bringen und heimliche Aufträge zu besorgen, so setzte er kein Mißtrauen in sie und glaubte ihr."

"Sie wußte also, daß diese Briefe in dem besagten Kästchen verwahrt waren?"

"Gewiß, sie gab es mir ja, um dieselben darin

zu verschließen; ich kannte die geheime Springfeder und hatte den Schlüssel dazu; er lag in einer Commode meines Schlafzimmers, die ich nicht schließe... denn ich traue meinem Peter vollkommen."

"Aber mein lieber Gaston, ich glaube, es liege etwas Unerklärliches hierin; statt das Kästchen weiß Gott wohin zu tragen, warum hat sie es nicht einfach bei sich behalten?" —

"Sie hätte das nicht wagen dürfen."

"Sie hätte es nicht wagen dürfen!... die Eifersucht ihres Gemahls konnte sie doch hoffentlich nicht schrecken," sagte Alfred, wider seinen Willen lächelnd.

"Mehr kann ich Ihnen nicht sagen," erwiderte Gaston hocherröthend und mit verlegenem Wesen; aber sie hat Gründe, dieses Kästchen allenthalben sicherer zu wahren, als in ihrem Hause selbst."

Alfred betrachtete Gaston mit Staunen, dann sagte er: „das ist was Anders, jetzt glaube ich Ihnen, aber im schlimmsten Fall sind das ja nur unfreiwillig zurückgegebene Briefe und ich sehe nicht ein..."

"Ach das ist nicht Alles!! Denken Sie nur, auf diesen Briefen befinden sich Anmerkungen von mir und einer andern Frau in Bezug auf diese Liebschaft... Ach mein Gott, ja! es war dieß ein Fehlschuß, so eine übertriebene, schlechte Galanterie und ich weiß nicht, was für eine Prahlerei und Zeitverschwendung vom übelsten Geschmack, zu der ich mich unglücklicherweise hinreißen ließ, und die ich jetzt verfluche. Denn wenn sie will, und ich gestehe, daß ich sie unartig genug behandelt habe, um es zu wollen, so kann sie mir verzeufelt schlecht mitspielen; ich kenne ihren Geist, ihre Willenskraft, Sie wissen, welchen Einfluß sie in der Welt übt. Ach! sehen Sie... sehn Sie, Alfred, mit all meinen Annahmen auf Schlaubeit, habe ich wie ein Dummkopf und erbärmlich schülerhaft gehandelt, ich bin nun in ihrer Gewalt!" —

"Wohlan, lassen Sie das, mein lieber Gaston.

Die Gewissensbisse stellen sich von selbst ein, man muß ihnen nicht noch entgegenkommen; nur keine Uebertreibungen. Sie haben unrecht an ihr gehandelt, sagen Sie? das ist nun nicht die Frage. Es handelt sich jetzt darum, zu wissen, ob dies Unrecht Ihnen schaden kann; gewiß, ich glaube es nicht. Man hält sie für großmüthig und stolz, und ehemals waren auch Sie unerschöpflich im Lobe der vortrefflichen Eigenschaften ihres Herzens, Sie hielten sie der Treulosigkeit und Niederträchtigkeit unfähig — "

"Ach, Sie wissen doch gewiß wie ich, daß dies gerade die Charaktere sind, die am heftigsten erregt und aufgebracht werden und sich grausam an der Treulosigkeit rächen... Seit zwei Jahren konnte ich mich über sie nicht beklagen, und doch habe ich ihr Gründe genug zur Eifersucht gegeben; aber das ist einer dieser selbstständigen Charaktere, die ihre Thränen zurückdrängen und uns immer mit heittrer Stirne empfangen. Das verwundet dann freilich die Eigenliebe öfters! doch dies beiseite, ich sage noch einmal, daß ich ihr Nichts vorzuwerfen habe. Wenn Sie mir nicht die Heirat vorgeschlagen hätten, die mein Vermögen um mehr denn fünfzigtausend Thaler Einkünfte vergrößern wird, ohne die andern Aussichten nur zu berechnen, so hätte ich, bei Gott! diese Verbindung nicht des besondern Vergnügens, sondern der angenehmen Gewohnheit wegen nicht aufgelöst, da sie ohne allen lästigen Zwang und für mich sehr bequem war... und überdies weiß man, was man aufgibt, aber nicht was man kriegt." —

"Dies heißt über alle Maßen vernünftig gesprochen, mein lieber Gaston, und riecht stark nach Egoismus; auch hat bis dahin Ihr Benehmen diesen angenehmen Geruch der Persönlichkeit getragen. Lassen Sie sich also nicht durch vergebliche Furcht irre machen. Sie wollten mit ihr brechen? wohlan! die Wegnahme dieses Kästchens ist ein prächtiger Grund zur Trennung.

Was dann die Anmerkungen betrifft, oder wie Sie das heißen; was die Anmerkungen betrifft, die sie dabei finden wird, so wird eine Frau in ihrer Lage, eine Frau, die so viel auf sich selbst hält, keine Rache wagen, die sie vernichten könnte, oder wodurch sie mindestens betrachtet würde, als wäre sie aufgegeben worden für... meiner Treu, ich frage nicht, für wen... es liegt mir Nichts daran... Doch noch einmal, mein lieber Gaston, glauben Sie mir... das ist gewiß nur zu Ihrem Besten. — Ach mein Gott! rief er nach augenblicklichem Schweigen von einer plötzlichen Idee belebt; sie hat sich vielleicht nur zum Ufer des Flusses führen lassen, um ihr Kästchen hineinzuwurfen."

"Sie sind wohl ein Narr, Alfred, Sie hätte die Briefe zu Hause verbrannt, das wäre Alles gewesen... Noch einmal, sie behält dieselben, um einen boshaften Gebrauch davon zu machen."

"Einen boshaften Gebrauch," sagte Alfred achselzuckend und mit Ungeduld; "was beweisen überdies solche Briefe... Daß Sie nicht schön an ihr gehandelt, daß Sie sie aufgegeben haben? Und wer zum Teufel hat denn je die Partei einer aufgegebenen Frau genommen? Schmähren Sie eine Frau auf die gehässigste Art, behandeln Sie sie öffentlich mit der unbarmherzigsten Grausamkeit, so werden doch immer ihre vertrautesten Freunde noch sagen, daß die Unglückliche nur ihren verdienten Lohn empfangen, und die Männer werden Sie Ihrer rohen Unverschämtheit wegen beneiden, ohne Ihnen nachahmen zu dürfen, wie die kleinen Diebe die Straßenräuber beneiden!" —

"Sie kennen sie nicht, ich sage es Ihnen nochmals," erwiderte Gaston. Als Alfred aber die Blässe und die Aufregung seines Freundes bemerkte, sagte er nun auf französisch zu ihm: "Hören Sie, Gaston, erholen Sie sich; wir kamen ja in diese abscheuliche Aneipe, um einen Augenblick auszuruhen und ein Glas Wasser zu trinken..."

„Sie haben Recht,“ erwiderte Alfred sich umsehend, „aber es sieht hier Alles so schmutzig aus, daß wir vielleicht nicht einmal ein erträgliches Glas Wasser bekommen werden.“

Diese unziemlichen Worte erhöhten den Zorn der Frau Leboeuf und sämtlicher Kunden, die wüthend waren, die Unterhaltung der beiden jungen Leute, seit sie englisch gesprochen, nicht verstanden zu haben.

„Madame, ein Glas Zuckerwasser, ich bitte Sie,“ sagte Gaston zur Wittwe.

Diese bewegte mit majestätischer Geberde, jedoch ohne zu antworten, eine zerbrochene Klingel und rief mit kreischender Stimme: „Britard! Britard! ein Glas Zuckerwasser!“

„Welch abscheulicher Dfengeruch!“ sagte Gaston nach der Stirne fahrend, „mein Kopf brennt fürchterlich.“

„Und zudem kommt noch,“ sagte Alfred voll Ekel, „so eine Art Dunst von verschimmelter Waare und alten Rentnern, der wahrlich verpestend ist...“

„Aber Madame, ich habe ein Glas Zuckerwasser verlangt,“ sagte Gaston ungeduldig.

„Aber, mein Herr, es dünkt mich, ich habe dem Britard stark genug geläutet,“ erwiderte die Wittwe ärgerlich, indem sie neuerdings zur Klingel griff.

„Es ist wahr, Gaston, Madame hat in der That dem Britard geläutet,“ sagte Alfred sehr ernsthaft; „haben Sie ein wenig Geduld. Aber da ich die Anwesenheit Britard's bezweifle, so will ich zur Vorsorge eine Cigarre anzünden.“

Alfred zog aus einem Etui vom feinsten Strohgeflecht eine Cigarre, nahm dann ein chemisches Zündhölzchen aus einem kleinen, silbernen, damascirten Büchsen und fing an zu rauchen.

Die Kunden des Caffeehauses betrachteten sich mit höchstem Staunen, unschlüssig, wie sie die kühne Neuerung aufnehmen sollten.

Einige hüsteten, Andere ließen energische hum, hum hören; und ohne das Interesse der Neugierde, das diese jungen Leute einflößten durch die Rolle, die sie in der Begebenheit mit dem, dem Bedienten des Vampyr übergebenen Kästchen zu spielen schienen, hätten die Wittwe und ihre Anhänger ohne Zweifel gegen diese, in einer Tabagie gebräuchlichen Manieren lebhaft protestirt.

In diesem Augenblick erschien Britard, ein hausbäckiger Kellner mit entblößten Armen, der zu jeder Jahreszeit Hundstage hatte.

Er trug auf einem ausgezackten Theebret eine Flasche, ein zwei Zoll dickes Glas und fünf Klößchen Zucker in einer zersprungenen Untertasse.

Während Gaston sich dem tiefsten Nachdenken hinzugeben schien, betrachtete Alfred, die Hände in der Tasche, das Glas Wasser mit Ekel und Mißtrauen, als er plötzlich ausrief: „Aber Britard, mein Lieber, Sie bringen da eine Spinne in Ihrer Flasche! Das ist mehr, als wir verlangt haben. Wir haben Eile. Wir möchten ein einfaches Glas Wasser, ohne Spinne, wenn es möglich wäre.“

Britard fuhr sich mit der dicken, rothen Hand in die Haare und kratzte; dann, aufmerksam die Flasche beschauend, entdeckte er wirklich das Dasein einer Spinne.

Anstatt durch diese abscheuliche Entdeckung in Verlegenheit zu gerathen, zuckte er die Achseln und wandte sich etwas gegen die Wittwe und die Kunden.

Durch diese Bewegung schien er aber sagen zu wollen: „Wahrlich, dieser Herr spielt sehr den Eßlichen mit seiner Spinne.“

Die Wittwe und die Kunden antworteten hierauf mit einem andern Geberdenspiel, dessen ungefähre Bedeutung: „Ach, mein Gott! spricht uns nicht davon, Britard, das ist ja erbärmlich.“

Dann nahm Britard mit wiederholtem Achselzu-

den die Flasche in die eine Hand, steckte mehrmals seinen dicken, garstigen Finger in den Hals derselben und begann da einen Fischfang besonderer Art.

Dieser Fang ward dann auch mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Britard zog die Spinne heraus, nahm sie sachte zwischen den Daumen und den Zeigefinger, zerdrückte sie mit dem Fuße und stellte mit unverwüßlichem Gleichmuth die Flasche wieder auf den Tisch, indem er zu Alfred sagte, wie wenn er ihm die Laune eines verwöhnten Kindes vorzuwerfen hätte: „Nun, mein Herr, hoffe ich, Sie werden mir nicht mehr sagen, daß es Spinnen im Wasser habe, schauen Sie jetzt!“

Alfred hatte dem Manöver Britards mit tiefer Bewunderung zugeesehen, diese letzten Worte aber dünkten ihm köstlich.

Er drückte ihm hundert Sous in die Hand und sagte: „Das ist für Euch, Britard; dem Verdienste seine Kronen, in Eurer Art seid Ihr, mein Lieber, ganz prächtig unreinlich.“

Britard betrachtete wechselsweise Alfred, das Geld, die Wittwe und die Kunden mit verblüffter Miene.

Gaston, der immer träumerisch geblieben, sagte halbleise zu sich selbst: „Was nun thun . . . was thun? . . . Wo ist gerade jetzt das Kästchen?“ Und mechanisch streckte er die Hand nach der Flasche aus.

„Pfui Teufel! wenn Sie dieß berühren, Gaston,“ sagte Alfred.

Und er erzählte seinem Freunde den Fang der Spinne.

Gaston schob das Theebret mit Abscheu weg und rief ungeduldig: „Gehen wir, es ist unmöglich, nur ein Glas Wasser zu trinken, und doch brennt mir der Kopf und verschmachte ich beinahe. . . . Kommen Sie Alfred, wir wollen einen etwas weniger edelhaften Ort auffuchen.“

Diese Worte versetzten die Wittwe in wahre Wuth.

Sie rief entrüstet und sich an Alfred wendend: „Zuvörderst, mein Herr, raucht man hier nicht wie in einer Tabakskneipe, verstehen Sie mich? Und dann habe ich die Ehre, Ihnen trotz Ihrem Hohulächeln zu sagen, daß wenn Sie nicht trinken, was man hier aufträgt, Sie den Andern nicht Eckel einzulösen brauchen.“

Alfred antwortete mit unzerstörbarem Ernste: „Glauben Sie mir, meine liebe Dame, daß ich hierin keinen Einfluß auf diesen Herrn gehabt; denn ich erkläre Ihnen, daß wenn man ihn seiner eigenen Neigung überläßt, er niemals Spinnen ist.“ —

„Kommen Sie, diese Frau ist närrisch,“ sagte Gaston, indem er ihr einen Louisd'or auf den Zahlstisch warf.

Die Wittwe stieß mit stolzer Verächtlichkeit das Goldstück weg, indem sie rief, daß man in ihrem Hause nur bezahle, was man verzehrt habe.

„Ich habe diesem possirlichen Burschen schon Etwas für seine Spinne gegeben,“ sagte Alfred zu Gaston.

Dieser nahm sein Goldstück wieder und die beiden jungen Leute gingen weg.

Raum waren sie über die Schwelle des Kaffeehauses geschritten, als Herr Godet ihnen, trotz der Kälte, mit entblößtem Kopfe folgte.

„Ihr Gut, Herr Godet,“ rief die Wittwe, welche die Absichten ihres Kunden errieth.

„Mein Gut,“ sagte Herr Godet, „den habe ich nicht nöthig, ich werde sie ihnen sogleich innig versöhnt und zahm wie Lämmer zurückführen, diese beiden Jungfernknechte!“

In zwei Schritten hatte er die jungen Leute erreicht und zupfte Alfred, der ihm größeres Zutrauen einflößte, fachte am Ärmel.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ sagte dieser Letztere, erstaunt über die groteske Figur des Kunden.

„Mein Herr, ich möchte Ihnen gern einen unermesslichen Dienst erweisen, wenn es möglich ist, wie

denn das unter guten Bürgern sein soll; ich anerbiete Ihnen daher, uns gegen den gemeinschaftlichen Feind zu verbinden. Denn, in diesem Augenblick ist Robin des Bois, oder mit andern Worten der Vampyr unser gemeinschaftliche Feind."

Alfred und Gaston betrachteten Herrn Godet, ohne ein Wort von seiner sonderbaren Rede zu verstehen.

Endlich sagte Gaston zu Alfred: „Kommen Sie, mein Freund; sehen Sie denn nicht, daß diese Leute alle Narren sind?"

„Dieser da hat aber ein zu dummes Gesicht für einen Narren," sagte Alfred.

Herr Godet, der befürchtete, seine Leute möchten ihm entweichen, wurde nicht empfindlich über diese Aeußerung, sondern fügte schnell und mit geheimnißvoller Miene bei: „Ich weiß Alles, Sie suchen eine junge Dame, die sich mit einer ältlichen Frau in einem kleinen, blaugemalten Ziafer, mit rothen Vorhängen befand. Und soll ich sie Ihnen bezeichnen, so hatte die Alte einen schwarzen Hut, einen braunen Mantel und graue Haare; die Junge blonde Haare, schwarze Augen, und schwarze Brauen." —

„Das sind sie!" rief Gaston; dann seinen Gleichmuth wieder gewinnend, sagte er zu Herrn Godet, der voll Schadensfreude triumphirte: „In der That, mein Herr, es würde mich interessiren, zu vernehmen, welche Richtung die Personen eingeschlagen haben, von welchen Sie sprechen."

„Und besonders zu vernehmen, wo sie das kleine Kästchen von Schildkrot, mit Gold eingelegt, hingetragen haben, nicht wahr, mein Herr?" erwiderte Godet.

„Wie! wissen Sie das?" versetzte Gaston mehr und mehr erstaunt.

„Ich kann Sie auf Ehre versichern, daß die besagte alte Frau vor ungefähr einer Stunde, Angesichts

meiner, das Kästchen dem Bedienten des Vampyr übergeben hat," sagte Herr Godet.

Diese Nachricht war so unerwartet, so überraschend, daß die beiden jungen Leute sie nicht glauben konnten.

Tausend verschiedenartige Gefühle, Unruhe, Zorn, Eifersucht, Rache, Neugierde kreuzten sich in Gastons Gemüthe.

"Mein Herr," rief er erbleichend, "Sie müssen mir augenblicklich sagen, wer die Person ist, der Sie den Beinamen Vampyr zugetheilt haben und wo seine Wohnung ist."

"Fest! jetzt seid Ihr nicht so ecklich, mein lieber Freund," dachte Herr Godet, der nicht geneigt war, seine Opfer so bald zu verlassen. Dann auf seinen kahlen Schädel deutend, versetzte er: "Sie werden bemerken, meine Herren, daß ich nicht mehr in der Frühlingszeit der Jugend stehe. Wenn Sie wieder ins Kaffeehaus Leboeuf zurückkommen wollten, so könnten wir dort schwätzen ohne zu frieren."

"Meinethalben, mein Herr," sagte Gaston, indem er ungeduldig den Weg nach dem Kaffeehaus der Wittwe wieder einschlug.

Nie war wohl ein römischer Sieger, der in seinem Gefolge ganze Völker als Sklaven mit sich schleppte, stolzer als Herr Godet, begleitet von den beiden jungen Männern, bei der Rückkehr in das Kaffeehaus der Wittwe war.

Er bedeutete die Kunden, ihre Neugierde zu mäßigen, und zog sich in einen Winkel der Stube zurück.

Herr Godet hütete sich wohl, den jungen Leuten sogleich den Namen des Obrist zu sagen; sie mußten, trotz ihrer Ungeduld es dulden, daß der Dechant der Kunden des Kaffeehauses Leboeuf sie mit darauf bezüglichen und von ihm geschmiedeten, abgeschmackten Erzählungen unterhielt.

Ohne die genauen, augenscheinlichen Thatsachen, die dieser unerbittliche Neugierige schon aufgezählt, hätte Gaston seinen Worten nicht den geringsten Glauben beigemessen; er ward jedoch genöthigt, die Geschichte vom Flintenschuß, von der prachtvoll geschirrten Kutsche, von der Uniform des Obrist und endlich die von seinem gottesvergessenen Aufenthalt auf dem Kirchhof Pere la Chaise mit anzuhören.

Mehr als alle diese Dummheiten machte das seltsame Dasein eines solchen Obrist unsere jungen Leute staunen.

„Nochmals, mein Herr,“ sagte Gaston, „ich habe die Ehre, Sie nun schon zum zwanzigsten Male zu bitten, haben Sie die Güte, mir zu sagen, wo dieser Mann wohnt? Diese Umständlichkeiten alle sind ohne Zweifel merkwürdig, aber noch einmal, geben Sie mir die Adresse des Obersten, seine Adresse?“

„Folgen Sie mir, meine Herren,“ erwiderte Godet mit wichtigthuender Miene plötzlich aufstehend.

Er öffnete die Thüre des Kaffeehauses, streckte den Finger aus, zeigte Gaston die kleine Thüre des Hotel Orbeßon und sagte: „Da, mein Herr, ... dagegenüber ist die Wohnung des Vampyr ... die Thüre mit dem Fensterchen ist die rechte.“

Gaston lief nach der Thüre, ohne ein Wort zu sprechen.

Händereibend und mit teuflischer Freude trat Herr Godet wieder in das Kaffeehaus, indem er rief: „Das heißt geschürt, meine Herren, das heißt geschürt; jetzt an unsre Löcher, jetzt an unsre Löcher!“

Die Kunden stellten sich alle an die Fenster.

Gaston klingelte heftig.

Das Gesicht des alten Bedienten des Obrist erschien, zwar nicht an der Thüre, aber am Fensterladen.

Die jungen Leute schienen die dringendsten Vorstellungen zu machen, um Einlaß zu erhalten; sie schienen zu bitten, sogar zu drohen, Alles umsonst, Gaston

mußte sich begnügen, durch den Fensterladen seine Karte abzugeben, auf welche er in der Eile einige Worte mit Bleistift schrieb.

Als Herr Godet sah, daß die beiden Unbekannten eifrig sprachen, öffnete er ein wenig die Thüre der Gaststube und hörte Gaston mit erzürnter Stimme sagen: „Also morgen Vormittag um neun Uhr. Ich hoffe, man werde keine Entschuldigungen vorbringen.“

Dann entfernten sich die jungen Männer schnellen Schrittes.

Viertes Kapitel.

Die Zusammenkunft.

Den folgenden Morgen um neun Uhr hielt der Wagen Gastons vor dem Hotel Orbeffon.

Der Kammerdiener schellte, die kleine Thüre öffnete sich und der alte Bediente erschien.

Gaston und Alfred stiegen aus.

„Zum Herrn Obrist Ulrich,“ sagte Gaston.

Der Bediente verneigte sich, ohne zu antworten, und ging den beiden jungen Männern voran. Etwas Traurigeres und Dederes als das Innere dieses weitläufigen Hauses konnte wahrlich nicht gesehen werden. Unter dem hohen Grase, das den Hof überwucherte, lagen hie und da große Steinplatten, die vom Niederreißen irgend eines Gebäudes herkommen mußten. Man hätte sie für Leichensteine eines verlassenen Kirchhofs halten können.

Alle Fenster waren von Außen geschlossen, die Glasthüre der Hausflur pfiff in ihren rostigen Angeln und wiederhallte kläglich in dem hohen Gewölbe der großen Treppe.

Der Obrist bewohnte das Erdgeschos. Der Bediente führte die beiden jungen Leute in einen ungeheuren, dürftig möblirten Saal, dessen hohe Fenster ohne Vorhänge und mit kleinen Scheiben nach einem, von großen Mauern umgebenen Garten gingen, der traurig wie ein Klostergarten aussah.

„Der Herr Obrist wird gleich erscheinen,“ sagte der Bediente und verschwand.

Es war ein düsterer, dunkler Tag, der Wind heulte traurig durch die schlecht verschlossenen Thüren. Alles in dieser Wohnung trug nicht das Elend, nicht die Sorglosigkeit, sondern die tiefste Gleichgültigkeit in Hinsicht des materiellen Wohlseins zur Schau.

Alfred und Gaston betrachteten sich einige Augenblicke schweigend.

„Seit wir hieher gekommen sind,“ sagte Alfred vor Kälte schauernd, „ist mir, als fühlte ich auf meinen Schultern eine Centnerlast gefrorenen Bleis. Nirgends ist Feuer . . . dieser Mann ist ein wahrer Spartaner.“

„Was ist dieser Mann?“ sagte Gaston mit sich selbst sprechend. „Sie allein hätte uns über ihn aufklären können, allein sie ist diese Nacht abgereist, glaube ich.“

„Diese Nacht,“ antwortete Gaston.

„Ulrich?“ sagte Alfred, „Ulrich? das muß der Name eines Russen, Preußen oder Deutschen sein; ich ging gestern in den Club der Union, indem ich hoffte, einige Glieder des diplomatischen Corps daselbst zu finden; auch sah ich wirklich drei oder vier Gesandtschaftssecretäre. Aber keiner kennt den Obrist Ulrich. Nun können wir bei Niemand mehr Aufklärung erhalten, als beim russischen Gesandten, den ich leider nicht antreffen konnte.“

„Das ist mir zuletzt gleichgültig!“ sagte Gaston. „Genug, dieser Mann besitzt mein Geheimniß; sie hat mich ohne Zweifel feinetwegen aufgegeben; das ist ein

unwürdiger Verrath. Entweder tödte ich ihn oder er soll mich tödten."

"Nur nicht so schnell, mein Freund; vielleicht hat dieser gestrige Dummkopf uns falsch berichtet. Zwar ist Anschein vorhanden, als ob sie selbst dieses Kästchen hiehergebracht hätte, aber bemerken Sie wohl, sie trat nicht ein, Frau Blondeau übergab es nur dem Bedienten; kurz, Gaston, ich verlasse mich auf Sie, Sie haben zuviel Erfahrung in Sachen dieser Art, als daß Sie sich wie ein Kind betragen sollten; diese Angelegenheit ist zu ernst, wir können nichts Besseres thun, als uns auf die Umstände vorbereiten, die unfehlbar eintreten werden."

"Was mich besonders erbittert," rief Gaston, "das ist die Falschheit dieser Frau! Ich glaubte sie nicht nur einer Lüge, sondern auch der kleinsten Verstellung unfähig. Sie hat vor mir den Namen dieses Mannes nie ausgesprochen, und nun anvertraut sie ihm. . . . Sehen Sie, es waltet da ein gehässiges Geheimniß ob, das ich sofort durchschauen will."

"Alles, was dieser Schwäßer uns gestern von dem Leben des Obristen erzählt hat, ist wirklich seltsam genug," sagte Alfred, "und es geht wenigstens daraus hervor, daß es ein abscheulich wunderlicher Kauz sein muß. Der schlechte Zustand des Innern dieses Hauses läßt auch nicht auf den erfreulichsten Charakter schließen, und ohne ihre traurigen Vorurtheile wäre ich entzückt, mich Robin des Bois, dem Vampyr, wie ihn diese guten Leute heißen, gegenüber zu befinden; aber hu! wie kalt! . . . wie kalt! . . . wenn er der Teufel ist, so sollte er wenigstens aus Rücksicht für die, welche ihn besuchen, einen Wiederschein seiner höllischen Bratmaschine hieher senden."

In diesem Augenblick öffnete der Bediente die Thüre, und der Obrist trat ein.

Es war ein sehr einfach gekleideter Mann, von hohem Wuchs. Er schien ungefähr sechsunddreißig

Jahre alt, obwohl seine braunen Haare längs der Schläfe etwas grau zu werden anfangen. Sein Gesicht war sonnenverbrannt; die dunkle Falte, welche seine schwarzen, geraden und scharfgezeichneten Augenbrauen trennte, verlieh seiner Physiognomie etwas Hartes und Hochmüthiges, obwohl seine, sonst sehr regelmäßigen Züge, in frühern Zeiten mildere Gefühle ausgedrückt haben mochten. Er hielt Gastons Karte in der Hand, warf einen Blick darauf und fragte mit festem, kurzem Tone und ohne fremdartigen Accent die beiden Männer zugleich: „Graf Gaston von Senneville?“

„Der bin ich, mein Herr,“ sagte Gaston. Und auf seinen Freund deutend, fuhr er fort: „Der Herr Marquis von Baudricourt.“

Der Obrist grüßte mit einer leichten Kopfbewegung, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, schaute er Gaston fest ins Gesicht und erwartete, daß dieser ihm den Grund seines Besuches erklären würde. Trotz seiner Dreistigkeit und trotz seinen Weltfitten war Gaston einen Augenblick ganz bestürzt. Die harten, dunkeln Züge des Obrist waren unbeweglich, fast ehern zu nennen. In seinen großen, grauen Augen lag ein klarer, fester, durchdringender Blick, der in die Länge unerträglich wurde.

Es gibt oft nichts Schwereres, als das Stillschweigen zu brechen. Sei es nun, daß Alfred erwartete, Gaston werde das Wort nehmen, sei es, daß dieser hoffte, der Obrist werde sprechen, genug, alle Drei blieben einige Minuten stumm.

Da erst fühlte Gaston, daß es ihm schwer fallen würde, den Grund seines Besuches auseinander zu setzen, ohne die Frau bloßzustellen, über die er sich beklagen zu müssen wähnte.

Und wie denn das oft geschieht, so wurde auch Gaston, im Augenblick wo er eine Erklärung verlangen wollte, von tausend Betrachtungen ergriffen, die er vor seinem Besuche beim Obrist hätte machen sollen.

Verlegenheit, Aerger und Zorn jagten ihm das Blut in den Kopf. Alfred, der diese lästige Scene beendigen wollte, sagte zum Obristen: „Mein Herr, Sie kennen ohne Zweifel den Grund, der uns zu Ihnen führt?“

„Nein, mein Herr,“ versetzte Ulrich.

„Mein Herr,“ rief Gaston, „es handelt sich um ein Kästchen, das mir gehört und das Ihnen gestern durch eine Frau, die Sie kennen müssen, zugestellt wurde . . . denn diese Frau ist die geheime Botschafterin einer Andern, die Ihnen jedenfalls nicht unbekannt sein kann. . . .“

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, mein Herr,“ antwortete der Obrist.

„Mein Herr! . . .“ sagte Gaston lebhaft.

„Mein Herr! . . .“ sagte der Obrist ohne stärkere Betonung der Stimme.

Ein neues Stillschweigen erfolgte; Gaston biß sich ärgerlich die Lippen.

Endlich hub Alfred kaltblütig wieder an: „Es liegt Herrn von Senneville sehr viel daran, mein Herr, zu wissen, ob ein Kästchen, das ihm gehört, und sehr wichtige Papiere enthielt, Ihnen gestern Nachmittag übergeben worden ist. Wenn Sie, mein Herr, ihr Ehrenwort geben wollen, daß dieses Kästchen weder in ihrem Besitz ist, noch war, so wird sich Herr von Senneville befriedigt erklären.“

„Ich werde mich nur befriedigt erklären, wenn . . .“

„Mein Freund, Sie haben mich als Rathgeber mitgenommen,“ sagte Alfred, „erlauben Sie mir also, mich mit diesem Herrn zu verständigen.“

„Das wird ganz einfach sein, meine Herrn,“ sagte der Obrist, einige Schritte gegen die Thüre zugehend, um zu zeigen, daß alle andern Fragen vergeblich sein würden; „ich habe Ihnen Nichts darauf zu antworten.“

„Sie verweigern also, mein Herr,“ rief Gaston, „Ihr Ehrenwort zu geben, daß . . .“

„Ich weigere mich, mein Herr, Fragen zu beantworten, die ich für unschicklich halte,“ sagte der Obrist, immer der Thüre zugehend.

Gaston und Alfred blieben beim Fenster.

„Mein Herr,“ sagte Alfred, der sich kaum halten konnte, „soll Ihr Zurückziehn gegen die Thüre bedeuten, daß diese Unterhaltung zu lange gedauert hat?“

„Zu lange . . . vielleicht, mein Herr,“ sagte der Obrist, die Hand an die Klinken legend, „doch jedenfalls lange genug . . . Ich habe Nichts zu sagen und Nichts anzuhören.“

„Und ich, ich erkläre Ihnen, mein Herr, daß ich nicht von hier weggehen werde, ohne daß Sie mir geantwortet haben!“ rief Gaston; „ist dies Kästchen hier, ja oder nein?“

„Nur ein Wort, mein Herr, ich bitte Sie,“ sagte Alfred, welcher alle Wege der Vermittlung einschlagen zu wollen schien. „Sie sind ein Mann von Bildung, mein Herr, und wir haben uns auch als Männer von Bildung an Sie gewandt, nachdem wir zuvor die sichersten Erkundigungen eingezo-gen, welche uns die Gewißheit geben, daß das fragliche Kästchen, wo nicht Ihnen, mein Herr, doch einem Ihrer Leute zugestellt worden ist. Sollte Ihnen dieser Umstand unbekannt sein, so bitte ich Sie, Ihren Bedienten darüber zu befragen.“

„Das ist unnöthig, mein Herr.“

„Aber dann,“ rief Gaston heftig stampfend, „dann muß . . .“

„Gaston . . . ein Wort noch,“ sagte Alfred, dann fuhr er fort: „Weil Sie uns diesen Aufschluß verweigern, mein Herr, so bleiben Sie allein verantwortlich in der fraglichen Angelegenheit. Wir wenden uns nun zum letzten Mal an Ihre Rechtlichkeit, um eine bestimmte Antwort zu erhalten. Herr von Senneville würde bedauern, die Schranken der Mäßigung überschreiten zu müssen, und Sie, mein Herr, sind zu ge-“

bildet, um eine höfliche Frage nicht auch höflich beantworten zu sollen."

"Meine Herren, ich habe schon zweimal die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß ich auf diesen Gegenstand Nichts zu antworten habe," wiederholte der Obrist, immer ruhig und kalt.

Alfred und Gaston warfen sich unwillige Blicke zu.

"Es ist augenscheinlich, mein Herr," sagte Alfred, "daß wir Sie nicht zwingen können, zu sprechen, noch sich zu erklären; aber . . ."

"Es ist unnöthig, diese Unterhaltung in die Länge zu ziehen," sagte Gaston mit Festigkeit, "Sie weigern sich zu antworten, mein Herr, und das beweist mir, daß Sie das Kästchen besitzen; ich aber habe Gründe, diesen Besitz als eine mir angethane Beschimpfung zu betrachten und verlange daher Genugthuung von Ihnen."

"Es sei, mein Herr," sagte der Obrist, die Thüre des Salles öffnend.

"Sie werden die Güte haben, sich heute mit meinem Zeugen zu verständigen," sagte Gaston, auf Alfred deutend.

"Das ist nicht nöthig, mein Herr, wir können gleich jetzt die Stunde, den Ort und die Waffen bestimmen," sagte der Obrist.

"Nun denn, mein Herr . . . die Stunde . . . morgen Vormittag um zehn Uhr," sagte Gaston.

"Um zehn Uhr," wiederholte der Obrist.

"Im Gehölze von Vincennes, bei der Fasanerie."

"Im Gehölze von Vincennes," sagte der Obrist.

"Was die Waffen betrifft," versetzte Gaston, "so wählen Sie, mein Herr."

"Das ist mir gleichgültig, mein Herr."

"Auf den Degen also, mein Herr."

"Auf den Degen also," sagte der Obrist, die Thüre vor den beiden jungen Männern schließend, ohne daß sein Gesicht oder seine Stimme nur die leiseste Bewegung verrathen hätte.

Der alte Bediente geleitete die Beiden hinaus, und das Hotel Orbeffon wurde wieder so still und so einsam als vorher.

Die Kunden des Kaffeehauses Leboeuf, welche den ganzen Morgen auf der Lauer waren, hatten die jungen Männer eintreten gesehen.

Als sie wieder herauskamen und den Wagen besteigen wollten, öffnete Herr Godet, von seiner unbefriedigten Neugierde getrieben, die Thüre des Kaffeehauses, näherte sich Gaston entblößten Hauptes und sagte zu ihm mit geheimnißvoller und vertraulicher Miene: „Nun! junger Mann, wie stehen die Sachen? Sie, der Sie in's Capharnäum des Vampyr gedrungen sind, Sie können uns am besten sagen, wie das Innere seiner Höhle aussieht! Hat er Ihnen das Kästchen von der hübschen Dame zurückgegeben? Sie haben ihn hoffentlich artig ausgescholten und angeschnauzt.“

Alfred und Gaston stiegen in den Wagen, ohne auf die Fragen des Herrn Godet nur ein Wort zu erwidern.

Der Kammerdiener schloß den Schlag, sagte zum Kutscher: Ins Hotel . . . und der Kunde blieb verblüfft stehen. „Impertinentes Bürschchen!“ sagte Herr Godet. „Gestern warest Du viel höflicher, als es sich um mein Geheimniß handelte! Nun, das ist einerlei, sie waren blaß . . . sie sahen ärgerlich drein; das ist immer Etwas.“

Als Herr Godet in das Kaffeehaus zurückkam, wurde er mit Fragen bestürmt. Er gab sich eine wichtige Miene und antwortete: „Diese Herrn hatten nur Zeit, mir in der Eile einige kleine Umstände mitzutheilen und für meine Gefälligkeit zu danken. Morgen Vormittag wird sich Alles aufklären.“

Diese Angabe, die zufällig mit der Wahrheit übereinstimmt, wurde von den Kunden mit besonderer Freude aufgenommen und Alle erwarteten ungeduldig den folgenden Morgen.

Dieser Tag mußte denn auch, in der That, ein großer Tag für die Neugierigen des Kaffeehauses Leboeuf werden.

Um acht Uhr ging der Bediente des Obrist allein aus, kam dann ungefähr eine Stunde nachher in einem Fiaker zurück und brachte zwei Soldaten der Infanterie mit sich.

„Aha!“ rief Herr Godet, der als eifriger Beobachter schon auf seinem Posten stand, „er hat die Wache geholt! Vielleicht um seinen Herrn gegen die beiden jungen Männer zu vertheidigen? Es scheint, der Schädel des Vampyr sei auch nicht von Eisen.“

„Wenn das die Wache wäre,“ bemerkte Jemand, „so hätten die Soldaten ihre Flinten und Patronentaschen, während sie jetzt nur ihre Säbel bei sich tragen.“

„Wohl wahr, aber zu was denn Soldaten, wenn sich der Vampyr nicht eine bewaffnete Mannschaft als Beistand erbeten hat?“

Während solcher Berathschlagung öffnete sich die Thüre des Hotel Orbesson, der Obrist, in einen großen Mantel gehüllt, trat heraus, und bestieg mit den beiden Soldaten den Fiaker.

Statt, wie er gewohnt, sogleich wieder in das Haus zu treten, blieb der alte Bediente fest, als die Kutsche weg war, noch einige Augenblicke auf der Thürschwelle stehen und schaute ihr mit unruhigen Blicken nach... dann ging er hinein und schloß heftig die Thüre...

Diese Bewegungen entgingen den Spionen des Kaffeehauses Leboeuf nicht; das Benehmen des Obrist war ihnen räthselhaft; wo mochte er wohl mit diesen beiden Soldaten hingehen?

Die Wittwe bemerkte, daß sie aus dem Mantel des Obristen etwas vorragen gesehen, das der Scheide eines Degens glich, sie wollte es jedoch nicht bestimmt behaupten.

„Wie! ein Degen?... Aber warten Sie... warten

Sie..." sagte Herr Godet, sich fröhlich die Hände reibend, „Sie könnten Recht haben; es handelt sich vielleicht um ein Duell mit den beiden gestrigen Jungfernknechten... das Ding wird ja ganz lustig... wir kriegen doch was zu sehen für unser Geld? bravo!"

„Wenn ein Duell stattfinden sollte," rief die ränkefüchtige Wittwe, „so wollte ich Etwas aus meiner Tasche geben, wenn dieser arge Spötter, der wegen einer armen Spinne solchen Lärm machen konnte, recht wacker durchgebläut würde..."

„Da auch ich mich der Höflichkeit und Erkenntlichkeit dieser beiden Jungfernknechte nicht all zu sehr zu erfreuen hatte, so vereinige ich mich mit Ihnen, meine liebe Frau Leboeuf, indem ich denselben ebenfalls eine rechte Teufelei wünsche. Doch wenn es sich um ein Duell handeln würde, so brauchte er Zeugen."

„Nun... diese Soldaten?..."

„Gehn Sie mir, meine liebe Frau Leboeuf, der Bampyr ist Obrist, er würde gewiß nicht zwei einfache Soldaten zu Zeugen nehmen. Das wäre gegen alle Regel der Disciplin. Ach, ach! was Teufels hat denn dieser Bediente wieder auf der Thürschwelle zu thun?" fügte Herr Godet bei, indem er durch die Scheiben blickte. „Seit sein Herr ausgegangen ist, kommt er nun zum dritten Mal sich wie ein Klopß darauf zu stellen. Das geht nicht mit rechten Dingen zu; da geht was vor, er scheint unruhig... wenn ich ihn befragen würde?"

„Der Augenblick wäre übel gewählt, Herr Godet," sagte die Wittwe, „geben Sie sich nicht den Rohheiten dieses alten Wichtes Preis..."

„Stille... stille... ich höre das Rollen einer Kutsche," sagte Herr Godet, sein Gesicht auf's Neue an die Scheiben drückend.

In der That kam auch der Fiaker mit den zwei Soldaten und dem Obrist zurück. Dieser sprang hurtig aus der Kutsche, sagte einige Worte zu den

Soldaten, drückte ihnen die Hand und verabschiedete sie.

Frau Leboeuf behauptete später, in den Augen des alten Bedienten eine Thräne gesehen zu haben, als er beim Eintritt seines Herrn die kleine Thüre des Hotels wieder schloß.

Zum Unglück für die Kunden des Kaffeehauses Leboeuf, folgten auf diese, an Ereignissen so fruchtbaren zwei Tage wiederum Tage der verzweifeltsten Eintönigkeit.

Sie sahen weder Briefe, noch Kästchen, noch Kutsher mehr kommen, der Speisewirth brachte jeden Morgen seine gewohnte Portion und dies war Alles.

Der im Gäßchen oft erneuerte Versuch mit der Asche bewies, daß der Vampyr seine nächtlichen Spaziergänge fortsetzte.

Obwohl Herr Godet sich nicht mehr geneigt fühlte, dieselben zu theilen, so zweifelte er doch nicht, daß sie immer dem Kirchhof Pere la Chaise galten. Das Einzige, was vorübergehend die Neugierde der Kunden etwas erregte, war die Erscheinung der alten Frau, welche das Kästchen gebracht hatte. Ungefähr zwei Monate nach dem Duell des Obrist kam diese Frau nochmals zum Hotel Orbesson und übergab dem Bedienten des Obrist ein ziemlich großes und dickes Päckchen. Seither erschien sie nie mehr. Wir wollen daher von diesem letzten Besuche der Frau Blondeau beim Obrist Ulrich sprechen.

Fünftes Kapitel.

Der Obrist Ulrich.

Der Bediente ließ Frau Blondeau in den großen Sal treten, wo zwei Monate vorher der Obrist Alfred und Gaston empfangen hatte.

Die Physionomie Stod's, so nannte sich der alte Diener, hatte ihren mürrischen Ausdruck verloren.

„Wie befindet sich der Obrist, Herr Stod?“

„Immer gleich, Frau Blondeau; der Körper ist eisenfest, aber der Kopf schwach; oft weint der Herr Tage lang wie ein Kind... und er weinen!... er... hätte man mir das vor einem Jahre gesagt, sehn Sie, ich hätte es nie geglaubt!... und dann fast alle Nächte...“ Stod seufzte.

„Immer auf den Kirchhof, gerechter Himmel!“

„Immer, Frau Blondeau... es ist herzerreißend...“

„Und die übrige Zeit, Herr Stod?“

„Verträumt er, bringt er trostlos zu, spaziert er in dem kleinen, mit Steinplatten belegten, Zimmer, das er bewohnt. Es ist hundert Mal kälter und feuchter als die andern, denn es diente ehemals als Badzimmerchen. Und gewiß, man könnte sagen, der Herr hätte es eben darum gewählt, weil es das schlechteste des Hotels ist. Sehn Sie, Frau Blondeau, es ist das Etwas, das einer Kinderei gleich sieht, und doch treten mir die Thränen in die Augen, wenn ich daran denke.“

„Und was wäre das, Herr Stod?“

„Seit den sechs Monaten, während welchen wir dieses Haus bewohnen, hat mein Herr durch das immerwährende Auf- und Abgehen an dem gleichen Ort die Platten so abgenützt, daß man die Spur seiner Tritte ausgehöhlt sieht.“

„Ja, das ist wirklich schrecklich! welch' ein Leben! mein Gott.“

„Ach! Frau Blondeau, es ist, als ob sein Geist sich so sehr auf einen Punkt zusammengedrängt hätte, daß er für alles Uebrige, für Kälte, Hunger und Durst unempfindlich ist. Wenn ich seine Essenszeit nicht bestimmen würde, so würde er gewiß nicht an das Essen denken... Während der größten Kälte dieses Winters wollte er in einer mir unerklärlichen Laune kein Feuer angezündet wissen. Ueberdies kann ich Ihnen noch Etwas sagen, Frau Blondeau, das Sie in Erstaunen setzen wird. Seit dreißig Jahren erlaubt mir mein Herr, ihm täglich beim Schlafengehn nach unsrer alten ungrischen Gewohnheit die Hand zu küssen. Das ist bei uns ein Zeichen der Achtung und Anhänglichkeit. Nun war trotz dieser großen Kälte seine Hand immer trocken und brennend, wie wenn ein hitziges Fieber ihn durchwühlte... Ungeachtet dessen ist er nicht verändert, was sich durch seine kräftige Leibesbeschaffenheit erklären läßt... Ich sah ihn vor zwölf Jahren in unsern Feldzügen gegen die Türken, oft zwanzig und dreißig Stunden ohne Speise zu Pferde zubringen, indem er nur von Zeit zu Zeit seinen Durst mit dem Schnee stillte, der die Mähne seines Pferdes bedeckte, sich aber nie beklagte. War er verwundet, und näherte ich mich ihm, so lächelte er, und dies Lächeln war ein so mildes, so sanftes, daß meiner Besorgnisse ungeachtet ich mich wieder beruhigt fühlte. Ach!... seit einem Jahr erschien dies Lächeln nie mehr auf seinen Lippen... Er sieht Niemand... geht zu Niemand... Ein einziges Mal ging er zum russischen Gesandten, um daselbst eine Ordre von Sr. Majestät dem Kaiser zu empfangen... Ach!... Frau Blondeau, das war ein Fest für mich, ihn seine Uniform anziehen zu sehn. Er war dann so schön! Das erinnerte mich an so Vieles, Vieles!... Ich war ganz erstaunt, als er seine Uniform verlangte. Ich muß beim Gesandten einen Brief vom Kaiser in Empfang nehmen, sagte er zu mir, und ich begriff, daß er bei

einer solchen Gelegenheit diese Kleidung für schicklicher halte: der Kaiser, bewies sich immer so gütig gegen ihn! Der Obrist liebte ihn so sehr! Seit diesem Tag ist mein Herr nie mehr ausgegangen, ausgenommen zu dem Duell."

"Ach! dies Duell, dies Duell... Herr Stock, wenn ich bedenke, daß das unglückliche Kästchen die Ursache davon war..."

"Was das Duell selbst betraf, so war ich durchaus nicht unruhig, Frau Blondeau, denn ich kannte die Geschicklichkeit und die Kraft meines Gebieters. Er hatte die besten französischen Fechtmeister, die nach Rußland kamen, übertroffen; und doch mußte ich wider meinen Willen immer unter die Thüre gehen. Als ich ihn endlich mit den zwei Soldaten, die ich als Zeugen in der nahen Kaserne holen mußte, zurückkehren sah, hat mein armes altes Herz hoch aufgejubelt... Der junge Mann ist mit einem Degenstich davongegangen, der ihn einen Monat im Bett zurückhielt. Am Abend nach dem Duell sprach mein Gebieter ein Wort, das mich sehr in Verwunderung setzte; er redete mit sich selbst, wie das oft geschieht und murmelte mit leiser Stimme: „Ich hasse ihn nicht diesen Mann, es wäre denn im Kriege, der Anblick des Blutes hat mich immer heftig aufgeregt und das seinige sah ich mit wahrhaft wilder Freude fließen... Ich war auf dem Punkte, ihn nicht mehr zu schonen, dann aber befahl mir die Stimme, ihn leben zu lassen, und ich gehorchte ihr.“"

"Welche Stimme, Herr Stock?"

"Ich weiß es nicht, Frau Blondeau... Oft unterbricht er hastig seinen Spaziergang, steht stille... scheint zu hórchen, legt die beiden Hände auf seine Stirne und fängt wieder an zu gehen."

"Der arme Obrist..."

"Aber sehen Sie, wie selbstsüchtig ich bin, ich

„spreche Ihnen nur von meinem Gebieter,“ sagte Stock.
 „Und wie geht es der Frau Gräfin?“

„Madame ist immer in Touraine und immer sehr leidend.“

„Ach, Frau Blondeau, welche Veränderungen, welche Unglücksfälle seit den sechs Jahren unserer Bekanntschaft!“

„Der Himmel gebe, daß Sie für meine Gebieterin zu Ende seien, Herr Stock! Ich darf für Ihren Herrn nicht den gleichen Wunsch hegen, obwohl man sagt, daß jedes Leiden sein Ende habe.“

„Solche aber nicht, Frau Blondeau, solche nicht,“ sagte Stock mit traurigem Kopfschütteln.

„Könnte ich den Herrn Obrist nicht sehen? Ich möchte ihm dieses Päckchen noch übergeben und dann diesen Abend mit dem Gilwagen wieder nach Tours gehen. Ich muß eiligst zu Madame zurückkehren.“

„Mein Herr hat mir noch nicht geläutet. Einige Augenblicke mehr oder weniger gefährden Sie nicht,“ sagte Stock in beinahe flehendem Tone. „Und wüßten Sie, welche Wohlthat einige Augenblicke ruhigen Schlummers für meinen Gebieter sind! Es thut ihm so gut! Er schläft so wenig! Er kam diesen Morgen wieder so spät heim...“

„Welch' ein Leben!“ sagte Frau Blondeau seufzend.

„Ich würde mich nicht beklagen,“ erwiderte Stock, wenn ich nur an meinen Herrn zu denken hätte, aber Sie glauben nicht, wie sehr mich ein Halbdutzend alter Dummköpfe langweilen, die uns den ganzen Tag ausspioniren. Nicht eine List ließen sie unversucht, um ins Haus zu kommen; sie hocken beständig wie Raben auf den Stühlen des Kaffeehauses da gegenüber und spioniren, was hier vorgeht...“ —

„Das sind gewiß die, welche ich so eben auf der Lauer sah, als ich an der Thüre pochte,“ sagte Frau Blondeau.

„Eben die... Ich habe jedoch dem Einen von ihnen eine tüchtige Lektion gegeben... hat aber Nichts geholfen...“

In diesem Augenblicke ertönte eine Glocke.

„Der Herr läutet mir... Erwarten Sie mich, Frau Blondeau, ich bitte Sie... Ich will meinen Gebieter von Ihrem Hiersein benachrichtigen...“

Eine Viertelstunde nachher trat Frau Blondeau in das Zimmer des Obrist. Sie fand ihn stehend, in einen langen türkischen Pelz von dunkler Farbe gehüllt. Das niedrige Fenster, durch welches man eine Allee Kastanienbäume mit ihren schwarzen Stämmen und entblätterten Zweigen erblickte, warf ein zweifelhaftes Licht in das Gemach.

Die Art schmerzhaften In sichgekehrtseins des Obristen, das seinem Gesicht einen harten und so zu sagen versteinerten Ausdruck verlieh, schien sich etwas zu mildern und seine Züge wurden sanfter, als er Frau Blondeau sah.

„Wie befindet sich Mathilde?“ fragte er mit einem Ton voll Milde und Güte.

„Ach! mein Herr... Madame ist immer sehr niedergeschlagen.“

Die Stimme der armen, alten Frau wurde bewegt und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte sie, „ich kann nun einmal diesen Namen nicht aussprechen hören, ohne ganz ergriffen zu werden.“

„Ich benenne sie bei Ihnen mit ihrem Mädchen-namen, weil Sie sie auferzogen haben und weil Sie ihr wie eine Mutter anhänglich waren.“

„Ach! mein Herr... ich verdiene nicht... ich bin nur eine Dienerin.“

„So zu sprechen, heißt weder Ihnen noch ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen... Ich kenne Ihr Benehmen; ich weiß auch, daß Mathilde es nach Ver-

dienst würdigt, Sie gute und vortreffliche Frau... Aber was wollen Sie?"

"Madame hat mich gebeten, Ihnen diese Papiere zu überbringen, da sie dieselben der Post nicht anvertrauen mochte. Dann hat sie mir noch sehr anempfohlen, mein Herr, Ihnen zu sagen, daß sie keine Antwort verlangt. Sie sollen dieß lesen... wenn Sie wollen, sagte mir meine Gebieterin; sie weiß..."

"Gut... gut..." sagte der Obrist sanft, wie wenn er einer peinlichen Erinnerung hätte entgehen wollen; dann legte er die Papiere auf den Tisch.

"Und das Kästchen?" fragte er Frau Blondeau.

"Madame gab mir den Auftrag, Sie zu bitten, dasselbe noch zu behalten."

Ungeachtet der Obrist Frau Blondeau ungemein gütig empfangen hatte, sah man doch, daß er vom Gewicht einer tiefen Zerstreuung gedrückt sei; denn kaum hatte er die letzten Worte ausgesprochen, so verfiel er wieder in seine Träumereien.

Mit gesenktem Haupte, die Arme über die Brust gekreuzt, fing er langsamen Schrittes zu gehen an und vergaß die Gegenwart der Frau Blondeau gänzlich. Da diese nicht wagen durfte, noch ein Wort an ihn zu richten, so zog sie sich bald zurück.

Der nun folgende Brief war einem ziemlich großen und dicken Manuscript beigelegt, das Frau Blondeau so eben dem Obristen im Auftrage Mathildens überbracht hatte.

"Schloß Maran, den 13. April 1838.

"Ich weiß nicht, mein Freund, ob Sie wohl nach langer Zeit den Muth haben werden, diesen Brief zu öffnen.

"Ich kannte... ich liebte, ich liebte die, welche Sie beweinen; ich kenne Ihr Herz, Ihren Charakter; ich weiß, was Sie ihr, ich weiß auch, was sie Ihnen

war: wie sollte ich denn nicht fühlen, daß Ihr Schmerz ewig und unheilbar sein wird?

„Ulrich, mein Freund, mein Bruder, Sie besitzen hienieden kein Herz, das Ihnen ergebener wäre, als das meine... Ich hatte nie einen bessern Freund als Sie... Sie wissen es... und hätte ich der strengen, unbeugsamen Stimme Ihrer heiligen Freundschaft mehr gehorcht, welch' bittere Reue hätte ich mir erspart! Ich will aber in diesem Briefe nicht von mir, sondern von Ihnen sprechen... von Ihnen, edles und großes Herz, von Ihnen, dem Ideal menschlicher Güte...

„Sie leiden, mein Freund! Sie leiden in hoffnungslosem Schmerz! Je mehr Sie denselben aufwühlen, je tiefer wird der Schlund, je größer die Finsternisse!

„Als ich vor einem Jahre das schreckhafte Ereigniß erfuhr, fiel ich auf meine Knie und betete für sie, betete besonders auch für Sie, mein Freund... der Sie die Freundin überlebt...

„Damals dachte ich keinen Augenblick, Ihnen schreiben oder Sie sehen zu wollen... Es gibt Leiden, die durch eiteln Trost nur erhöht und bitterer gemacht werden.

„Sie verließen Alles, um in der Nähe der theuren Ueberreste Emma's ein düsternes und stummes Leben wie ihr Grab führen zu können.

„Wie seltsam und zugleich wie schön ist es, mein Freund, zu sehen, wie große Charaktere, die groß durch ihren Muth und groß durch ihr Herz genannt werden können, oft so sicher voraus wissen, was sie später fühlen werden.

„Vor drei Jahren sagte Emma lächelnd zu Ihnen: „Ulrich, was würde aus Ihnen werden, wenn Sie mich verlieren sollten?“ Ich höre Sie noch, mein Freund, ihr mit dem Ihnen so eigenthümlichen Lächeln antworten, ohne jedoch die hervorquellenden Thränen zu verbergen: „Ich ginge hin, wo Sie sein wür-

den, ich würde einsam leben... mich nimmer trösten... Vielleicht hätte ich nicht einmal den Muth, Mathilden... unsre Freundin... unsre Schwester... wieder zu sehen."

"Diese, so einfachen Worte, hätten, von einem Andern gesprochen, nur traurig und übertrieben geschienen... in Ihrem Munde aber... Ulrich... trugen sie das Gepräge trostloser Wahrheit.

"Erschüttert, als ob die Hand Gottes uns in diesem Augenblick die Zukunft enthüllt hätte, zerslossen Emma und ich in Thränen.

"Diesß schreckliche Versprechen haben Sie, Ulrich, wie alle, die Sie schon geleistet, auch treulich gehalten.

"Voll Vertrauen und ohne Furcht, Ihnen überlästig zu sein, schicke ich Ihnen nun diese Papiere; wenn Sie den Brief lesen, werden Sie den Muth gehabt haben, an mich zu denken, die ich so oft um sie war...

"Es würde dieß zwar kein Beweis sein, daß Ihre Verzweiflung sich mindert... Leider! nein... es geschähe im Gegentheil mit einer Art grausamer Freude, die schon so schmerzhaften Wunden noch mehr aufzureißen, indem Sie unter diesen Blättern die hervorsuchen würden, die von Emma sprechen.

"Vielleicht... nach langer Zeit... werden Sie dieß lesen... vielleicht auch nie... Dann... mein Freund... anempfehlen Sie diese Papiere dem treuen Stocß, sowie das Kästchen, das Sie vor zwei Monaten erhalten haben. Ich wünsche, daß Alles vernichtet werde.

"Wenn Sie die Schriften, die ich Ihnen sende, lesen, so werden Sie erfahren, warum ich Ihnen das Kästchen gesandt habe...

"Ewige Gewissensbisse werden mich verfolgen, Ulrich. Diese Zustellung hätte unheilbringend für Sie sein können... Ich habe Alles erfahren... Dieß Duell! Ach, Gott ist mein Zeuge, daß ich glaubte, es

ohne Niemand auf der Welt, daß diese Papiere in Ihren Händen seien...

„Durch welch' unglücklichen Zufall wurde dieß Geheimniß nur entdeckt?... Durch welch' unglücklichen Zufall Ihr Leben... wurde eine Person, die ich nicht mehr anklagen kann, wohl auch dadurch bloßgestellt?... Das werde ich ohne Zweifel nie erfahren.

„Nun ein Wort über mich, mein Freund.

„Schon lange her, aber besonders seit einem Jahre, bin ich sehr unglücklich. Es wäre zwar Lästerei, mein Leiden mit dem Ihrigen vergleichen zu wollen; aber doch ward mir das Leben drückend und zur Last.. Als ich vor zwei Monaten diese Zufluchtsstätte suchte, wo ich wahrscheinlich meine Tage beendigen werde, stürzte mich die Erinnerung an die Vergangenheit in schmerzhaftes Betäubung.

„Ich fühlte ein solches Bedürfniß nach Ruhe oder vielmehr ein gänzlich Vergeffen Aller und all meiner Begegnisse, daß dieß Brausen aus einer längst dahingeschwundenen Zeit mir widerwärtig erklang.

„Da drang sich mir die seltsame Ueberzeugung auf: Man mildert und man stillt seine Leiden, wenn man sie Jemand anvertraut. Während ich hier die Hauptzüge meines Lebens niederschreibe, kann ich mich vielleicht der Erinnerungen entledigen, die mich quälen, und vielleicht wird diese stumme Beichte mir die Ruhe wieder geben.

„Ich sah auch eine Art bitterer Freude darin, ein letztes Mal die Vergangenheit noch durchzugehen, und mir aus ihrem Strauße einige, wenn auch verwelkte, doch immerhin köstliche Blumen zu pflücken, das Uebrige aber dem Winde der Vergessenheit zu überlassen.... ich fühlte eine Freude, dem Unwillen Luft zu machen, den mein Stolz zurückgedrängt hatte.

„Diese Hoffnung hat mich nicht getäuscht, mein Freund; dieses offene Geständniß meines ganzen Lebens, meiner edeln Handlungen, meiner Schwächen

und Verirrungen hat mich erleichtert; die Schreckbilder, welche meine Einbildungskraft gequält, sind geflohen.

„Indem ich einen unparteiischen Blick auf entschwundene Zeiten warf, mir Rechenschaft von meinen Thränen gab und kaltblütig betrachtete, was dieselben hervorgerufen, so ersetzte Verachtung die Stelle der Schmerzen und eine dumpfe, traurige Ruhe folgte den grausamen Aufregungen meiner Seele. Ohne Hochmuth gestand ich das Gute, ohne falsche Demüthigung das Böse: ich habe meine Feinde nicht verächtlich gemacht, meine Freunde nicht gelobt, ich schilderte nur ihr Benehmen gegen mich... Ich warf den strengen und gerechten Blick des Richters auf mein Leben.

„Mir war, als spräche ich zu Ihnen, zu unserer Freundin, unserer Schwester.

„Ich erinnerte mich, wie oft sie beide in den so glücklichen Zeiten zu mir gesagt: „„Erzählen Sie uns doch aus eigenen Blättern Ihres Herzens,““ ich erinnerte mich, wie meine Freimüthigkeit sie wechselsweise entzückte und erschreckte.

„So Sie diese Zeilen lesen, mein Freund, so werden Sie mich nicht desto mehr lieben, vielleicht aber höher achten.

„Nun ist mein Zweck erfüllt, mein Herz leer, aber ruhig. Die Vergangenheit bürgt mir für die Zukunft. Ihnen verdanke ich die Ruhe, die ich genieße... Nie hätte ich einem Andern diese Geständnisse gemacht... Und diese Geständnisse haben heftige Schmerzen gestillt.

„Leben Sie wohl, mein Freund! leben Sie wohl, mein Bruder! erinnern Sie sich Mathildens, wenn Sie in diesen Blättern zwei Namen lesen, die stets so heilig vereint in einem Herzen leben werden, wie sie es auf dieser Welt waren: Ulrich und Emma.“

Mathilde.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Fräulein von Maran.

In meiner Kindheit lebte ich als Waise bei meiner Tante, dem Fräulein von Maran, einer Schwester meines Vaters. Ich wurde von Blondeau, einer trefflichen Frau, die lange vor meiner Geburt schon in meiner Mutter Diensten stand, erzogen. Meine Tante hatte sich nie verheiraten wollen, sie war mißwachsen, aber ungemein geistreich und eine arge Spöttlerin. Ungeachtet ihrer Unform, ihrer Häßlichkeit und ihres übertrieben widerlichen Wuchses, sah man doch selten eine so ehrfurchtgebietende, oder vielmehr so stolze Gesichtsbildung als die des Fräulein von Maran. Sie flößte unstreitig nicht die achtungsvolle Hingebung ein, die man bei edeln Zügen einer vornehmen Haltung und leutseligen Würde der Manieren fühlt; ihr Anblick erregte vielmehr Furcht und Mißtrauen in sich selbst.

Fräulein von Maran hatte meinen Vater nie verlassen: gegen die Mitte der Revolution war sie mit ihm nach England ausgewandert und hatte seinen Kummer, seine Gefahren getheilt.

So übel mich auch meine Tante behandelte, so gebührt ihr doch das Lob, daß sie ihren Bruder zärt-

lich liebte; aber die Liebe der Bösen hat doch ihre grausame Eigenthümlichkeit; man könnte sagen, daß sie eine Person nur lieben, um den Vorwand zu haben, hundert Andere zu hassen; sie lieben euch, aber sie verabscheuen die, welche ebenfalls ein Recht auf eure Zuneigung besitzen oder euch ihre Anhänglichkeit beweisen.

Solcher Art war die Liebe meiner Tante zu meinem Vater.

Ueberdies beherrschte sie ihn völlig durch ihre Willenskraft und Charakterstärke. Er that Nichts, ohne sie zu berathen, und sie ertheilte ihm stets Rathschläge voll Vorsicht, Feinheit und Gewandtheit. Da mein Vater Napoleon so sehr als die Revolution haßte, mit mehreren Gliedern des englischen Kabinetts in vertrauter Bekanntschaft stand und den Sturz des Kaiserreichs voraussah, so wußte sie ihn gegen das Jahr 1812 zu bewegen, sich in der Nähe von Hartwell niederzulassen und Ludwig dem Achtzehnten eifrig den Hof zu machen.

Sie selbst sah den König oft und gefiel ihm durch die Satyre und Lebendigkeit ihres Geistes, durch die Sicherheit ihres Urtheils und die Freiheit ihrer Rede; da sie der lateinischen Sprache vollkommen mächtig, so führte sie diesem Prinzen ganz besonders auf ihn geeignete Stellen an, deren Schmeichelei noch um so zarter war, weil sie sich unter dem Außern einer beinahe cynischen Verbheit barg.

Verschmikt, gewandt, scharfsichtig und ihrer sarkastischen Bosheit wegen, die Nichts scheute, aber Alles angriff, gefürchtet, betrachtete Fräulein von Maran ihre Häßlichkeit, ihre Unform als eine Waffe oder ein Vertheidigungsmittel, um Männern und Frauen zu tödnen. Sie opferte sich selbst der Lächerlichkeit, um das Recht zu haben, auch Andere erbarmungslos mitzunehmen. Sie benutzte mit einer ungemein gefährlichen Geschicklichkeit die Geheimnisse, die sie unbeson-

nenen oder nicht mißtrauischen Leuten entlocken konnte, um später die Leute ihrer Arglist in der Gewalt zu haben; und da sie die verwundbare Stelle eines Jeden kannte, so unterließ sie keinen auch noch so bitteren Scherz, indem sie dann bat, auch ihrer nicht zu schonen.

Sie erkünstelte gewöhnlich eine gewisse Vertraulichkeit der Sprache, die an Gemeinheit stieß. Ich habe sie äußern gehört, daß da sie einen Theil ihrer Jugend in Pontchartrain, bei der alten Frau von Maurepas zugebracht, (es war während der Verbannung des Herrn von Maurepas auf dieses Landgut) sie daselbst die Gewohnheit angenommen habe, sich gemeiner Ausdrücke zu bedienen, welche Gewohnheit denn auch unter der damaligen Regierung sehr im Schwange gewesen und sich bei einigen Personen des Hofes bis zum Ende Ludwigs des Fünfzehnten erhalten hätte.

Staunen Sie daher nicht, mein Freund, wenn Sie in meiner Erzählung hie und da Spuren einer Sprache finden, die in unsern Zeiten sehr anstößig erscheinen muß. Ich wollte Nichts ändern, was den Charakter des Fräulein von Maran näher bezeichnen konnte.

Ludwig der Achtzehnte, der im Epigramm die Grausamkeit und im Scherz die Rohheit liebte, gefiel sich in der Unterhaltung meiner Tante und sagte: Man fühlt sich behaglicher bei ihr, als bei einem Manne, und zwangloser, als bei einer Frau.

Im Jahre 1812 war der Marquis von Maran, mein Vater, ungefähr vierzig Jahre alt. Er wollte sich mehrmals verheiraten, aber seine Schwester, welche ihre Herrschaft über ihn zu verlieren fürchtete, hatte diese verschiedenen Heiratspläne zu nichte gemacht, indem sie bald auf die geschickteste Weise Verläumdungen über die jungen Mädchen verbreitete, die man dem Herrn von Maran vorgeschlagen, oder ihm dann wieder einen so heftigen und so versteckten Charakter

beigelegt hatte, daß viele Väter von keiner Verbindung mit einem solchen Eidam hören wollten.

Herr von Maran sah meine Mutter; sie war so schön, von so reizendem Wesen und so bezauberndem Verstande, daß er leidenschaftlich in sie verliebt wurde, und zwar so verliebt, daß er seiner Schwester sogleich seine Liebe und seinen Entschluß zu heiraten erklärte. Als Tochter eines Ausgewanderten, des Baron von Arbois, eines ehemaligen Generallieutenant der königlichen Armee, war meine Mutter zwar arm, aber ausgezeichnet schön. Und da Fräulein von Maran geizig und mißgestaltet war, so verachtete sie die Armuth und verabscheute die Schönheit. Sie setzte Alles in's Werk, Bitten, Drohungen, Thränen, Hohn, Intriken, um meinen Vater von seinem Beschluß abzubringen. Er aber war unbeugsam und heiratete meine Mutter.

Sie können sich die Wuth und den Haß meiner Tante gegen sie denken, mein Freund. Zum ersten Male in seinem Leben schüttelte mein Vater das Joch seiner gewalthaberischen Schwester von sich. Diese aber wußte sich als gewandte Frau zu verstellen. Sie benahm sich zuerst vor meinem Vater kalt und höflich gegen ihre Schwägerin; erst nach und nach schien sie willfähriger und geselliger zu werden und machte anscheinliche Vergünstigungen; da sie aber immer bei Herrn von Maran wohnte, so führte sie ihre Herrschaft bald wieder ein.

Das Alter und der sarkastische hochmüthige Geist des Fräulein von Maran flößte meiner Mutter eine Art Scheu ein, denn sie war eine Frau von engelgleicher Güte, Sanftmuth und sittsamer Schüchternheit.

Mein Vater behandelte sie wie ein verzärteltes Kind und überließ alle wichtigern Geschäfte dem Fräulein von Maran. Diese that sich nicht lange Zwang an, sie ließ meine Mutter bald durch täglichen Verdruß die geschlossene Verbindung büßen.

Mein Vater, der ein herzoguter Mann war, hatte

unglücklicher Weise einen schwachen, obwohl sehr rechtlichen und großmüthigen Charakter; er liebte seine Frau herzlich, weihte aber dennoch seiner Schwester eben so viel Anhänglichkeit als Achtung, und betrachtete sie als den sichersten und kostbarsten Führer, den er besitzen konnte.

Ein Jahr nach der Verheirathung meines Vaters wurde der Einfluß des Fräulein von Maran, der einen Augenblick schwankend gewesen, unumschränkter als je. Meine Mutter aber sah mit Schmerz ein, daß sie das Zutrauen ihres Gatten nie besessen.

Ohne die Einmischung oder die Bewilligung meiner Tante durfte Nichts geschehn. Zwei oder drei Mal versuchte meine Mutter die Herrin ihres eigenen Haushalts zu sein, und beklagte sich bei meinem Vater über die Eingriffe des Fräulein von Maran; doch das hatte nur die schrecklichsten Auftritte zur Folge.

Mein Vater erklärte meiner Mutter rundweg, daß er sich nie dazu verstehen werde, die brüderliche Zuneigung einem zwar sehr zarten Gefühle zu opfern, das aber erst vor ein oder zwei Jahren entstanden, während das erstere mit seinem Leben angefangen und auch nur mit seinem Leben endigen solle.

Tief gekränkt über diese Erklärung, zu stolz um zu klagen, zu schüchtern um mit ihrer Schwägerin zu kämpfen, ergab sich meine Mutter von diesem Tage an und wurde förmlich das Opfer der Launen des Fräulein von Maran.

Die Ereignisse, die den Unglücksfällen des Jahres 1813 folgten und meinen Vater in den Stand setzten, seine ehrgeizigen Absichten zu befriedigen, vermehrten noch den Einfluß des Fräulein von Maran. Zufolge der Verbindungen, in welchen mein Vater nach dem Rathe seiner Schwester schon seit längerer Zeit mit Ludwig dem Ahtzehnten stand, wurde Herr von Maran mit mehreren sehr mißlichen Aufträgen an die Höfe von Wien und Berlin gesandt.

Seine Schwester war stets mit seinen Unterhandlungen vertraut, denn sie war wirklich fähig, an den wichtigsten politischen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Ihre Rathschläge waren meinem Vater sehr nützlich und die Aufträge, die man ihm erteilt, hatten die glücklichsten Erfolge. Im Jahre 1814 wurde er durch eine sehr hohe Stellung im Rathe Ludwigs des Achten, dem er später nach Gent folgte und mit welchem er nach Frankreich zurückkam, für seine Dienste prächtig und ehrenvoll belohnt.

Ich wurde im Jahr 1813 während meines Vaters Aufenthalt in Deutschland geboren. Dieses Ereigniß, das vielleicht meiner Mutter wieder einige Herrschaft über ihren Gatten verliehen hätte, wenn er bei ihr gewesen wäre, brachte nur eine kleine Veränderung in die schon so erkaltete Verbindung.

Je mehr das Glück meines Vaters stieg, desto größer wurde die Herrschsucht des Fräulein von Maran, desto peinlicher das Schicksal meiner Mutter.

Der Salon meines Vaters war ein politischer Salon geworden, in welchem Fräulein von Maran allein die Dame des Hauses machte.

Meine Mutter, welche erst achtzehn Jahr alt war, fühlte einen heftigen Widerwillen gegen alle Staatsgeschäfte, die ihr durchaus kein Interesse abgewannen. Sie zog Musik und Poesie den trockenen diplomatischen Abhandlungen vor, an welchen sie weder Theil nehmen wollte, noch konnte.

Fräulein von Maran schien im Gegentheil ganz in ihrer Sphäre zu sein.

Als ich in meinem Lebenslauf späterhin politische Frauen antraf, mußte ich mich überzeugen, daß sie sich Alle glichen. Das ist eine Bastardart, welche die ehrsüchtigen und selbstsüchtigen Leidenschaften der Männer theilt, ohne die Anmuth oder einen Vorzug des Weibes zu besitzen; Unfruchtbarkeit des Geistes, Trockenheit und Fühllosigkeit des Herzens, Unbiegsamkeit des

Charakters, übertriebenes und lächerliches Gelehrtsfeinwollen, das sind die Eigenschaften, die sie auszeichnen; mit einem Wort, politische Frauen riechen nach Schulpedanten und Stiefmüttern, und wenn auch verheiratet, gleichen sie doch immer alten Jungfern. . . .

Nach und nach schützte meine Mutter ihre schwächliche Gesundheit vor, um sich von der Welt zurückziehen zu können, in welcher sich ihre Schwägerin so sehr gefiel. Sie wandte mir alle ihre Zärtlichkeit zu; sie liebte mich als die einzige Zuflucht ihres Kammers, als ihren einzigen Trost, als ihre einzige Hoffnung.

Ihr Herz war so großmüthig, so gut, daß sie sich keine Klage, keinen Vorwurf gegen Fräulein von Maran erlaubte. Mein Vater wurde zur Würde eines Pairs erhoben. Aber ein letzter, tödtlicher Kummer war meiner Mutter vorbehalten; sie sah, daß die Zärtlichkeit meines Vaters für mich immer schwächer wurde. Nur selten gewährte er mir in seiner Zerstreuung einige Liebkosungen, indem er dann in seinem vererbten Patrizierstolz bedauerlich beifügte: „Wie schade, daß es nicht ein Knabe ist!“

Der Kälte, die mir mein Vater bewies, folgte bald eine gänzliche Gleichgültigkeit.

Meine Mutter konnte diesen neuen Schlag nicht mehr ertragen, sie zehrte in einigen Monaten ab und starb!

Ich habe oft bitterlich geweint, wenn mir meine Gouvernante von den letzten Augenblicken der besten Mutter erzählte, wenn sie mir die Furcht und die Besorgniß schilderte, die meine Zukunft ihr eingefloßt und die leider nur zu sehr gerechtfertigt waren, da sie mich in den Händen des Fräuleins von Maran sah.

Meine Mutter kannte die Schwäche meines Vaters und ließ demzufolge meine Gouvernante schwören, mich nie zu verlassen. Mein Vater mußte ihr auch versprechen, sie bei mir zu lassen. — „Ach! ich sehe nur zu wohl

voraus, daß meine arme Mathilde keinen Schutz als den Ihrigen in der Welt finden wird," sagte meine Mutter zur Blondeau. „Verlassen Sie sie niemals.“

Ihre letzten Worte zu meinem Vater waren ernst, rührend und feierlich. „Ich sterbe sehr jung, ich habe viel gelitten, nie geklagt, ich verzeihe Alles; aber Sie werden Gott für das Schicksal meines Kindes verantwortlich sein. . . .“

Ein Jahr nach dem Tode meiner Mutter stürzte mein Vater auf einem Jagdzuge des Dauphins vom Pferde. Dieser Fall hatte tödtliche Folgen. Ich verlor ihn. Mit vier Jahren war ich nun zur völligen Waise geworden und der Sorge meiner Tante, als meiner nächsten Verwandten, übergeben. Um gerecht gegen Fräulein von Maran zu sein, muß ich gestehen, daß sie ihren Bruder liebte, so sehr sie lieben konnte, und daß ihr Betragen gegen meine Mutter aus einer bis zum Haß getriebenen Eifersucht entsprang.

Der Tod ihres Bruders schmerzte Fräulein von Maran tief, sie weinte bittre Thränen, ihr Leid war still, aber heftig. Ihr Charakter wurde noch hämischer, ihr Geist höhrender, ihre Bosheit unbarmherziger.

Ich glich meiner Mutter Zug für Zug. Meine Tante aber vergaß, daß ich das Kind ihres vielgeliebten Bruders war, sie sah in mir nur die Tochter einer Frau, die sie verabscheut hatte, und so übertrug sie denn ihre Abneigung für meine Mutter auf mich.

Während meiner Kindheit war Fräulein von Maran fast immer ein Gegenstand des Schreckens für mich, ihr langes, mageres, rußschwarzes Gesicht, ihre stark gezeichneten Züge schienen noch häßlicher durch einen Aufsatz falscher, schwarzer Haare, die ihre Stirne bedeckten. Sie hatte sehr dichte graue Augenbrauen und kleine, braune, stechende Augen.

Man sah sie zu jeder Jahreszeit in einem braunseidenen Kleide und einem Hut von gleicher Farbe und

gleichem Stoff, den sie immer trug, selbst Morgens in ihrem Bett, wo sie gewöhnlich in einem braunseidenen Bettmantel, wie sie vor der Revolution getragen wurden, frühstückte, las und schrieb.

So oft ich zu meiner Tante gehen mußte und das geschah täglich, so wurde ich von unwillkürlichem Zittern ergriffen und Thränen stürzten mir aus den Augen.

Um mich dazu zu bewegen, bedurfte es der ganzen Zärtlichkeit meiner armen Blondeau. Sie hatte mir feierlich erklärt, daß, wenn ich fortführe, solchen Schreck zu zeigen, sie gezwungen wäre, mich zu verlassen. Bei dieser Drohung überwand ich meine Furcht und trocknete die Thränen, ich faßte dann mit meinen kleinen Händen die Hand der guten Blondeau und so ging ich der gefürchteten Zusammenkunft entgegen.

Wir mußten durch einen Vorsaal gehen, wo sich gewöhnlich der Haushofmeister meiner Tante, Servien genannt, aufhielt.

Dieser Mann theilte mit Felix, dem Schooßhunde des Fräulein von Maran, meinen unbefieglichen Widerwillen. Serviens Gesicht war zur Hälfte mit einer abscheulichen Feuerflamme bedeckt, er hatte einen ungeheuren Mund und große borstige Hände, kurz er machte auf mich den Eindruck, wie wenn er wirklich ein Wilder gewesen wäre.

Endlich wurde die Thüre des Schlafzimmers des Fräulein von Maran geöffnet, ich klammerte mich an Blondeau's Kleid und näherte mich dann zitternd dem Bett meiner Tante.

Mein Schreck war nicht ohne Grund, denn Felix, der kleine weiße Schooßhund mit den spitzen Ohren, kam alsobald unter der gesteppten Bettdecke hervor und wies uns brummend zwei Reihen scharfer Zähne.

Er hatte mich mehrmals bis aufs Blut gebissen. Statt allem Verweis aber sagte meine Tante, indem sie mir einen zornigen Blick zuwarf, mit sanft schel-

tender Stimme zu ihm: „Nun doch! . . . nun doch! kleiner Narr, willst du wohl dieß Kind in Ruhe lassen? Du siehst ja, daß es nicht mit dir spielen will.“

Fräulein von Maran war sehr gelehrt und immerfort mit den politischen Angelegenheiten bekannt. Ich fand sie nach ihrer Gewohnheit in ihrem Bett, im braunseidenen Mantel und Hut, in ihren Zeitungen oder in einem großen, durch ein Pult unterstützten Folianten lesend. Sie empfing mich stets mit einem Verweis oder einer bittern Spöttelei.

Diese Auftritte erneuerten sich so oft und haben einen so tiefen Eindruck in mir zurückgelassen, daß sie mir noch mit den geringsten Nebenumständen vorschweben. Sie sind mir wichtig, weil die unaufhörliche Furcht, die mich in meiner Kindheit beherrschte, auf den übrigen Theil meines Lebens einen so mächtigen Einfluß übte.

Ich sehe das Zimmer des Fräulein von Maran noch vor mir. Im Hintergrunde ihres, mit dunkelrothem Damast tapezirten Alkovens war in einer Einfassung von schwarzem Sammt ein großes, elfenbeinernes Christusbild angebracht, über welchem sich ein ebenfalls elfenbeinerner Totenkopf erhob. Diese Pietät war nur zum Schein und eine Ausschmückung, die, glaube ich, nur der Schicklichkeit wegen angeordnet wurde, denn ich erinnere mich nicht, meine Tante je in der Messe gesehen zu haben. Fast alle Fensterscheiben waren mit Bruchstücken alter bemalter Gläser bedeckt. Unter andern sah man eine Enthauptung Johannes des Täufers, die mich lange Zeit in meinen kindischen Träumen verfolgte. Auf dem Marmor des roth lackirten Schreibpultes sah man in zwei gläsernen Behältern, wohlausgestopft den Vater und den Großvater des Felix.

Ihrer boshaften Mienen, ihrer glänzenden gläsernen Augen wegen, hielt ich sie für unbewegliche Gespenster, die jedoch stets zu beißen bereit schienen, weiß-

halb sie mir dann noch mehr Furcht verursachten, als ihr Sprößling.

Der Anblick dieser Thiere unter Glas, die sich nicht regten, nicht fraßen und immer ihre Zähne wiesen, hatte etwas Uebernatürliches und Unheimliches für mich.

An dem grauen Getäfel hingen einige alte Gemälde, deren eines meine Großtante, eine ehemalige Aebtissin der Ursulinerinnen von Blois, vorstellte. Sie hatte ein kaltes, ernstes und blaßes Gesicht, das so weiß war, wie die Leinwand, die ihre Stirne und Wangen umgab.

Die andern Gemälde machten weniger Eindruck auf mich. Es waren Abbildungen mehrerer unsrer Verwandten in der Hoftracht oder Kriegsrüstung früherer Jahrhunderte. Das Kamin endlich war mit zwei häßlichen grünen Wunderthieren von chinesischem Porzellan geschmückt. Diese Ungeheuer wurden durch einen verborgenen Perpendikel in beständige Bewegung gesetzt, so daß ihre rothen Augen fürchterlich umher rollten. Denken Sie sich nun, mein Freund, ein armes Kind von fünf oder sechs Jahren in Mitte dieser geheimnißvollen Wunder, so werden Sie mein Entsetzen begreifen. Aber, ach! das war nur das Vorspiel manch andrer Qualen. Trotz des Bellens und der Zähne des Felix sollte ich nun auf das Bett der Tante sitzen und mich von ihr küssen lassen.

Fräulein von Maran schnupfte übermäßig Tabak und dieser Geruch war mir unerträglich. Jedoch fühlte ich mich trotz des Widerwillens und der Furcht, welche mir meine Tante einflößte, von den Beweisen der Zuneigung, die sie mir geben wollte, gerührt. Ich machte unerhörte Anstrengung um meinen Abscheu zu überwinden, aber es gelang mir nicht immer.

Ich erfuhr später (und das Benehmen des Fräulein von Maran bewies mir ihre Abneigung nur zu sehr), daß nicht aus Zärtlichkeit, sondern um sich über Mathilde. I.

meine Angst zu belustigen, ich jeden Morgen ihre Küsse dulden mußte.

Unter andern hat sich ein Auftritt meinem Gedächtniß unauslöschlich eingepägt. Sie werden daraus den Charakter meiner Tante beurtheilen können. Man führte mich eines Tages zu ihr. War es Ahnung oder Zufall? Sie hatte mir noch nie boshafter geschienen. . . . Ich wagte mich nicht zu nähern, und hielt den Kopf so gesenkt, daß die langen Locken meiner Haare mir auf das Gesicht fielen. Da setzte mich endlich Frau Blondeau auf das Bett des Fräulein von Maran.

Diese ergriff mich dann roh beim Arm, indem sie unwillig rief: „Mein Gott, wie sieht diese Kleine mit ihren großen, dummen Augen und ihren auf die Stirne fallenden Haaren so tölpisch aus! Geschwind! . . . geschwind! . . . man muß ihr diese Haare rund herum abschneiden wie einem Knaben.“

Frau Blondeau, welche mir seither alle diese Nebenumstände erzählt, faltete die Hände und rief: „Heilige Jungfrau! Fräulein! es wäre eine Sünde, die schönen, blonden Haare Mathildens abzuschneiden! Sie reichen ihr bis auf die Füßchen.“ — „Gut! . . . gerade deswegen, damit sie nicht Gefahr läuft, darauf zu treten. . . . Fertig! . . . die Scheere her.“ — „Ach, Fräulein!“ rief Blondeau mit thränenden Augen, „ich bitte Sie dringend, thun Sie das nicht . . . Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken; . . . dies wäre ruchlos . . . ein Frevel.“ — „Was wäre es? was wäre es?“ fragte meine Tante mit ihrer gebieterischen, durchdringenden Stimme, die Alles um sie zittern machte. — „Ja, Fräulein,“ erwiderte meine Gouvernante mit bewegter Stimme, „die Frau Marquise . . . hat mir anempfohlen, die Haare ihrer Tochter nie abzuschneiden . . . Man hat sie auch ihr nie abgeschnitten . . . die arme Dame! . . . Die andern waren so schön! . . . Darum empfahl sie mir noch . . . bevor sie starb . . .“ sagte die treffliche Frau, und fing an in Thränen zu zerfließen. — „Sie

sind eine impertinente und schändliche Lügnerin! Meine Schwägerin hat nie solche Dummheiten gesagt . . . Die Scheere her, und damit fertig. . . ."

Meine Tante sprach die Worte: Meine Schwägerin mit so bitterem, höhnischem Tone aus, daß ich später immer beklommen wurde, wenn ich dieselben von ihr hörte.

Fräulein von Maran schien so erbittert, daß wenn es sich um mein Leben gehandelt, ich nicht ängstlicher hätte sein können.

Mit der einen Hand zog sie mich an sie heran, und drückte mir den Arm mit ihren langen, mageren und stahlharten Fingern, mit der andern nahm sie meinen Kamm weg, um die Haare aufzurollen, die mir bald die Schultern bedeckten.

Der Schreck machte mich stumm, ich hatte nicht die Kraft zu schreien.

"Fräulein! Fräulein!" sagte Blondeau auf die Kniee sinkend, "um's Himmelswillen, thun Sie das nicht; es könnte Mathilden Unheil bringen! das hieße den Willen ihrer sterbenden Mutter mißachten, Fräulein." — "Werden Sie mir eine Scheere geben, oder nicht, Sie dummes Thier?" — "Aber, mein Gott! . . . mein Gott! . . . Fräulein . . ."

Ohne zu antworten, klingelte meine Tante. Servien erschien.

"Servien, bringen Sie die große Scheere der Dienerschaft hieher." — "Ja, Fräulein," sagte Servien. Er ging.

"Fräulein," rief meine Gouvernante muthig und mit Nachdruck; "ich bin nur eine arme Dienerin und Sie sind hier die Gebieterin, aber ich lasse mich eher tödten, als die Haare meines Kindes berühren!"

Und mit diesen Worten näherte sie sich dem Bette, um mich den Händen meiner Tante zu entreißen.

Felix, durch diese Bewegung erbost, warf sich auf Blondeau und biß sie in die Wange.

„Pfui! böshafte Thier!“ rief sie zornig. Dann packte sie Felix beim Hals und schleuderte ihn heftig auf den Fußboden.

Der Hund stieß ein erbärmliches Geschrei aus; ich aber fühlte die Nägel meiner Tante sich in meine bloße Schulter krallen.

„Hinaus! hinaus, Unglückliche!“ sagte sie zur Blondeau.

Dann, als sie Servien eintreten sah, fügte sie hinzu: „Stellen Sie diese Unverschämte vor die Thüre, und kommen Sie, mir diese Kleine zu halten, damit ich ihr die Haare abschneiden kann.“ — „Fräulein, Verzeihung! Verzeihung! . . . ich hatte Unrecht, ich vergaß mich; aber haben Sie Mitleid mit Mathilden! . . . Gnade für ihre schönen Haare, Gnade! und dann Fräulein, bedenken Sie doch, daß die Hand ihrer sterbenden Mutter sie berührt hat . . . sie sind ja geweiht!“ — „Noch ein Wort, und ich jage Sie fort . . . verstehen Sie mich?“ sagte meine Tante.

Diese Drohung schüchterte Blondeau ein. Sie wußte, daß Fräulein von Maran fähig wäre, ihr Wort zu halten, fürchtete Nichts mehr, als mich verlassen zu müssen, und duldete endlich die Unbill.

So lang ich lebe, werde ich mich dieses Auftritts erinnern. Er scheint eine Kinderei, für mich aber hatte er etwas Furchterliches.

Servien, mit seinem zur Hälfte feuerfarbenen Gesichte, hielt die große Scheere geöffnet. Ich glaubte, er wolle mich tödten, und stieß ein gräßliches, durchdringendes Geschrei aus.

„Nehmen Sie sie doch in Ihre Arme!“ sagte meine Tante zu diesem Manne, „und halten Sie sie gut; wenn sie dann mit Ihnen ringen will, so verwundet sie sich.“

Ach! ich suchte mich nicht mehr zur Wehr zu setzen; ich hatte bereits alle Besinnung verloren.

Blondeau barg sich schluchzend das Gesicht; Servien ergriff mich mit seinen groben Händen.

Ich schloß die Augen, ich schauderte als der kalte Stahl meinen Hals berührte; ich hörte das Fletschen der Scheere . . . und fühlte meine Haare um mich herum wegfallen.

Als das Geschäft vollzogen war, sagte meine Tante zu Servien, indem sie hoch auflachte: „So, jetzt sieht sie wie ein recht häßlicher Chorknabe aus . . . Nun fort . . . fort . . . Servien, rufen Sie eine meiner Frauen, damit man sie wegwische, diese schönen Haare!“

Blondeau bat zitternd um die Erlaubniß, sie auflesen und behalten zu dürfen.

Meine Tante gestattete es und befahl ihr, mich fortzuführen.

Als ich soeben das Zimmer verlassen wollte, rief mich Fräulein von Maran nochmals zu ihr, betrachtete mich einen Augenblick und rief wieder mit dem gellendsten Gelächter: „Mein Gott! wie ist diese Kleine so häßlich jetzt!“

Da wir endlich wieder in dem Zimmer waren, das Blondeau und ich bewohnten, nahm mich die gute Frau in ihre Arme und überschüttete mich mit Thränen und Küssen.

Beim Anblick der großen Scheere Serviens war ich so fürchterlich erschrocken, daß der Ausgang dieser Scene mir ein glücklicher schien. Ich theilte die Pflege und die Bewunderung meiner Haare nicht mit der Gouvernante, denn ich gestehe, daß ich sogar ziemlich froh war, im Garten herumspringen zu können, ohne jeden Augenblick die Haare aus meiner Stirne wegschütteln zu müssen.

Ich ward nur etwas befremdet von den letzten Worten der Tante: „Wie ist diese Kleine so häßlich jetzt!“

Als ich daher meine Gouvernante bat, mich vor einen Spiegel zu tragen, kam mir mein Gesicht so felt-

samt vor, daß zum großen Aerger Blondeaus auch ich in ein heftiges Gelächter ausbrach.

Späterhin wußte ich mir dann das sonderbare Benehmen des Fräulein von Maran zu erklären. Sie hatte immer eine große Abneigung, einen tiefen Widerwillen gegen Alles, was schön war, empfunden; und ohne Eitelkeit, oder vielmehr der blinden Anhänglichkeit meiner Gouvernante nachzusagen, war ich als Kind allerliebste. Dann hatte ja die Tante meine Mutter immer verabscheut. Und später machte ich, leider! in Bezug auf dieses schreckliche Entdeckungen.

Zweites Kapitel.

Der Beschützer.

Ich erreichte das Alter von sieben Jahren. Die Abneigung des Fräuleins von Maran gegen mich schien sich täglich zu mehren. Sie gefiel sich, stets neue Qualen für mich zu ersinnen.

So hatte ich denn immer bei meiner Gouvernante gespeist, nun aber wollte sie mich an ihrem Tische und neben ihr haben; da ihre Tabacksdose mir abscheulichen Ekel erregte, so legte sie dieselbe offen neben meinen Teller hin; wenn ein Gericht mir zuwider war, so brachte man es mir täglich, und konnte ich dann meinen Widerwillen nicht überwinden, so ließ, um mich zu strafen, Fräulein von Maran meinen Teller in den Schlupfwinkel des Felix tragen, und ungeachtet meines Schreckens, war ich dann verurtheilt, diese Nahrung knieend zu holen und sie auch knieend zu essen.

Meine Tante hatte bemerkt, daß die Gegenwart der guten Blondeau mir Muth gab, Alles zu erdulden ohne zu weinen; nun verbot sie ihr, bei mir zu sein, um mich zu bedienen. Der Haushofmeister, Servien,

ward mit dieser Sorge beauftragt, und dieser Mann flößte mir so viel Ekel als Furcht ein. Es scheint mir jetzt unbegreiflich, wie meine Tante, trotz ihrer Beschäftigungen und der wirklichen Ueberlegenheit ihres Geistes mit solch berechnender Beharrlichkeit ein Kind quälen konnte. Es war da nie Zufall im Spiel. Ihr Benehmen gegen mich war durchdacht und durchstudirt. Nach und nach härtete mich der Schmerz ab. Das Leiden erweckte das Bedürfniß der Rache in mir. Ich beobachtete, daß, je mehr ich weinte, desto mehr meine Tante lachte und befriedigt schien. Nach unerhörten Anstrengungen, mich zu beherrschen und meine Thränen zu verbergen, gelang es mir endlich. Ich empfand große Freude, als ich das Erstaunen und den Aerger meiner Tante sah. Sie verdoppelte ihre Härte, ich verdoppelte meinen Muth und meine Verstellungskunst.

Ich schaudere jetzt noch, wenn ich an diesen offenen Kampf zwischen einem verlassenen Kinde und einer Frau wie Fräulein von Maran denke, wenn ich an diesen Kampf denke, in dem ich zuletzt Siegerin blieb, da die Bosheit meiner Tante gewisse Gränzen nicht überschreiten konnte.

Das ganze Haus erzitterte vor ihr; auch meine Gouvernante war täglich die Zielscheibe tausend kleiner Plackereien. Diese vortreffliche Frau bedurfte wahrlich einer mehr als heroischen Hingebung, um ihren Abscheu zu überwinden. Meine Tante wollte mich zweimal von ihr trennen; ich wurde aber so ernstlich krank, daß sie auf einen neuen Versuch in dieser Hinsicht verzichten mußte.

Ich weiß nicht, ob es Absicht oder Sorglosigkeit von meiner Tante war, daß man mir mit sieben Jahren noch keinen Lehrer gab.

Meine Gouvernante hatte mich lesen und schreiben gelehrt; sie ließ mich meine Gebete und meinen Katechismus hersagen, und so erhielt ich denn, Dank sei's der mütterlichen Anhänglichkeit dieser guten

Seele, wenigstens die Erziehung, die eine Person ihres Standes ihrer Tochter gegeben hätte. Die Kinder täuschen sich nie in den Gefühlen und dem Charakter derer, die sie umgeben. Ihr Scharfsinn ist rastlos, wenn sie sich geliebt sehen; sie wissen sich mit unglaublicher Gewandtheit ihre Herrschaft zu sichern.

So furchtsam und verschlossen ich gegen Fräulein von Maran war, so heiter, ungestüm und despotisch war ich gegen meine Gouvernante. Sie versagte mir selbst die übertriebensten Wünsche nicht, sofern sie nur meiner Gesundheit keine Gefahr brachten. Sie vergötterte mich, überhäufte mich mit Lobsprüchen auf meine Schönheit, meinen Verstand und meine Sittsamkeit.

So brachte ich denn meine Kindheit zwischen dem bitteren Hohn und der Härte meiner Tante und den blinden Schmeicheleien der Blondeau hin.

Dieser verschiedene Einfluß mußte aber von höchster Wichtigkeit für meinen Charakter sein.

Ich war wechselweise übertrieben stolz oder übertrieben demüthig, strahlend von Glück oder zernagt von Bitterkeit; ich empfand endlich Liebe und Haß auf eine für mein Alter unglaubliche Weise. Die Grausamkeiten meiner Tante machten mich fast glücklich, weil sie mir das Mittel boten, ihr zu trotzen und sie durch meine Kaltblütigkeit zu ärgern.

Sie rächte sich, indem sie mit ungemeiner Kunst mich zu überzeugen wußte, daß ich häßlich und dumm sei.

Ich hielt meine Thränen zurück, lief zur Gouvernante und brach in Schluchzen aus. Dann ertheilte mir die arme Frau, um mich zu trösten, die übertriebensten Lobsprüche, welchen ich zuletzt Glauben schenkte.

Daher entsprangen ohne Zweifel meine stets übertriebenen Gefühle, daher mein Unvermögen, später die im Leben so nothwendige Mittelstraße einzuschlagen.

Das Alter wußte überdieß die sonderbare Art, mit der ich mich beurtheilte, - in die gehörigen Schranken zu bringen. Statt zwischen zwei Extremitäten die vernünftige Mitte zu wählen, statt mich weder ganz unter noch ganz über den Andern zu glauben, lebte ich in dem ewigen Schwanken eines übertriebenen Vertrauens oder eines drückenden Mißtrauens zu mir selbst.

Der genossene Triumph hinderte mich so wenig, oft die lächerlichste Demuth an den Tag zu legen, als die erlittene Demüthigung mich verhinderte, siegesstolz bis zur Verachtung zu sein.

Beim ersten Wort, beim ersten Blick war ich beherrscht oder beherrschte ich selbst, und das in den gewöhnlichen Beziehungen des Lebens. Es gibt wirklich gefürchtete und furchterregende Personen, vor welchen die Kühnsten erzittern, denen ich aber völlig imponirte, während die unbedeutendsten Leute oft eine gänzliche Herrschaft über mich erlangten.

Ich sollte auch von meiner ersten Erziehung her noch die Gewohnheit und den Willen beibehalten, meinen Kummer und meine Schmerzen zu verbergen, und mich für das angethane Leid durch eine scheinbar verächtliche Unempfindlichkeit zu rächen.

Ich war, glaube ich, noch nicht sieben Jahr alt, als meine Erziehung eine gänzliche Veränderung erlitt. Die Ereignisse, welche diese Umgestaltung herbeiführten, sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben.

Man hatte mich nach dem Gutsfinden meines Vormundes, des Baron von Orbeval, der ein ziemlich weitläufiger Verwandter meines Vaters war und den ich nur selten sah, der Obhut meiner Tante überlassen.

Als er Fräulein von Maran besuchte, ließ man mich holen, und statt des mehr als bescheidenen Kittels, mit dem mich meine Tante bekleidet wissen wollte, zog

man mich etwas sorgfältiger als gewöhnlich an, und führte mich zu meinem Vormunde.

Er war ein großer, blasser Greis, mit marderartigem Gesicht und einer blonden, sehr gekräuselten Perrücke; er trug einen grünseidenen Abat-jour und einen braunseidenen, ganz abgetragenen Ueberrock; er war Mitglied des Kassationshofes und von stinkendem Geiz. Als ich zu ihm kam, betrachtete er mich mit strenger Miene, und fragte mich, ob ich recht artig sei. Meine Tante aber nahm gewöhnlich die Antworten, die dahin lauteten, daß ich eigenwillig, dumm und träge sei.

Da gab mir mein Vormund einen ziemlich tüchtigen Backenstreich und sagte: „Fräulein Mathilde, das ist ja sehr schlimm!... sehr schlimm!... Wenn das so fortgeht, so wird man sie zu den kleinen Mädchen armer Leute schieben.“

Ich zerfloß in Thränen und Blondeau nahm mich weg.

Während drei oder vier Monaten wurde ich dann meinem Vormunde nicht wieder vorgestellt, als ich plötzlich eines Tages einen noch jungen, mir unbekannten Mann in das Zimmer treten sah.

Sobald er erschien rief Blondeau, die Hände in freudiger Ueberraschung faltend: „Mein Gott!... sind Sie's, sind Sie's, Herr von Mortagne!...“

Dieser aber nahm mich, ohne meiner Gouvernante zu antworten, in seine Arme, betrachtete mich stillschweigend mit lebhafter Neugierde, und nachdem er mich zärtlich umarmt, stellte er mich auf den Boden, und sagte, eine Thräne abwischend: „Wie sie ihr gleicht!... wie sie ihr gleicht!“ Dann verfiel er in eine Art Träumerei. Das Gesicht dieses Fremden schien mir, trotz der Strenge seiner Züge, so wohlwollend; er schien mir so bewegt, als er mich betrachtete, seine Gegenwart schien Blondeau so viel Freude zu machen, daß ich mich furchtlos ihm näherte.

Er war Geschwisterkind von meiner Mutter, hielt sich mehrere Jahre auf Reisen auf und kam so eben nach Frankreich zurück.

Der Graf von Mortagne galt für einen sehr sonderbaren Mann. Er hatte gedient, und tapfer gedient unter dem Kaiserreiche. Seither wußte man sich sein beständig nomadisirendes Leben nicht zu erklären. Er hatte die neue und die alte Welt durchreist. Er war mit tiefer Wissenschaft, mit einem eisenfesten Charakter und hohem Muth begabt, aber seine fast brutale Freimüthigkeit hatte ihm der Freunde wenige erworben.

Meine Mutter ward von ihm mit der ganzen Zärtlichkeit eines Bruders geliebt.

Mehrmals hatte er meinem Vater den Werth des Kleinods, das er vernachlässigte, um die ehrgeizigen Rathschläge des Fräulein von Maran zu befolgen, begreiflich machen wollen; daher denn auch meine Tante eine heftige Abneigung gegen ihn hatte; als Glied meines Familienraths, und als solcher beauftragt, über meine Interesse zu wachen, war er dann freilich oft gezwungen, sich dem Fräulein von Maran zu nähern.

Während der letzten vier Jahre hatte er sich in Indien aufgehalten. Bei seiner Zurückkunft nach Paris galt sein erster Besuch mir. Er wurde nicht müde mich zu betrachten, zu bewundern, zu loben! Blondeau wurde mit Fragen bestürmt. War ich glücklich? Gab man mir die, meinem Stande gebührende, Erziehung? Wer waren meine Lehrer? Als siebenjähriges Kind sollte ich schon Manches wissen, ich sah ja so verständig aus! Der Unterricht, den ich erhalten, mußte herrliche Früchte getragen haben!

Meine arme Gouvernante wagte kaum zu antworten. Endlich gestand sie unter Thränen die Wahrheit... Mein geringes Wissen verdankte ich ihr. Fräulein von Maran wurde je länger je härter und ungerechter gegen mich. Ich genoß keine der Vergnügungen meines Alters und Blondeau war besonders erbittert,

daß ich nie gekleidet war, wie es der Tochter der Gräfin von Maran gebührt hätte.

Bei jedem Worte meiner Gouvernante steigerte sich der Unwille des Herrn von Mortagne.

Er war ein Mann von hohem Wuchs, doch immer ziemlich sorglos gekleidet.

Obwohl er kaum vierzig Jahre alt sein mochte, so war doch seine Stirne kahl, und nach einer, dazumal sehr seltsam scheinenden Mode, trug er einen langen Bart, wie man es heutzutage öfters sieht.

Die Derbheit seiner Manieren, die militärische Kühnheit seiner Worte, seine sonderbare, fast wilde Gesichtsbildung hatten ihm in der großen Welt den Beinamen des „Donaubauern“ verliehen.

Er gehörte zu den Liberalsten seiner Zeit und bemäntelte seine Ansichten durchaus nicht, obgleich sehr wohlwollende Personen ihm mehr Mäßigung anempfohlen hatten.

Wann er wollte, konnte er den heißendsten Spott unter einer anscheinlich naiven Gutmüthigkeit bergen; gewöhnlich aber war seine Sprache scharf, herb und fast brutal.

Als meine Gouvernante dem Herrn von Mortagne die Art meiner Erziehung aus einander gesetzt hatte, wurde das in der indischen Sonne gebräunte Gesicht meines Veters glühend vor Zorn; einige Augenblicke schritt er in heftiger Aufregung im Zimmer umher; dann nahm er mich barsch in seine Arme und wandte sich gegen das Cabinet des Fräulein von Maran indem er rief: „Ha! so also behandelst sie das Kind meiner armen Base... ich will ein Paar Worte mit ihr sprechen, ich! und zwar mit meiner bekannten Stimme!“ — „Aber, Herr Graf, ... nehmen Sie sich in Acht...“ sagte meine Gouvernante, ihm erschrocken nachfolgend. — „Sein Sie ruhig, Frau Blondeau, ich lasse mich nicht gleich einschüchtern! Ich habe noch bössartigere Thiere, als Fräulein von Maran unter

meinem Fuße zertreten!" Dann umarmte er mich zwei Mal und sagte: „Arme Kleine! Dein Loos soll anders werden.“

Ich werde die Freude nie vergessen, welche ich empfand, als ich errieth, daß mein Beschützer die an mir verübte Bosheit meiner Tante rächen wolle.

In meinem Entzücken, in meiner Erkenntlichkeit schlang ich die Arme um den Hals des Herrn von Mortagne, und da ich glaubte, ihm einen wichtigen Dienst zu erweisen, so sagte ich ganz leise zu ihm: „Nicht nur meine Tante ist böse, mein Herr, sondern auch ihr Hund Felix, Sie müssen sich sehr in Acht nehmen, denn er beißt bis auf's Blut.“ — „Wenn er mich beißt, meine kleine Mathilde, so werfe ich ihn zum Fenster hinaus,“ sagte Herr von Mortagne, mich nochmals umarmend.

Herr von Mortagne schien mir ein Held, und zum ersten Mal fühlte ich die Glut der Rache in mir.

Nach seiner Gewohnheit war Servien in dem Vorsal, der an das Schlafzimmer seiner Gebieterin stieß.

Von Blondeau begleitet, wollte Herr von Mortagne die Thüre öffnen, als der Haushofmeister aufstand und sagte: „Ich weiß nicht mein Herr, ob das Fräulein Besuche empfängt.“

Ohne zu antworten stieß ihn Herr von Mortagne mit dem Ellbogen weg, und trat bei meiner Tante ein.

Im Hut und Mantel von brauner Seide saß sie wie gewöhnlich in ihrem Bett und las die Zeitungen.

Herr von Mortagne war so barsch, so geräuschvoll eingetreten, daß der aufgeschreckte Felix schnell aus seinem Neste sprang und sich leifend auf die Füße meines Beschützers warf.

„Nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht, das ist der böse Hund,“ sagte ich leise zu ihm.

— „Dem soll geholfen werden!“ Und mit einem Fußtritt schleuderte mein Rächer den Felix unter das Bett.

Bei dem Heulen ihres Lieblings schrie meine Tante, welche durch den Eintritt des Herrn von Mortagne, den sie haßte, schon ziemlich aufgebracht war, nun in höchster Erbitterung: „Aber, mein Herr, was soll das heißen!... Was bedeutet das? Mich eigentlich überfallen!... meinen Hund mißhandeln!... Glauben Sie, Sie seien noch in Ihrer Kaserne?“

Herr von Mortagne hat mir seither diesen Auftritt oft erzählt.

Ohne Umstände setzte er sich neben das Bett des Fräulein von Maran, mich immer auf den Knien haltend und antwortete ihr: „Madame, jetzt handelt es sich weder um einen Hund, noch um einen Ueberfall, sondern um dies unglückliche Kind, das Sie gleich einer Rabenmutter erziehen...“ —

„Was soll das?... was soll das?“ — antwortete meine Tante mit hochmüthiger Miene. „Sind Sie von den Antipoden zurückgekehrt, um mir solche Unverschämtheiten zu sagen? Weil Sie wie ein häßlicher Wilder aussehen und in dem wohlverdienten Ruf der Grobheit stehen, so folgt daraus keineswegs, daß ich mich in meinem Hause beschimpfen oder einschüchtern lassen werde, verstehen Sie mich wohl, mein Herr?“ —

„Und weil Sie, Madame, das Glück haben, mit der Ungehaltetheit und dem Verstande Aesops die Häßlichkeit und Bosheit des verstorbenen Herzogs von Gevres zu verbinden, so folgt ebenfalls daraus keineswegs, daß ich Ihre Unverschämtheiten dulden muß, verstehen Sie mich wohl, Madame?“ erwiderte Herr von Mortagne, der die Grobheiten des Fräulein von Maran immer mit Grobheiten bezahlte.

Meine Tante erblaßte vor Wuth und rief: „Mein Herr, hüten Sie sich, wenn ich hasse, so hasse ich tüchtig... und wenn ich hasse, so beweise ich es...“ „Ich weiß, daß sich unter Ihren mächtigen Freunden ge-

fährliche Kreaturen befinden, aber ich brauche Niemand... ich fürchte Niemand... Ich werde Ihnen also die Wahrheit sagen... Um so schlimmer, wenn dieselbe Sie verwunden sollte, ich habe sie schon Vielen gesagt, die... leider! nicht daran gestorben sind. Mit einem Wort, dieses Kind wird abscheulich schlecht erzogen, seine Erziehung ist so vernachlässigt, daß ich für Sie sie erröthen muß. Schämen Sie sich nicht, die Tochter Ihres Bruders auf solche Art zu behandeln?"

Diese Worte erweckten bei der Tante die Liebe für meinen Vater und den Haß gegen meine Mutter zugleich.

Sie rief: „Weil das Andenken meines Bruders mir heilig ist, behandle ich diese Kleine wie es mir zusteht, sie zu behandeln. Sie ist mir anvertraut, ich habe nur ihrem Vormund über sie Rechenschaft abzugeben! also, mein Herr, bringen Sie Ihre Schmähungen anderswo an, was hier geschieht, geht Sie Nichts an.“ — „Das geht mich so viel an, daß ich, als Mitglied des Familienrathes gleich heute noch dessen Zusammenberufung verlangen werde und man wird untersuchen, ob Ihre Richte bisher die Erziehung erhalten, auf welche sie Ansprüche zu machen hat..."

Diese Drohung schien auf Fräulein von Maran ziemlich Eindruck zu machen.

„Komm hieher, Kleine und antworte,“ sagte meine Tante mit einem Winke, zu ihr zu treten.

Statt zu gehorchen, schmiegte ich mich an Herrn von Mortagne und betrachtete ihn mit flehenden Blicken.

„Sie sehen wohl, daß Sie ihr mit Ihren Zärtlichkeiten schreckliche Furcht einjagen! sagte Herr von Mortagne. Nicht dieß Kind soll antworten, sondern Sie. Man hat ihr nicht einen Lehrer gegeben! sie weiß kaum, was die Kinder der gemeinen Klasse in ihrem Alter wissen; Sie verweigern ihr sogar die ihrem Stande gebührenden Kleider. Und doch werden Sie für die Besorgung dieser Kleinen theuer genug

bezahlt!“ — „Was soll das sagen? Mich bezahlen!“ rief mit höchster Entrüstung meine Tante. — „Das will so viel sagen, daß man Ihnen von dem Vermögen dieses armen Kindes monatlich 1000 Franken gibt, um die Ausgaben für dasselbe zu bestreiten und nach ihrer Kleidung und ihrem Unterrichte zu schließen, können Sie unmöglich mehr als 100 Louisd'or jährlich für sie auslegen... Was thun Sie mit dem Uebrigen? Wenn Sie es in den Sack gesteckt haben, so müssen Sie es gewiß verantworten... Uebrigens, sein Sie ruhig... ich werde schon aufpassen... Weil Sie sehr boshaft sind, so ist das kein Grund zu glauben, Sie seien nicht auch sehr geizig!“ — „Das übersteigt ja alle Gränzen! Wenn man nicht wüßte, daß Sie ein halber Narr sind, mein Herr, so sollte man Sie zum Fenster hinauswerfen! Hab' ich Ihnen Rechenschaft zu geben? Was bedeutet dieses impertinente Inquiriren?“ rief Fräulein von Maran, sich ungestüm auf ihrem Bette geberdend. — „Ich sage Ihnen, daß ich kein Verwandter, kein Gönner bin, verstehen Sie mich?“ antwortete Herr von Mortagne mit donnernder Stimme, „ich werde Sie vor die versammelte Familie fordern lassen, um Ihr Benehmen zu verantworten! Wenn man dieses Kind nicht rächen will... so werde ich selbst es thun! und wir werden uns dann unter vier Augen sprechen... was mir zwar nicht angenehm sein würde... Sehn Sie, Sie sind ein Ungeheuer...“ „Ach der abscheuliche Mensch! er wird mich durch seine Rohheiten noch krank machen... Eine unglückliche Frau so behandeln?“ sagte meine Tante mit kläglichem Stimm. — „Ja, Madame, seit langer Zeit schon kannten Sie durch die Kühnheit Ihrer Angriffe und durch die Bosheit Ihrer Reden, das Mitleid und die Rücksicht, die man dem Alter, der Häßlichkeit und Gebrechlichkeit schuldig ist... Gehn Sie doch! Sie sind keine Frau mehr!“ — „Wie! ich keine Frau mehr! Bin ich denn etwa ein Einhorn?... Man sollte Sie ja einstecken, mein Herr... Nun fort

von hier; fort! ich will bei meinen Leuten kein Aufsehen erregen... Sonst..." — „Sonst! Madame, das wäre einerlei, Sie hätten dann doch Zeugen. Sie hören jetzt mein letztes Wort: ich werde mich sogleich zu allen Gliedern des Familienrathes begeben, um sie zu bewegen (und es wird mir gelingen), dieß unglückliche Kind Ihren Händen zu entziehen und es in einer Erziehungsanstalt oder in einem Kloster unterzubringen.“

— „Und um dieses schöne Werk zu krönen,“ erwiderte Fräulein von Maran in spöttelndem Tone, „wird man Sie ohne Zweifel beauftragen, mein Herr, das Kloster zu wählen? Es ist sehr Schade, daß es keine Jakobinerinnen gibt, solchen würde diese Kleine sogleich übergeben, nicht wahr? Und zum Andenken der Brüder und Freunde des Jahres 93, dessen Geschichte Sie so sehr lieben, würden Sie das Kind Mamsell Scipione oder Mamsell Egalité heißen; nein, was sage ich doch! nicht Mamsell! Bürgerin, wenn Sie's erlauben. Unglücklicherweise sind aber diese guten Zeiten dahin... und in unsern Tagen hält man in Allem und für Alles eine Rechnung, mein Herr, und zwar eine strenge Rechnung, verstehn Sie, über die Art der Leute, welche ihre Meinungen gegen diejenige... wohlthätiger Personen geltend machen wollen..."

Fräulein von Maran betonte diese letzten Worte so sehr, daß Herr von Mortagne deren Sinn verstand.

„Aha! sind wir endlich da!“ rief er, „ich war schon erstaunt, daß Sie mich noch nicht als Jacobiner und Bonapartisten behandelt haben, was freilich kaum zusammenpaßt... Ich weiß, daß Sie falsch genug sind, um in dem Rathe, meiner Einsprache wegen, eine Parteifrage zu erregen. Ich weiß, daß Ihre Ultra-Berwandten sich in großer Zahl darin befinden. Ich weiß, daß Sie blind weg Ihren Rathschlägen folgen, und es ist wahrscheinlich, daß Sie bei dieser Angelegenheit wie bei allen andern einen strafbaren Gebrauch von ihrer Ueberlegenheit machen!“

Und zärtlich und gerührt mich umarmend, fügte er betäubt bei:

„Armes Kind! Armes Frankreich!“ — „Ach! mein Gott! wie ist das so prächtig und rührend zugleich!“ rief meine Tante, indem sie in ihr unverschämtes, höhnisches und gellendes Gelächter ausbrach. „Ach! mein Gott! man sehe doch diese pomphafte Zusammenstellung... Armes Kind! Armes Frankreich! Der heilige Saint-Just sagte solch' artige Schäferphrasen im Club der Cordeliers, glaub' ich, doch verhinderte es ihn keineswegs, den folgenden Morgen wieder Köpfe abschneiden zu lassen. Ja, ja, ich ersehe aus Ihrem Zorne, mein Herr, daß wenn es von Ihnen abhinge, Sie mich wie diese armen Brüder und Freunde behandeln würden. Denn trotz Ihrer Geburt, waren Sie ihrer in der That würdig, Sie, der mit den Herren von der Loire verbündet war.“

Herr von Mortagne sagte mir, daß der kalte und grausame Hohn meiner Tante ihn wirklich außer sich gebracht habe, und daß er sich den Vorwurf mache, ihr tollkühn geantwortet zu haben: „Es ist wahr! wenn ich bedenke, daß Sie meiner Base durch Ihre Bosheit den Tod gegeben haben, wenn ich bedenke, daß Sie ein unglückliches Kind mit teuflischer Grausamkeit martern, so frage ich mich, ob man nicht dem Schutz der Gesetze entfremden sollte... was geistig und bürgerlich der Natur entfremdet ist.“ — „Genug solcher Schmähungen! hinaus! hinaus, mein Herr!“ rief Fräulein von Maran mit solchem Wuthausdruck, daß als Herr von Mortagne aufstand und mich auf den Boden stellen wollte, ich mich aus Leibeskräften an ihn klammerte und ihn dringend bat, mich nicht bei meiner Tante zu lassen.

Er übergab mich den Händen meiner Gouvernante, welche während dieser ganzen Scene stumm und unbemerkt geblieben war.

Wir verließen alle Drei das Zimmer; Fräulein von Maran wüthete in unbeschreiblichem Zorn.

Drittes Kapitel.

Der Familienrath.

Von der Unterhaltung des Herrn von Mortagne mit meiner Tante hatte ich nicht viel verstanden, jedoch war ich entzückt, meinen Beschützer auf so ernste Weise mit dem Fräulein von Maran sprechen zu hören.

Ich ahnte eine glückliche Veränderung meiner Lage. Der den Kindern so schreckliche Gedanke, in ein Kloster oder in eine Erziehungsanstalt zu treten, gefiel mir im Gegentheil sehr. Mein höchster Wunsch war, das Haus meiner Tante zu verlassen.

Der Rath hatte nun zu entscheiden, ob ich unter der Obhut des Fräulein von Maran bleiben sollte oder nicht. Ich that die heissesten Gelübde, damit die Absicht des Herrn von Mortagne erreicht werde. Der verhängnißvolle Tag erschien, meine Tante ließ mich sorgfältig kleiden und in den Salon hinabführen, wo die Glieder der Familie versammelt waren.

Meine Augen suchten den Herrn von Mortagne, er war jedoch noch nicht da. Die Tante setzte mich zwischen sie und meinen Vormund, den Herrn von Orbeval.

Alle unsre Verwandten schienen Fräulein von Maran zu fürchten und huldigten ihr mit speichelleckerischer Nachgiebigkeit. Man kannte ihren mächtigen Einfluß. Ihr Salon war der Sammelplatz der einflußreichsten Männer der Regierung. Aus Rücksicht für Ludwig den Achtzehnten erwiesen ihr sogar die Prinzen ein besonderes Wohlwollen.

Herr von Talleyrand theilte seine Abende oft zwischen meiner Tante und der Prinzessin von Baudemont. Dieser große Staatsmann, von dem meine Tante mit vielem Grund sagte, daß er das Stillschweigen zur Beredsamkeit, den Geist zum Genie und die Erfahrung bis zu einem Grad des Hellsehens gebracht habe, schwakte oft eine Stunde ganz allein mit Fräulein von Maran, denn sie war eine jener Frauen, die sich zu den geistvollsten Personen jener Zeit zählen durften.

Einen besondern Eindruck auf die Kinder macht dies äußerliche Ansehen, sie kennen die Macht des Geistes und der Intrike nicht, daher war es mir lange Zeit unmöglich zu begreifen, wie Fräulein von Maran, trotz ihres krüppelhaften, beinahe unnatürlichen Aussehens doch so viel Macht über Personen ausübte, die nicht gezwungen waren, in Abhängigkeit von ihr zu leben.

Wenn meine Tante saß, so überragte ihr Kopf, welcher fast mit ihrer linken Schulter, die unendlich viel höher als die rechte, gleichlaufend war, doch nicht die Rücklehne eines gewöhnlichen Armstuhls; ihre langen, mit schwarzen Filzschuhen bekleideten Füße ruhten auf einem sehr hohen Polster, das sie mit Felix theilten.

Ungeachtet ihrer Häßlichkeit und Bosheit versammelte sich doch allabendlich der Kern der höchsten Klasse von Paris bei ihr und solche, die einige Tage hindurch ihre Besuche versäumt, wurden hochmüthig von ihr ausgescholten. Ihre harten, bittern Vorwürfe bewiesen genugsam, daß sie weniger aus Freundschaft als aus Stolz auf solche Huldigungen hielt.

Man erwartete nur noch Herrn von Mortagne; er kam. Mein Herz schlug heftig, denn von ihm sollte ja meine Zukunft abhängen. Daß meine Verwandten Herrn von Mortagne kalt empfangen, bemerkte ich gleich. Sein Bart und sein vernachlässigtes Aeußere erregten ein Flüstern und Lächeln, obwohl seine Originalität

bekannt war. Man kannte die tiefe Abneigung meiner Tante gegen ihn und wußte, daß um ihr zu schmeicheln, man ihn verhöhnen mußte.

Nach einigen Augenblicken des Stillschweigens bat mein Vormund Herr von Orbeval den Herrn von Mortagne die Gründe anzuführen, die ihn bestimmt hätten, eine Versammlung der Familie zu beantragen.

Herr von Mortagne wiederholte, was er meiner Tante gesagt hatte, ohne seine Ausdrücke etwas mehr abzuwägen, und endigte endlich mit dem Verlangen, daß ich dem Kloster der Engländerinnen übergeben werde, welches damals so sehr im Schwunge war, wie nachher das Kloster zum Herzen Jesu.

Während dieser heftigen Anschuldigung blieb Fräulein von Maran ruhig und kalt. Unsre ganz von ihr beherrschten Verwandten erschrocken herzlich darüber. Sie beurkundeten zu wiederholten Malen ihre Entrüstung gegen Herrn von Mortagne durch Murren und Unterbrechungen, ihre der Tante zugewandten Blicke schienen gegen die derbe Sprache meines Beschützers protestiren und sie als Zeuge auffordern zu wollen.

Dieser aber, dem solche Aeußerungen gleichgültig blieben, zuckte von Zeit zu Zeit die Achseln, wartete bis sich das Geräusch gelegt hatte, um seine Rede, die er keineswegs zu mäßigen gesonnen war, wieder aufzunehmen.

Es bedurfte wahrlich seines Muthes, Fräulein von Maran auf solche Weise anzugreifen; wie sie da saß und wie sie umgeben war, konnte sie tausend Mittel finden, ihm zu schaden und sich zu rächen.... Ach! sie bewies dem Herrn von Mortagne nur zu sehr, daß der Haß, den sie auf ihn geworfen, unzerstörbar sei.

Ich war dazumal noch ganz ein Kind. Doch erinnere ich mich einer Thatsache, die mir trotz ihrer Geringsfügigkeit auffiel, und die jetzt ihre volle Bedeutung in meinen Augen hat.

Während dieses Wortstreites hatten die Züge mei-

mer Tante nicht die geringste Bewegung verrathen; sie hielt eine lange Stricknadel, und je weiter Herr von Mortagne sprach, je mehr schien Fräulein von Maran dieselbe zwischen ihre hageren Finger einzuklemmen. Im Augenblick endlich, als er ausrief: Daß wenn Nichts achtungswerther, als Häßlichkeit, Alter und Schwäche sei, es auch nichts Elenderes gebe, als solch bedauerliche Vortheile zu mißbrauchen, um Männer, welche Rechenschaft von einem eben so schmähhchen als grausamen Benehmen verlangten, ungestraft mit Unverschämtheiten zu antworten. Da brach Fräulein von Maran wie durch Zufall die Nadel, welche sie zwischen den Fingern hielt, in Stücke, und nie werde ich den unheildrohenden Blick vergessen, den sie in diesem Augenblick auf Herrn von Mortagne warf.

Mein Vormund glaubte im Namen der Mehrzahl der Versammlung dem Widersacher meiner Tante antworten und seine Sprache nachdrücklich tadeln zu müssen. Doch mein Beschützer schien sich wenig um diesen Angriff zu kümmern, worauf dann Herr von Orbeval das Fräulein von Maran mit der achtungsvollsten Ergebenheit und nur der Form wegen frug, ob sie für nöthig erachte, einige Abänderungen in meine Erziehung zu bringen, wobei er sich jedoch beeilte, hinzuzufügen, daß die Versammlung schon zum Voraus sich gänzlich an ihre Bestimmung über diesen Punkt halte, den sie besser als irgend Jemand zu würdigen im Stande sei.

Fräulein von Maran antwortete, ohne die mindeste Anspielung auf die Angriffe des Herrn von Mortagne zu machen, mit einer Feinheit und einer außerordentlichen Gewandtheit, daß ich in der That, was man heiße, noch sehr zurück sei; daß ich einen schwachen Kopf und wenig entwickelte Verstandeskräfte habe, daß sie geglaubt, meinen Geist nicht vergeblich ermüden zu dürfen durch einen Unterricht, von welchem Nutzen zu ziehen ich außer Stande gewesen wäre; daß

auf solche Weise mir das Lernen hätte zuwider werden müssen; sie wollte im Gegentheil sich zuerst mit meiner Gesundheit beschäftigen, die, Gott sei Dank, jetzt blühend sei, ich befände mich also vollkommen in der Lage, die verlorne Zeit einzuholen, ohne die Ermüdung eines angestregten Fleißes zu befürchten. Sie schloß endlich mit den Worten, daß vor der Zusammenberufung der Familie sie schon gesonnen gewesen, nun unverzüglich meinen Unterricht beginnen zu lassen.

Herr von Mortagne hat mir nachmals oft gesagt, daß man sich unmöglich geschickter vertheidigen und ein solches Benehmen in ein scheinbar günstigeres Licht stellen konnte, als es meine Tante that; sie bewies klar, daß wenn sie in den ersten Jahren meiner Erziehung besonders Sparsamkeit behauptet, sie sich die Mittel, mir später einen weit ausgedehntern und vollständign Unterricht ertheilen zu lassen, hätte sichern wollen; sie fügte bei, daß es begreiflich sei, wenn ich mich in dem Hause einer alten und schwächlichen Tante langweile, daß sie aber meinem Vater versprochen, mich nie zu verlassen und sie also nicht glauben könne, daß meine Verwandten mich in einem Kloster unterzubringen gedächten.

Um Alles ins Reine zu bringen und damit ich eine Altersgefährtin hätte, kündigte meine Tante noch an, daß mein Vormund, ihren dringenden Bitten Gehör schenkend, einwillige, seine Tochter in einigen Monaten aus dem Kloster zu nehmen und sie ihr anzuvertrauen.

Herr von Orbeval war Wittwer, seine Tochter würde also meinen Unterricht theilen und bei Fräulein von Maran wohnen.

Mit seiner gewöhnlichen Derbheit und Freimüthigkeit antwortete Herr von Mortagne, daß demzufolge ich die Kosten der Erziehung des Fräulein von Orbeval, die arm war, bestreiten müßte, und das

ihr Vater in diese Anordnung nur aus persönlichem Interesse und aus Furcht vor meiner Tante, die ihm Schaden oder nützen konnte, gewilligt habe.

Herr von Mortagne bemerkte ferner, daß er unter allen andern Umständen keinen Einwurf gegen die besondere Erziehung, die man mir geben und mich mit einer jungen Anverwandten theilen lassen wollte, gemacht hätte, daß er aber wichtige Gründe habe, den Einfluß des Fräulein von Maran als schädlich für mich zu erachten; da sie meine Kindheit gequält, so könne sie leicht das Verderben meiner Jugend werden.

Ein Geräusch des Unwillens hemmte seine Worte.

Mein Vormund schrie, daß seine Tochter nie einen Fuß in das Haus meiner Tante setzen solle und er den gemachten Vorschlägen nur aus Interesse für mich beigespflichtet habe, daß er aber sein Versprechen zurücknehme, da man seiner Ergebenheit solch böse Deutung gäbe. Als sich jedoch die ganze Versammlung mit dem Fräulein von Maran vereint hatte, den Herrn Baron von Orbeval zu besänftigen und Herrn von Mortagne zu tadeln, so versprach mein Vormund, seine Tochter kommen zu lassen. Herr von Mortagne, der seinen Zorn nicht bändigen konnte, ging so weit, zu behaupten, daß sich in der ganzen Versammlung kein Mann von Herz befände und daß sie alle vor dem Ansehen des Fräulein von Maran zitterten.

Da mein Beschützer sich anheischig machte, sein so eben Gesagtes mit dem Degen in der Hand zu bekräftigen, so war nur ein Schrei der Entrüstung gegen diesen Raufbold, der rohe Gewalt in den Verhandlungen der Familie vorherrschend machen wollte und weder Geschlecht noch Alter ehrte.

Der auf's Höchste beleidigte Herr von Mortagne kam zu mir, umarmte mich zärtlich und sagte: „Mein armes Kind, wir werden uns bald wiedersehen. Gott beschütze Dich vor dieser bösen Frau und ihren Augendienern! Ich sehe es, sie haben jetzt die Zahl und das

Gesetz für sich. Geduld, Geduld, ich werde Mittel finden, Dich ihrer ungeachtet zu retten..." Er umarmte mich nochmals und ging dann weg.

Sobald er fort war, verdoppelte sich die Erbitterung und machte bald einem Gefühle verächtlichen Mitleidens Platz.

Diejenigen meiner Verwandten, die im Stunde waren, mit den Anforderungen des Herrn von Mortagne übereinzustimmen, und es, nicht aus Mangel an Muth, aber aus Furcht vor meiner Tante nicht gethan hatten, behaupteten, daß er ein krankes Gehirn habe, und daß man seine Narrheiten nicht ernstlich nehmen dürfe.

Indem ich freilich die Niederlage meines Beschützers sehr bedauerte, konnte ich mich doch nicht enthalten, fast mit Freude an die mir angekündigte Gefährtin zu denken, ich betrachtete Herrn von Orbeval, ihren Vater, mit weniger Unruhe und erkühnte mich sogar, die Tante zu fragen, wenn meine Base kommen werde.

Zu meinem großen Erstaunen antwortete mir Fräulein von Maran ohne Bitterkeit und in einem beinahe herzlichen Tone, daß Fräulein Ursula von Orbeval nächstens anlangen werde.

Diese Versicherung machte mich unbeschreiblich froh. Wäre ich glücklicher gewesen, so hätte ich vielleicht zu der Ankunft meiner Base etwas eifersüchtig gesehen, während ich im Gegentheil nur an eine günstige Aenderung meiner Lage glauben konnte.

Von diesem Tage an wurde das Benehmen des Fräulein von Maran ganz anders gegen mich. Vorerst gab sie mir zu meinem Unterrichte die besten Lehrer von Paris. Aus einem Grunde, den ich erst später einsah, ließ sie mir Frau Blondeau als Gouvernante, obwohl Letztere weit entfernt war, die nöthigen Kenntnisse zu Erfüllung solcher Pflichten zu besitzen, da meine Erziehung nun weit veredelter werden sollte.

Zu meiner Bedienung wurde ihr noch eine Kam-

merfrau beigegeben und statt mich auf eine beinahe filzige Weise zu kleiden, sollte es nun, dem Willen meiner Tante gemäß, mit einem Aufwand und einer Zierlichkeit geschehen, die weit über mein Alter waren.

Ich erinnere mich meiner Ueberraschung und meiner Freude, als ich eines Tags eine meinem Wuchse anpassende Psyche und einen Ueberwurf a la Duchesse, mit Bandschleifen und Spitzen verziert, fand.

Statt mich unaufhörlich zu schelten und über meine Häßlichkeit und Albernheit entzückt zu sein, fing meine Tante plötzlich an, mich mit den übertriebensten Lobsprüchen auf meine Schönheit, meinen Wuchs, den vornehmen Anstand, meinen Geist und meine Anlagen zu überschütten.

Da diese rasche Wendung ihres Benehmens mir sehr auffallend sein mußte, so sagte mir Fräulein von Maran im Vertrauen, daß es sehr gefährlich gewesen wäre, mich mit diesen allerliebsten Wahrheiten bekannt zu machen, als ich noch träge war, denn meine Eigenliebe wäre gefährlich davon erregt worden; da ich nun aber mit Fleiß und Emsigkeit arbeite, so wäre es eine Art Belohnung für mich, mich wissen zu lassen, daß es auf der Welt nichts Entzückenderes gebe, als meine ganze Persönlichkeit.

Die Kammerfrau, welche mir meine Tante gegeben, wiederholte das Gleiche. Kurz, bis auf Servien, wetteiferte Alles im Hause, mir zu schmeicheln.

Meine arme Blondeau, ausgestattet mit dem Instinkt, dem Tiefblick und dem Scharfsinn des Herzens, den wahre Hingebung allein verleiht, war bestürzt über diese plötzliche Wendung in dem Verfahren meiner Tante. Nun war sie es, die mich schalt, die mir vorwarf, zuviel an meinen Fuß zu denken, meine Gebete zu vernachlässigen, hochfahrend und launisch zu werden. Ungeachtet meiner Anhänglichkeit an diese vortreffliche Frau, verletzten mich ihre Ermahnungen. Sie schienen mir um so peinlicher, als sie mich bis dahin mit ver-

götternder Zärtlichkeit behandelt hatte. Ich fühlte meine Zuneigung zu ihr erkalten, und im Gegentheil mein Vertrauen zu Julie, meiner Kammerfrau, wachsen, die denn auch keine Gelegenheit, mich gegen meine Gouvernante aufzureizen, vorbeigehen ließ.

Ungeachtet der Zuvorkommenheiten des Fräulein von Maran gegen mich, konnte ich die Furcht und den Widerwillen, die sie mir eingeflößt, noch nicht überwinden; ich trachtete jedoch nach Kräften dahin, indem ich durch meine Erkenntlichkeit ihr einige Anhänglichkeit zu beweisen glaubte.

Ich machte wirklich reißende Fortschritte, ich gab mich mit Eifer dem Zeichnen, der Musik, dem Studium der englischen und der italienischen Sprache hin, um nicht allzusehr meiner Base Ursula von Orbeval nachzustehen, deren Ankunft meine Tante täglich erwartete.

Fräulein von Maran ging nur äußerst selten aus, fast täglich aber machte ich in ihrer Kutsche meine Spazierfahrt in das Wäldchen von Boulogne, begleitet von Julie, deren Bevorzugung ich keineswegs verbarg.

Auf dem ganzen Spazierwege wiederholte sie immer, daß Jedermann mich mit Bewunderung betrachte. Kurz, als sich meine Tante ein Jahr ganz besonders mit meiner Erziehung beschäftigt hatte, war ich kaum mehr zu erkennen; im Unterrichte hatte ich bedeutend gewonnen, mein Geist hatte sich entwickelt, aber der Keim der übelsten Leidenschaften fing an in mir zu gähren. Ungeachtet des elfenbeinernen Christusbildes, welches das Schlafgemach meiner Tante schmückte, vernachlässigte sie alle religiöse Formalitäten. Sie beschränkte sich darauf, mich mit einer ihrer Frauen zur Messe nach St. Thomas d'Aquin zu schicken. Ein Livreebedienter folgte mir, um den bemalten Fußschemel und einen Sammtbeutel, der mein Meßbuch enthielt, nachzutragen. Das war ein ebenso lächerliches als unanständiges Auftreten für ein Kind meines Alters und ich hörte auf meinem Wege

sagen: „Die blinde Zärtlichkeit des Fräulein von Maran für ihre Nichte gränzt an Tollheit.“

Zuletzt glaubte ich wirklich an diese Anhänglichkeit. Man sagte in der That überall, daß meine Tante mich vergöttere, und daß es ihrer blinden Schwachheit zugeschrieben werden müßte, wenn ich einst schlecht erzogen wäre.

Noch jetzt, zu dieser Stunde sind viele Leute überzeugt, daß Fräulein von Maran mich immer zärtlich... zu zärtlich geliebt habe...

Es gibt nichts Liebesspendenderes, aber auch nichts Egoistischeres als die Kinder.

Ich machte mir ein barbarisches Spiel, meine neue Kammerfrau mit Beweisen von Zutrauen in Blondeau's Gegenwart zu überhäufen, um Letztere wüthend zu machen, wie die kleinen Mädchen sagen.

Die unglückliche Frau, welche mit ihrem richtigen Sinne so klar sah und keineswegs von niederm Neide gestachelt war, litt ungeheuer, sich so vergessen, so verkannt von mir, die sie so aufrichtig liebte, zu sehen.

Bald kannte meine Undankbarkeit keine Gränzen mehr.

Je mehr sich mein Verstand entwickelte, je mehr flößte mir Fräulein von Maran, wo nicht Anhänglichkeit, doch wenigstens Neugierde ein. Mein Geist fing an, ihren Wit und Hohn zu verstehen und sich daran zu belustigen; sie bespöttelte Blondeau, ihre Strenge, ihre Ermahnungen wegen meiner entstehenden Coquetterien, und ich lachte herzlich. Sie verhöhnte ihre Unwissenheit, den Ausdruck ihrer Sprache und ich lachte noch mehr.

Nach und nach verband sich mit dem Entschwinden dieser so heiligen, so hingebungsvollen Zuneigung beinahe die Verachtung; denn meine Tante ließ mich über die Art der Vertraulichkeit erröthen, in welcher ich mit einer Frau von solchem Stande lebte.

Ohne Zweifel hatte ich Unrecht, sehr Unrecht; aber

ich war kaum acht Jahre alt, und eine Frau von wirklich überlegenem Geiste übte solchen Mißbrauch, um mich auf den Weg des Verderbens zu leiten.

Ich befolgte ihre Rathschläge nur zu sehr, ich bewies meiner Gouvernante so viel Kälte, daß die unglückliche Frau, als sie Alles gethan, meine frühere Anhänglichkeit wieder in mir zu erwecken, vor Kummer erkrankte.

Als ich sie blaß und leidend sah, da erst begriff ich die ganze Größe meines Fehlers, ich weinte und wollte sie nicht mehr verlassen. Meine Tante aber, die meine Betrübniß sah, wußte mich zu überzeugen, daß Blondeau's Krankheit nur ein Spiel und Verstellung sei. Diese gehässige Auslegung ließ meiner Undankbarkeit eine Entschuldigung, ich maß ihr Glauben bei.

Nie werde ich das schreckliche Staunen vergessen, das sich auf den Zügen meiner Gouvernante malte, als sie mich lächelnd, leichtfertig und spöttelnd zu ihr zurückkommen sah. Sie hob ihre abgezehrten Hände gen Himmel, und rief weinend: „Mein Gott! sie, die das Herz ihrer Mutter hatte! ... sie haben sie verdorben ... sie ist verloren! ...“

Von diesem Tage an wurde die unglückliche Frau noch düsterer, schweigsamer; obwohl ihre Schwäche groß war, wollte sie aufstehen... Zerstreut, in Gedanken versunken, schien sie von einer fixen Idee bewältigt. Unfre Leute machten sie bereits zu ihrem Spielzeug. Sie, die ehemals so ungeduldig war, schien nun Alles mit Ergebung oder vielmehr Gleichgültigkeit zu leiden. Sie sprach fast Nichts mit mir.

Ich erinnere mich, sie einst bei Nacht, als ich aufwachte, gefunden zu haben, wie sie den Kopf auf mein Kissen geneigt und die Augen in Thränen gebadet, mich mit einer unbeschreiblichen Angst anblickte.

Ich fürchtete mich und stellte mich wieder schlafend. Den folgenden Morgen erzählte ich Alles mei-

ner Tante, die mir antwortete, daß dieß ein Scherz der Blondeau sei, die mich schrecken wolle. Ich glaubte dem Fräulein von Maran und hegte Groll gegen meine Gouvernante.

Der Neujahrstag kam; am Abend vorher hatte mir die Tante gesagt, als sie von dem Angebinde für Blondeau sprach: „Statt ihr einige Kleider oder etwas Werthvolles zu schenken, muß man ihr Geld geben. Solche Leute lieben das Geld über Alles.“ Und somit übergab sie mir fünf Louis d'or für sie.

In frühern Jahren hatte mir meine Tante nie Etwas für Blondeau gegeben, und da ich sie dazumal noch zärtlich liebte und ihr durchaus Etwas darbringen wollte, so machte ich jedes Jahr ungeheuere Anstrengungen in Verschwiegenheit und Geschicklichkeit, um dahin zu kommen, ihr ohne ihr Vorwissen einige Zeilen der naivsten Zärtlichkeit zu schreiben und ihr, so gut ich konnte, irgend eine kleine Stickerie zu verfertigen.

Man kann sich die Freude und das Entzücken der Frau Blondeau nicht vorstellen, als ich am Abend vor dem Neujahrstage, nachdem ich das Nachtgebet verrichtet hatte, mich an ihren Hals warf und ihr diese Gabe brachte.

Jetzt, da ich daran denke, scheint es mir, als sei in diesem Beweise meiner Zuneigung etwas Rührendes und Religiöses gelegen, denn ich, die arme, verlassene und zurückgestoßene Waise, die Nichts besaß, ich nahm Zuflucht zu meiner kindischen Arbeit, um die Schuld meines Herzens abzutragen.

Ungeachtet ihres geringen Dienstlohnes hatte meine Gouvernante zu viel Gemüth, um bei diesem Beweise meiner Anhänglichkeit, den Niemand mir angerathen hatte, nicht bis zu Thränen gerührt zu werden.

Man stelle sich daher ihren Schmerz vor, als ich ihr an besagtem Tage, also am Abend vor dem Neu-

jahrstage, mit munterer, lachender Miene meine fünf Louisd'or in die Hand gleiten ließ.

Sie erwartete die gewohnte Ueberraschung, und da ich schon ziemlich ordentlich zu zeichnen anfing, so hatte sie sogar auf eine Probe meines neuen Talentes zu hoffen gewagt! Ungeachtet meiner augenscheinlichen Undankbarkeit hatte sie keinen Augenblick an die Möglichkeit gedacht, daß ich die zarten Gebräuche meiner Kindheit so völlig vergessen könnte; sie gab mir auch, indem sie mich mit eben so viel Trauer und Unruhe betrachtete, das Gold zurück.

„Sie irren sich, Mathilde, das ist für Julie; für mich.... für mich.... nicht wahr? Sie haben was Andres.“

Und ihre Stimme zitterte, und sie betrachtete mich mit unruhiger, verstörter Miene.

„Aber... nein, ich habe Dir nichts Anderes zu geben,“ sagte ich zu ihr.

„Doch... die andern Jahre (und sie suchte ihre Thränen zu verbergen), die andern Jahre... Sie wissen wohl... am Abend... nach Ihrem Gebet gaben Sie mir...“

„Ach! ja, ich weiß, was Du sagen willst; aber jetzt, siehst Du, habe ich nicht mehr Zeit, ich muß studieren... Und noch überdies, Ihr Andern, Ihr Liebt das Geld mehr als Alles.“

Dann legte ich ihr, ohne sie zu umarmen, ohne ihr auch nur den kleinsten Beweis von Zuneigung zu geben, das Geld wieder in die Hand, und hüpfend und springend eilte ich weg, um einen prächtigen Hermelinpelz zu bewundern, den ich von Fräulein von Maran zum Geschenk erhielt.

Als ich meine Gouvernante verließ, hörte ich ein schmerzliches Stöhnen und das Klirren von Goldstücken, die aus ihrer Hand auf den Fußboden fielen.

Bei meiner unbarmherzigen Gleichgültigkeit, bei der Eile, das Geschenk meiner Tante zu betrachten,

blieb ich keinen Augenblick länger, ich wandte nicht einmal den Kopf um.

Ach! mein Freund, obwohl noch jung, habe ich doch schon viel gelitten, schon manche bittere Thräne vergossen! aber Gott weiß, daß in den heftigsten Paroxysmen der Verzweiflung ich schon oft ausrief: Ich muß Alles tragen, ohne mich zu beklagen! Denn ich habe dem besten der Wesen den schrecklichsten Kummer bereitet, den das menschliche Herz je empfinden kann.

Ungeachtet meiner Gleichgültigkeit fühlte ich doch am Abend dieses Tages etwas Scham, wenn ich an Blondeau dachte, ich erwartete Vorwürfe, fand aber im Gegentheile meine Gouvernante zärtlicher, als gewöhnlich, jedoch sehr blaß und sehr angegriffen. In ihrem Blicke schien mir etwas Seltsames zu liegen.

Sie legte mich zu Bette und umarmte mich zu wiederholten Malen mit Ungestüm; ich fühlte ihre Thränen auf meine Wangen fließen. Mein Gemüth gewann die Oberhand; ich warf mich an ihren Hals und bat sie um Verzeihung, sie betrübt zu haben.

„Dich beschuldigen... Dich... mein Kind... niemals,“ sagte sie weinend, indem sie meine Haar und Hände küßte. „Niemals, arme Kleine! So lange man Dich gut und zartfühlend ließ, warest Du in Allem ganz das Bild Deiner Mutter... Aber sprechen wir nicht mehr davon, liebes Kind. Komm, sage Dein Abendgebet und bitte auch für Deine alte Wärterin. Sie liebt Dich so sehr, sie hat wohl nöthig, daß Du für sie bittest. Das Gebet der Kinder ist wie das der Engel! der gute Gott liebt und erhört sie.“

Als ich gebetet hatte, küßte sie mich zärtlich auf die Stirne und sagte: „Nun, mein Kind... gute Nacht... gute Nacht.“

Ich bemerkte, daß sie zitterte, daß ihre Hände brennend heiß, sie jedoch besonders blaß war.

Ich schlief ein. Ich weiß nicht, wie lange ich in tiefem Schlummer gelegen hatte, als ich plötzlich auf-

geweckt wurde. Ein ziemlich schwerer Körper stützte sich auf mich.

In meinem Entsetzen öffnete ich halb die Augen. Ich weiß nicht, wie viel Uhr es war. Noch flackerte ein Rest des Feuers im Kamine und durchzuckte das Zimmer mit seinem schwankenden Schein. Bei der Helle eines Nachtlichtes sah ich meine Gouvernante; sie war neben meinem Bette und hatte mich aufgeweckt, indem sie mich umarmen wollte. Da ich keine Bewegung wagte, so folgte ich ihr mit den Augen; ihr sonst so sanftes, so ruhiges Antlitz hatte einen düstern Ausdruck, der mich vor Schrecken starr machte.

Sie betrachtete mich, indem sie mit leiser Stimme und verstörter Miene zu sich selbst sprach.

„Nein, nein, sagte sie, ich kann das nicht länger ertragen. Dieß Ungeheuer verdirbt mein Kind; sie hat es gleichgültig... verächtlich gegen mich gemacht; Mathilde liebt mich nicht mehr. Ich bin ihr zu Nichts mehr gut; ich brauche nicht länger zu bleiben... Auch könnte ich nicht... Nein, ich habe heute zu viel gelitten, das Maas ist voll... Geld... mir... ach! das macht mich wahnsinnig... Ich glaube, ich bin es schon... Nun denn; das soll ein Ende nehmen; noch ein letzter Kuß diesem armen, kleinen, schlafenden Engel: sie hat für mich gebetet und Gott wird mir verzeihen.“

Bei diesen Worten küßte mich Blondeau auf die Stirne und fügte schluchzend hinzu: „Lebwohl! Lebwohl! Du wirst nie wissen, wie weh Du mir gethan hast, arme Kleine! Nicht Dich beschuldige ich... o nein! nicht Dich, sondern dieß Ungeheuer, die Deiner Mutter so viel Kummer und endlich den Tod brachte, und die nun Deine Seele verderben will... Lebwohl! nochmals Lebwohl! O meine schönen, blonden Haare. Laß sie mich noch einmal küssen.“ Und ich fühlte auf meiner Stirne ihre eiskalten Lippen.

Bis jetzt hielt ich, obwohl wachend, die Augen geschlossen. Da blickte ich plötzlich auf: ich sah meine

Gouvernante zum Fenster gehen und es heftig öffnen, ihre unglücklichen Gedanken errathend, sprang ich auf sie zu und hielt sie im nämlichen Augenblicke, als sie sich aus dem Fenster stürzen wollte.

Bewundert blieb die arme Frau stehen, mein Geschrei brachte sie wieder zu sich selbst; sie fiel auf die Knie und rief: „Was gedachte ich zu thun? Herr, mein Gott! Vergib mir, ich war wahnsinnig, ich vergaß, daß ich ihrer sterbenden Mutter gelobt, sie nicht zu verlassen; aber ich litt so sehr... besonders heute: der gute Gott hat mir diesen Engel gesandt, um mich zu verhindern, ein Verbrechen zu begehn. Nein, nein, ich werde bei Dir bleiben, mein Kind, ich will Alles leiden, Alles dulden, will, so es sein muß, vor Kummer sterben, aber bei Dir und Dich betrachtend will ich sterben; ich habe es der armen Dame versprochen, die im Himmel ist und mich hört.“

Dieser Auftritt hinterließ einen so tiefen Eindruck bei mir, ich war so ergriffen von der Verzweiflung Blondeau's, daß in Hinsicht auf sie die ersten Reime meiner Undankbarkeit auf immer erstickt waren. Ich wurde ihr wieder, was ich ihr ehemals gewesen, und zwar zum großen Verdruße des Fräulein von Maran, welche einen Augenblick gehofft hatte, mich dieser so aufrichtigen und hingebenden Zuneigung zu berauben.

Kurze Zeit nachher vernahm ich von meiner Tante, daß Ursula von Orbeval, meine Base und die Tochter meines Vormundes, nun endlich bei uns wohnen werde, und daß, da ich, wie sie hinzusetzte, viel hübscher, viel wissenschaftlicher gebildet und viel besser gekleidet als sie sei, ich demzufolge das große Vergnügen haben würde, ihr meine Ueberlegenheit fühlen zu lassen.

Auf solche Weise ließ Fräulein von Maran keines meiner Gefühle in seiner Reinheit und Blüthe! Selbst die süße, aufrichtige Freude, eine Freundin meines Alters zu finden, ward getrübt durch den Nebengedanken,

ihr Eifersucht, Neid und nothwendigerweise Haß einzulösen!

Ich weiß nicht, ob Sie bemerken, mein Freund, daß meine Tante mit einem sonderbaren Scharfsinn meine Jugend in zwei verschiedene Abschnitte getheilt hatte: bis zum neunten Jahre hatte ich von Furcht, Entbehrungen und Verlassenheit zu leiden; ich war für andere Pläne noch nicht reif.

Viertes Kapitel.

Eine Freundin der Kindheit.

Ein neuer Lebensabschnitt begann für mich.

Bis dahin hatte ich nur unvollständige Gefühle gehabt, ich fürchtete meine Tante, aber ihr Verstand kurzweilte mich. Ungeachtet einiger Beweise von Kälte und Vergessenheit liebte ich meine Gouvernante zärtlich, aber es gab zwischen uns weder Alters-, noch Charakterbeziehungen.

Als Ursula von Orbeval ankam, war ich so allein, hatte ich mir so schöne Träume hinsichtlich dieser versprochenen Zuneigung gebildet, daß ich mich meiner Base, die mich in den Stand setzen sollte, diese süßen Hoffnungen zu verwirklichen, schon zum Voraus erkenntlich fühlte. Ich vergaß die niederträchtigen Rathschläge meiner Tante völlig; statt an Ursula's Erniedrigung zu denken, dachte ich nur daran, sie zu lieben.

Am Tage nach dem Neujahr kam sie denn endlich im Hotel Maran an; sie war ein Jahr älter als ich. Ein wunderlicher Zufall wollte, daß sie schwarze Haare und blaue Augen hatte, während ich schwarze Augen und blonde Haare besaß. Wir waren ungefähr von gleichem Wuchs. Die Züge Ursula's waren keines-

wegs regelmäßig und doch konnte man sich kaum eine interessantere Gesichtsbildung, ein sanfteres und lebenswürdigeres Lächeln vorstellen.

Als ich sie zum erstenmale sah, trug sie Trauer für ihre Großmutter, ihre schwarze Kleidung hob die Rosenfrische ihrer weißen Haut noch mehr; sie sprach mich so sehr an, daß ich mich an ihren Hals warf und sie meine Schwester nannte.

Ich mußte unwillkürlich weinen, und diese Thränen waren die süßesten, die ich noch vergossen. Meine Base empfing meine Liebkosungen mit rührender Anmuth, ich führte sie in mein Zimmer und stellte alle meine Puzschätze zu ihrer Verfügung.

Ursula zeigte weder linkische Verlegenheit, noch unbescheidene Dreistigkeit. Sie sagte ganz bewegt zu mir, daß sie mich um meine Freundschaft bitte; denn, da ihr Vater sie mit außerordentlicher Härte behandelte, so war auch sie beinahe eine Waise.

Ich fühlte in mir eine Welt neuer Empfindungen erwachen, ich begriff das Glück, sich einer Person, die man liebt, hinzugeben, sie zu beschützen, zu vertheidigen, ich wußte es Ursula bereits Dank, arm zu sein, weil ich reich war fast verlassen zu sein, weil mein Herz ganz bereit war, dem ihrigen entgegen zu kommen und ihr die Zuneigung zu widmen, derer sie entbehren mußte.

Sobald ich eine Freundin hatte, die ich lieben konnte, glaubte ich kein Kind mehr zu sein, ich fühlte mich groß, wie die kleinen Mädchen sagen, ich wurde sehr ernsthaft, sehr nachdenkend; ich schämte mich meiner vorigen Koketterie; ich sagte zu Ursula, indem ich ihr alle meine schönen Kleider mit einer ganz prächtigen Verachtung zeigte: „Das war wohl gut, als ich allein war.“

Meine Base trug Trauer und ich wollte ebenfalls schwarz gekleidet sein.

Die ganze Nacht ging mir dieser Plan im Kopf

herum. Am Morgen trat ich dann entschlossen bei Fräulein von Maran ein.

„Meine Tante, ich möchte wie Ursula schwarz gekleidet sein, und zwar so lange, als sie es sein wird.“ —

„Du bist wohl närrisch, meine liebe Kleine; Ursula ist in Trauer, und Du hast keinen Grund, Leid zu tragen,“ sagte meine Tante erstaunt. — „Aber die Trauer für meine Mutter?“ antwortete ich, traurig die Augen senkend.

Meine Tante schlug ein Gelächter auf und rief: „Wie sie doch unterhaltend ist mit ihren leichenschwangeren Einbildungen! Aber Du hast sie vor sieben Jahren getragen, die Trauer für deine Mutter, und das ist wohl genug.“ — „Ich trug sie, ohne es zu wissen, meine Tante,“ sagte ich, indem ich Thränen in meine Augen treten fühlte. Das Gelächter meiner Tante hatte mich schmerzlich verletzt. — „Ach, mein Gott! wie hat doch diese Kleine so drollige Einfälle,“ erwiderte Fräulein von Maran neuerdings lachend und mich beim Kinn fassend. „Geh . . . geh . . . Närrchen, man wird Dir diese schöne Laune da austreiben; das heißt, Du sollst schwarz gekleidet sein, aber nicht in Trauer schwarz, so es beliebt, das wäre zu lächerlich . . . Du sollst vielmehr schöne Kleider von Moirée und Seide haben, während diese arme Ursula nur wollene Stoffe tragen kann . . . das wird sie rasend machen.“ „Meine Tante, ich möchte nie anders gekleidet sein, als meine Base.“ — „Wie! sind wir schon auf diesem Punkte?“ rief Fräulein von Maran, indem sie ihre durchdringenden Augen auf mich heftete. „Doch, das ist ja noch besser, als ich dachte. Geh . . . geh . . . beruhige Dich, sobald die Trauer abgelegt sein wird, sollt ihr immer wie zwei Schwestern gekleidet gehen; Du bist reich genug, um Deiner Base, die keinen Sous hat, von Zeit zu Zeit ein schönes Kleid zu schenken.“ — „Meine Tante, Sie verstehen mich nicht!“ rief ich ungeduldig; „da

Ursula arm ist, so möchte ich wie sie gekleidet sein, und nicht, daß sie es wäre wie ich."

Fräulein von Maran betrachtete mich nochmals aufmerksam und sagte mit ihrer sardonischen Miene: „Gut das, aber was steckt denn heute in dieser Kleinen und ihren hochgetriebenen Zartheiten? Nein doch, wie rührend . . . das liegt in der Familie. . . ." Dann fügte sie, zu sich selbst sprechend, bei: „Eigentlich, nur um so besser," und sich an mich wendend: „Gut . . . sehr gut . . . Kleine, Du kannst Ursula nicht schwesterlich genug behandeln. Ich sehe mit Freude die Symptome eines großen Zartgefühls . . . einer großen Empfindsamkeit sich in Dir bezeugen. Um so besser, ich zählte nicht darauf, Du übertriffst meine süßesten Hoffnungen."

Ganz stolz, ganz glücklich verließ ich Fräulein von Maran.

Ich ging dann schnell zu meiner Gouvernante, um ihr das Resultat der Unterhaltung mit meiner Tante mitzutheilen.

Diesmal umarmte mich Blondeau weinend vor Freude und sagte: „Da haben wir ja Ihr gutes Herz wieder. Mir ist, als hörte ich Ihre arme Mutter sprechen."

Man könnte glauben, es wäre damals ein Stillstand in den boshaften Schlichen des Fräulein von Maran eingetreten; gewiß nicht.

Im Gegentheil, sie glaubte sich nie sicherer, mir für die Gegenwart und für die Zukunft zu schaden. Aber damals wußte ich nicht, was ich seither erfahren, und ich überließ mich voller Glück den überspannten Freundschaftsgefühlen für meine Base. Sie erwiderte dieselben mit der ganzen Ausdehnung ihrer Zärtlichkeit und ihres Dankes.

Einige Tage nach der Ankunft Ursula's im Hotel Maran, hatte ich kein Geheimniß mehr vor ihr. Ich hatte ihr Alles aus meiner Kindheit erzählt, jedoch

mit Ausnahme der unheildrohenden Absicht meiner Gouvernante, und auch dieses Geheimniß zu behalten, kostete mich viele und lange Ueberwindung.

Obwohl Ursula ein Jahr älter war, als ich, so war ich doch in meinem Unterrichte bereits so weit als sie; unsere Lehrer ermangelten nie, meine Aufgaben den ihrigen vorzuziehen, sei es nun, daß sie es wirklich verdienten, oder daß dieselben dadurch meiner Tante zu schmeicheln glaubten. Ohne es zu wissen, machten sie sich auf solche Art zu Mitschuldigen ihrer geheimen Absichten.

Da ich hiedurch die Eigenliebe Ursula's zu verwunden glaubte, that ich Alles, um meine Ueberlegenheit zu entschuldigen. Ich fand tausend Gründe, meine kleinen Triumphe zu meinem Nachtheil auszulegen; bald wollten unsere Lehrer, indem sie mir den ersten Platz gaben, dem Fräulein von Maran gefallen, bald liebte mich Ursula selbst so sehr, daß sie geflissentlich Fehler machte, um mir so den Vorzug zu lassen.

Ich weiß nicht, ob unsere entstehende Zuneigung die Pläne des Fräuleins von Maran durchkreuzte, aber sie fand Mittel, mich neuerdings und noch grausamer als je zu quälen.

Unter dem Vorwand, uns nach und nach in die Welt einzuführen, ließ sie uns des Morgens mehrmals in den Salon kommen. Sie empfing allabendlich mehrere vertraute Personen, die sie zwischen vier und sechs Uhr besuchten.

Man denke sich meinen Kummer, als ich das erste mal, da meine Tante Ursula und mich vorstellte, sie zu Fremden sagen hörte: „Würden Sie glauben, daß meine Nichte, die ein Jahr jünger ist, als Fräulein von Orbeval, und deren Unterricht weit später begonnen, sich so sehr beflissen und so erstaunliche Fortschritte gemacht hat, daß sie in Allem ihre Gefährtin übertrifft? Das ist erstaunlich, nicht wahr? Sonst sind es gewöhnlich die armen, unbegüterten Mädchen, welche fleißiger

arbeiten. Da ist nun gerade das Gegentheil der Fall. Mathilde begnügt sich nicht, an Reichthum und Schönheit über ihrer Base zu stehen, sie will sie auch an Bildung übertreffen. Die arme, liebe Kleine, sie ist ein wahres Kleinod: ganz das Bild ihrer Mutter." — Und Fräulein von Maran überhäufte mich mit heuchlerischen Liebkosungen. Mein Herz brach. Ich betrachtete Ursula mit flehendem Blick, und kaum waren wir allein, so warf ich mich weinend in ihre Arme, indem ich sie der übertriebenen und lächerlichen Lobsprüche wegen, mit denen mich meine Tante überhäufte, um Verzeihung bat. Meine Base, so bewegt als ich war, stillte meine Besorgnisse, scherzte sogar darüber und bewies mir durch ihre immer zunehmende Zärtlichkeit, daß sie weder auf meine Vorzüge eifersüchtig sei, noch sich durch die Vorwürfe des Fräulein von Maran verletzt fühle. Ich that dann mein Möglichstes, um Ursula den ersten Platz zu lassen, aber vergeblich häufte ich Fehler auf Fehler, es gelang mir nicht, die Arbeiten Ursula's den meinigen vorgezogen zu sehen. Ich nahm mir einst vor, gar Nichts mehr zu thun, und meine Aufgaben nicht zu lernen. Da mußte man denn wohl meiner Gefährtin den ersten Platz einräumen.

Fräulein von Maran ließ uns Beide in ihren Salon herabkommen, wo sich noch mehrere Personen befanden.

Nach einigen Worten eines unbedeutenden Gespräches rief mich meine Tante zu ihr heran. Dann wandte sie sich an eine ihrer Freundinnen: „Sie werden mir sagen, daß ich immer das Gleiche wiederhole; aber man muß alten Frauen verzeihen, geschwätzig zu sein, wenn sie von dem, was sie lieben, zu sprechen haben! Ich sehe Sie lachen; Sie errathen, daß es sich noch um meine kleine Mathilde handelt? Es ist wahr, ich bin in sie verliebt, vernarrt, wenn Sie wollen. Nun ja, es ist so, ich kann es nicht hindern,“ sagte meine Tante, den Ton eines guten Mütterchens annehmend,

was immer geschah, wenn sie Bosheiten sprach. Kurz, sehen Sie, vergleichen Sie Mathilde und Ursula . . . zum Beispiel . . . und man muß . . . doch da fällt mir gerade ein, der Mamsell von Orbeval eine Lektion zu geben." Dann sich gegen meine Base wendend, fuhr meine Tante mit ernster Miene fort: „Fräulein, Sie sind arm, Sie genießen den Unterricht aller Lehrer Ihrer Base, und doch sind Sie träge genug, zu dulden, daß Mathilde, dieser Engel von Güte, wie das heute geschah, ihre Pflichten absichtlich vernachlässigt, um Ihnen den ersten Platz zu lassen, welchen, durch Ihren Fleiß zu gewinnen Sie nicht den Muth haben.“ — „Aber, meine Tante!“ rief ich, „Ursula wußte Nichts davon.“ — „Sehen Sie das gute Herz dieser theuren Kleinen? Welche Großmuth! sie vertheidigt sie noch?“ Und meine Tante umarmte mich.

Dann fuhr sie fort, sich in ernstem, hartem Tone an meine Base zu wenden, welche, roth vor Scham, in Thränen zerfloß, und sprach: „Wie, schämen Sie sich denn nicht von Seite dieses Kindes solche Opfer anzunehmen, ja vielleicht zu fordern?“ „Aber, Madame!“ rief die arme Ursula, „ich versichere Sie, daß ich nicht wußte . . .“ — „Schon gut! . . . schon gut . . .“ sagte Fräulein von Maran, „ich weiß, was ich zu denken habe.“

Hierauf sandte sie uns zurück, nachdem sie mich vorher noch zärtlich umarmt hatte.

Ihre Liebkosungen empörten mich. Ich fing wieder an, sie mehr als je zu hassen. Ich ahnte, daß ihre höllische Bosheit mir die Freundin abgeneigt machen wollte. Nach diesem Auftritt warf ich mich schluchzend an Ursula's Kniee. Das arme Kind erwiderte meine Liebkosungen, dankte mir für die Versicherungen meiner Zärtlichkeit; aber ich sah es, sie litt lange unter dem Schlage dieser um so schmerzhaften Wunden, da sie stolz war und ihren Kummer in sich verschloß.

Meine ganze Furcht war, meine Base könnte mich

fähig glauben, die Berichterstatteerin meiner Tante, oder, geschmeichelt durch ihre Lobsprüche, wenigstens ihre Mitschuldige zu sein.

Ich entschloß mich zu offener Feindschaft gegen das Fräulein von Maran, und nahm mir vor, sie um jeden Preis gegen mich aufzubringen, um meiner Freundin Ursula völlig zu beweisen, daß ich keine Verrätherin sei, und daß ich die Scheltungen meiner Tante mit ihr theilen wolle. Es mußte nun ein Hauptstreich geschehen; meine Nachlässigkeit, meine Arbeitsscheu, weit entfernt meine Tante gegen mich aufzubringen, hatten der armen Ursula grausame Vorwürfe zugezogen; ich mußte also auf andere Weise strafbar werden.

Ich sann lange Zeit über diesen schönen Plan nach; ich hatte, wie mir später Blondeau sagte, ein ernstes, nachdenkendes und gedankenvolles Aussehen. Ich verdoppelte meine Zärtlichkeit für Ursula, zugleich wandte ich aber alle mögliche Vorsicht an, damit sie nicht beschuldigt werden könne, meine Absichten gekannt zu haben.

Unter mehreren unglückseligen Entwürfen, hatte ich mir gleich Anfangs vorgenommen, eine prachtvolle Porzellanschale, welche König Ludwig der Achtzehnte, meiner Tante geschenkt hatte und auf die sie große Stücke hielt, zu zerbrechen.

Das genügte mir nicht. Man konnte diese Handlung einer Ungeschicklichkeit, einer Unvorsichtigkeit zuschreiben. Es brauchte etwas Vorherbedachtes, irgend eine tüchtige, ganz klare und unentschuldbare Bosheit.

Ich dachte dann festweg die Vorhänge des Salons anzünden zu wollen, aber die Folgen dieser Feuerbrunst wurden für Ursula und Blondeau gefährlich, und überdies konnte Alles noch dem Zufall beigemessen werden.

Indem ich solche böse Anschläge hegte, machte ich mir nicht das geringste Bedenken; ich glaubte etwas sehr Großmüthiges, sehr Heldenmäßiges zu thun, ich

fühlte mein Blut in meinen Adern kochen, und wähnte das erhabenste Ziel der Hingebung zu erreichen.

Diesegroßen Gedanken durchkreuzten meinen Kopf, als das Mißgeschick mich meine Augen auf Felix, den Schooßhund meiner Tante, werfen ließ. Ich hatte mich an diesem böshaften Thiere, das mich so oft gebissen, zu rächen. Hatte er doch den Abend zuvor seine Zähne auch Ursula fühlen lassen; aber ich gestehe, daß wenn er der gutmüthigste der Hunde gewesen wäre, so war sein größtes Verbrechen in meinen Augen, oder vielmehr der Grund, der mich ihn zum Opfer wählen ließ, die außerordentliche Anhänglichkeit, die meine Tante ihm bewies.

Ich kannte ihren Zorn, wenn nur durch Zufall einer ihrer Leute an dem geringsten Heulen des Felix Schuld war. Einen Augenblick war ich feige genug, zu zittern, als ich mir den Grimm des Fräulein von Maran dachte. Ich hielt sie für fähig, mich zu tödten, wenn ich etwas gegen ihren Hund unternehmen würde. Aber meine Freundschaft für Ursula siegte. Ich troßte allen Folgerungen meines Entschlusses.

Ich befand mich allein im Sprachzimmer meiner Tante. Felix lag in seiner sammtenen Behausung; ich sah nur seinen Kopf; wohl hätte ich ihm gerne ein Leid zugefügt, aber ich wußte nicht, wie es anfangen, er war sehr bössartig, sehr mißtrauisch, und überdies hätte ein Fußtritt weder meiner Rache noch meinem Vorhaben genügt.

Jetzt, mein Freund, kann ich mich nicht enthalten zu lächeln, indem ich diese frevelhaften Umständlichkeiten schildere, doch erinnere ich mich nicht, jemals eine so tiefe, so ergreifende Bewegung empfunden zu haben, wie die war, die ich im Augenblick des Handelns fühlte.

Sonderbar! Ich habe seither in meinem Leben sehr ernste und sogar sehr strafbare Entschlüsse gefaßt; aber noch einmal, nie empfand ich die Furcht, die Unschlüs-

figkeit, die vorausseilende Reue, wenn man sich so ausdrücken darf, so sehr, wie in diesem Augenblicke, als ich einen boshaften Kinderstreich ausführen wollte. Ich gestehe, daß meine Rache an Felix höchst barbarisch war; mein Charakter war nicht grausam, es bedurfte daher meines ganzen Verlangens, bei Ursula gerechtfertigt zu sein, um mich zu solcher Rohheit zu entschließen.

Ich hatte den abscheulichen Gedanken, eine Zange ins Feuer zu legen; als sie dann recht glühend war, ergriff ich sie, um unerschrocken auf meinen Feind anzuzurücken.

Seiner Gewohnheit gemäß sprang er bellend aus dem Neste, um mich anzupacken; ich ergriff ihn aber so geschickt mit der Zange bei einem seiner spitzen Ohren, daß er ein abscheuliches Geheul ausstieß und niederfiel, ohne den Muth oder die Kraft zu haben, sich in sein Nest zurückzuziehen. Als ich das Ohr des unglücklichen Thieres rauchen sah und sein Schmerzgeschrei vernahm, fühlte ich einen Augenblick Reue, sobald ich aber an das Glück dachte, vor den Augen Ursulas von meiner Tante mißhandelt zu werden, so unterdrückte ich jede Bewegung von Mitleiden.

Mit der Zange in der Hand war ich heldenmässig vor dem zu meinen Füßen winselnden Thiere stehen geblieben.

Fräulein von Maran eilte herbei und trat ganz erschrocken ein.

Ihr Haushofmeister folgte ihr nicht minder beunruhigt.

„Gerechter Gott im Himmel! was gibt es?“ schrie sie auf Felix zustürzend. „Was gibt es, mein armes Thier?..." Dann sein ganz verbranntes Ohr erblickend, hob sie den Kopf und sagte wüthend zu mir: „Kleiner Dummkopf! konntest Du denn nicht auf ihn achten... und ihn verhindern zum Feuer zu gehen..."

Serbien... Servien... geschwind, frisches Wasser...
Eis!"

Mit zornsprühenden Blicken und schäumenden Lippen nahm mich meine Tante, ihr gewöhnliches Verfahren vergessend, beim Arm, und kniff mich bis aufs Blut, indem sie rief: „Konntest Du nicht auf ihn sehen, garstiger Dummkopf . . . unwürdiges Geschöpf!"

Fräulein von Maran hatte ein so schreckliches Gesicht, ein so böshafte Aussehen, daß ich einen Augenblick unschlüssig blieb: ich konnte sie im Wahne lassen, die Verbrennung des Felix sei eine Folge seiner Unvorsichtigkeit, aber schnell überwand ich diese feige Schwäche; ihren Händen entgleitend, zeigte ich ihr die Zange, welche ich noch hielt, und sagte mit gewichtiger, triumphirender Ruhe: „Ich habe diese Zange glühend gemacht und bediente mich ihrer, um das Ohr des Felix zu verbrennen."

Noch hatte ich diese Worte nicht beendigt, als ich auf meiner Wange die dürren Knochenfinger meiner Tante fühlte.

Die Ohrfeige war so tüchtig, daß ich fast rücklings hingestürzt wäre. Lächeln Sie nicht, mein Freund; obwohl der Schmerz heftig und das Entsetzen meiner Tante groß war, so dachte ich, so zu sagen, nur an die Beschimpfung; ich wurde roth vor Zorn, und ohne ganz zu wissen, was ich that, schleuderte ich die Zange aus allen Kräften gegen das Fräulein von Maran.

Das Mißgeschick diente mir nach Wunsch; die Zange erreichte die prachtvolle Porzellanschale: das königliche Geschenk lag in Stücken.

Ich erinnere mich, mein Freund, Sie mit Ihrem so richtigen und klaren Geiste die Gefühle, die sich Ihrer im Kriege bemächtigten, auseinander setzen und Sie von dem unwillkürlichen Instinkte, der Sie fortriß und erhitze, sprechen gehört zu haben . . . Nun

denn! mein armer, kleiner, zehnjähriger Kopf empfand, übereinstimmend damit, die gleiche Aufwallung.

Gleichgültig für die Vorwürfe und die Drohungen meiner Tante lief ich, siegestrunken, den Hund verbrannt und die Schale zerschlagen zu haben, ins Sprachzimmer, indem ich im Uebermuth meines Stolzes aus allen Kräften rief: „Ursula!... Ursula!... komm doch und sieh!“

Unfähig aber, der Heftigkeit der Gefühle, die mich seit einigen Minuten überwältigt, länger widerstehen zu können, verlor ich dann völlig mein Bewußtsein...

Denken Sie sich meine Freude! Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich in meinem Bette, meine Gouvernante mir zur Seite, und meine Base hielt knieend meine Hände in den ihrigen.

Ich kann Ihnen mein Entzücken und meinen Stolz nicht schildern, als ich mich meiner muthvollen That erinnerte. Ich befürchtete nur zu vernehmen, daß der Zorn meiner Tante sich gelegt habe.

„Mein Gott, mein armes Kind!“ sagte Blondeau; „wie hatten Sie doch mit Ihrem guten Herzen den Muth, diesem Hunde so viel Böses zuzufügen?... Er ist boshaft wie ein Satan... ich weiß es, aber doch war es sehr grausam von Ihnen...“ — „Und meine Tante? meine Tante!... Ist sie sehr böse?“ fragte ich ungeduldig. — „Ob sie böse ist? Jesus mein Gott!“ sagte Blondeau, „sie ist so erzürnt, daß sie einen Nervenzufall bekommen hat... Als sie wieder zu sich kam, waren ihre ersten Worte ein Befehl, Sie während acht Tagen auf Wasser und Brod zu setzen.“ — „Ach!... Ursula!“ rief ich, mich an den Hals meiner Base werfend. — „Das ist nicht Alles, Fräulein,“ fügte Blondeau traurig bei; „Ihre Frau Tante läßt Ihnen einen Kittel von grober, grauer Leinwand machen, woran sich ein Zettel befinden soll, und womit Sie gezwungen werden, morgen, wenn die Leute da sind,

sich im Salon sehen zu lassen." — „Ursula! Ursula!... Du siehst es! sie straft auch mich!... sie demüthigt auch mich!... auch mich verabscheut sie!" rief ich strahlend von Glück, indem ich meine Base umarmte. — „Ach! jetzt errathe ich Alles!" sagte meine Gouvernante, und die Hände faltend betrachtete mich die treffliche Frau mit tiefer Rührung.

Fünftes Kapitel.

Die erste Kommunion.

Ihrer Feinheit und ihres Geistes ungeachtet errieth Fräulein von Maran den Beweggrund meiner Rache an Felix nicht. Sie glaubte, ich habe aus Haß und Rachegefühl gegen ihren Hund gehandelt. Ich konnte mich meines Entschlusses wegen nur beglückwünschen, denn Ursula schien durch diesen seltsamen Beweis meiner Freundschaft sehr gerührt, und die Bande unsrer zärtlichen Zuneigung schlossen sich immer enger.

Ich fand Ursula von weit besserem Charakter als mich, da ich oft zornig, eigenwillig und trotzig war, während meine Base, im Gegentheil, immer große Geduld und vollkommene Ruhe bezeugte; ihr sanfter, klarer Blick verschleierte sich oft mit Thränen statt im Feuer lebhafter Bewegung zu lodern. Sie schien zum Leiden und zur Ergebung bestimmt.

Fräulein von Maran schien nach und nach den Fehler, dessen ich mich schuldig gemacht, zu vergessen, und fuhr fort, mich bei jeder Gelegenheit auf Unkosten meiner Base zu erheben.

Diese, ohne Zweifel beruhigt durch die Beweise von Anhänglichkeit, die ich ihr stets zu geben suchte,

schien von nun an gleichgültig bei den Niederträchtigkeiten meiner Tante.

Eines der ernstesten Ereignisse im Leben eines jungen Mädchens, das kein Kind mehr ist, meine erste Kommunion, erweckte später neue, tiefgefühlte Empfindungen in meiner Seele.

Fräulein von Maran befolgte keine der äußerlichen Gebräuche der Religion. Nichts in ihrer Sprache, Nichts in ihren Gewohnheiten wies auf fromme Gefühle. Sie ließ uns daher diesen feierlichen Akt nur als eine Art gesellschaftlicher Nothwendigkeit begehen.

Unglücklicherweise erfüllte der mit unserm Religionsunterricht beauftragte Priester diese himmlische Aufgabe nur aus Amtspflicht. Indem er am Buchstaben dieser heiligen Ceremonie hing, ermangelte er, den göttlichen Geist unsrer Fassungskraft und unserm zarten Verstande gemäß hineinzulegen. So erklärte er uns denn die Beichte nicht als einen Akt frommen, wohlthätigen Vertrauens, das der Priester durch Trost und Verzeihung beantwortet.

Die Beichte ward uns zu einem unangenehmen und gefürchteten Geständniß. Der Priester, welcher täglich kam, uns zur Kommunion vorzubereiten, hieß sich Abbé Dübourg, war von grämlichem, hartem Charakter und schien immer beeilt, unsre Unterweisung zu beendigen. Sein Unterricht war trocken, kalt, beinahe verächtlich. Als berühmter Kanzelredner hatte er zwei Fasten hindurch mit dem größten Erfolge gepredigt, und wünschte, glaube ich, lebhaft, zur Bischofswürde zu gelangen. Da er den mächtigen Einfluß meiner Tante kannte, so hatte er das Amt, das er bei uns erfüllte und ohne Zweifel als seinem Wissen und seines Predigerruhmes zu gering achtete, nur aus weiser Berechnung angenommen.

Jetzt, da ich das Durchlebte vergleichen und be-

urtheilen kann, scheint es mir, daß der Unterricht des Abbé Dubourg von demjenigen unsrer andern Lehrer in Nichts verschieden war; er erteilte uns Religionsunterricht, und das war Alles.

Ach!... glücklich die jungen Mädchen, deren religiöse Erziehung entwickelt und gepflegt wird durch die Zärtlichkeit einer Mutter, dieser geheiligten Vermittlerin zwischen ihrem Kinde und Gott.

Müssen nicht, so zu sagen, die glänzenden Strahlen göttlichen Lichtes durch Mutterliebe in die noch so zarten, sanften Kindernaturen dringen? Ohne diese wird man in diesem Alter geblendet, aber nicht erleuchtet.

Der religiöse Trieb aber, der in mir lag und immer in mir gewesen, enthüllte mir dunkel und verworren die Heiligkeit des Aktes, an dem ich Theil nehmen sollte. Zwar beschränkte ich in meiner Unwissenheit dieses so erhabene, dieses die Menschheit umfassende Symbol auf meine persönlichen Gefühle.

Mit Ursula das heilige Abendmahl nehmen, das hieß für mich das heilige Gelübde ablegen, ihr eine wahrhaft christliche Schwester zu sein. So weihte ich denn ihr die schrankenlose Hingebung, welche die Religion für Alle fordert.

Unsre Kommunion an den Stufen der Altäre war für mich die heilige, ewige Weihe unsrer Freundschaft. Ich weiß, o mein Gott, daß Dein geheiligtes Gesetz sich auf Alle und nicht auf einen Einzelnen erstreckt, aber der Herr wollte in seiner Barmherzigkeit sich zweier armen Waisen erbarmen, welche in ihrer ungekünstelten Schwärmerei die rührende Schwesterliebe mit den wichtigsten Geheimnissen der Religion vermischten.

Von diesem Tage an schienen mir unsre Bande unauflösbar; wir machten die übertriebensten Entwürfe, wir sollten uns nie verlassen, nie uns ver-

heiraten, leben wie meine Tante lebte, beglückt durch unsre Freundschaft, dieses unser zukünftiges Altleben fernleben schien uns das Beneidenswertheste der Welt zu sein.

Die drei oder vier Jahre, welche meiner ersten Kommunion folgten, gingen ohne bedeutende Ereignisse vorüber.

Mein einziger Kummer war, mich, meiner Bitten ungeachtet, immer eleganter als meine Base gekleidet zu sehen, und Fräulein von Maran vor mir und Ursula zu den sie besuchenden Personen sagen zu hören: „Es ist unglaublich, wie das Alter die Züge verändert... Sehn Sie, zum Beispiel,... Mathilde war als Kind nur artig; nun! je größer sie wird, je vollkommener, bewunderungswürdiger wird auch ihre Schönheit, so daß man sich umwendet, um sie zu sehen; Ursula hingegen, die ein ziemlich nettes Gesichtchen hatte, wird durch ihr Heranwachsen zu einer wahren Häßlichkeit; zudem hat sie noch Etwas so Gemeines,.... so Gemeines!.... während ihre Base eine so ausgezeichnete Gesichtsbildung besitzt. Aber ach! was kannst Du dafür, meine Kleine,“ fügte Fräulein von Maran mit heuchlerischer Ergebung und mit der Miene des guten Mütterchens bei, indem sie sich zu Ursula wandte, „wir müssen uns unterziehen und darüber weggehen.... Unsrer Seite wurde in unsrer Familie weder Anmuth noch Schönheit zu Theil! Ich kann wohl davon sprechen, ich, die ich häßlich bin wie die sieben Todsünden, und bucklig wie ein Sack voll Rüffe; doch, apropos,“ setzte meine Tante hinzu, indem sie sich an ihre Augendiener wandte, „finden Sie nicht, daß Ursula einen etwas gebogenen... etwas schiefen Wuchs hat? Kaum bemerklich,... aber es ist gewiß Etwas, nicht wahr? ... Es ist wie ein Andenken väterlicherseits.“

Die Geschöpfe des Fräulein von Maran ermangelten nicht, die Sache nur schwach zu läugnen, und meine Tante fortzufahren:

„Welcher Unterschied zwischen Mathilde ... Das ist eine wahre Feengestalt, schlank wie ein Schilfrohr und biegsam wie ein Weidenzweig; es gibt keine junge Person ihres Alters, welche wie sie Anmuth mit Majestät, Geist mit Schönheit verbindet. Was ist da zu machen? Du, meine arme Ursula, die Du keine dieser schönen Eigenschaften besitzest, glaube mir, daß, um Dich zu trösten, in Allem so sehr unter Deiner Base zu stehen, Du sie bewundern mußt.... siehst Du, denn die Bewunderung ist der Trost häßlicher, aber großmüthiger Mädchen; es wird dies Deinerseits um so schöner sein, da man Dich besonders im Vergleich mit Mathilde häßlich findet. So war es bei mir; ich erschien nie so abschreckend, wie in Gesellschaft einer jungen und schönen Frau; aber wie ich Dir sage.... sie bewundernd tröstete ich mich... Und dann hast Du endlich tausend Gründe, Mathilde zu lieben, eure Freundschaft entzückt mich, sie beweist mir, daß Du nicht undankbar bist; erwies Dir Deine Base nicht die größte Barmherzigkeit der Welt? die einer glänzenden Erziehung? ohne sie hättest Du nie eine solche erhalten. Hätte Dir Dein Vater Professoren geben können zu einem Louisd'or die Stunde? Noch einmal, Du thust gut, Deine Base zu lieben und zu segnen; ihr verdankst Du, daß Du durch Deinen Unterricht und Deine Talente vergessen machen kannst, daß Dein Gesicht so unangenehm, als das ihrige entzückend ist....“

Es gab nichts Niederträchtigeres, Gehässigeres und Gefährlicheres, als diesen Tadel und diese Lobsprüche über unsre physischen Vorzüge und Mängel.

Nie begriff ich die falsche Bescheidenheit, welche im Längnen seiner eigenen Schönheit besteht. Schön zu sein, ist eine von sich selbst unabhängige Sache, und dieß zu gestehen, ist nicht Stolz, sondern Bekenntniß der Wahrheit.

Ich kann nur im Gegentheil Zweifel, Aengstlich-

keit und Mißtrauen in den Werth seiner Talente oder seiner erworbenen Vorzüge erklären.

Ich glaube also, daß ich mit sechszehn oder siebenzehn Jahren schön war, doch ohne Zweifel nicht so schön, wie Fräulein von Maran behauptete; genug, ich war es hinreichend, um ihre Lobsprüche, wären sie nicht so abscheulich übertrieben gewesen, einigermaßen zu rechtfertigen.

So verhielt es sich nicht mit dem Tadel, den sie an meine Base verschwendete, sie war von hohem, schlankem und vollkommen geradem Wuchse; was aber den Bosheiten meiner Tante einen Schein von Wirklichkeit verlieh, war, daß Ursula, wie viele junge Personen, die sehr schnell aufgewachsen sind, sich ein wenig gebogen hielt. Man sieht, welche Kunst, welche Folgerungen Fräulein von Maran in ihre Niederträchtigkeit zu legen wußte.

Es war dieß das nämliche System, das sie seit meiner Kindheit angewandt hatte. Aus einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet, sprach sie Wahrheit und noch mehr, ihre Waffe war zweischneidig.

Meine Tante wollte Ursula's Eitelkeit schmerzlich verletzen, und meine Eigenliebe bis in's Lächerliche steigern.

Wenn die falschesten Ideen und die erwiesensten Lügen durch unaufhörliche Wiederholungen endlich unserm Geiste tiefe Spuren aufdrücken und hinterlassen, wie wird es erst da sein, wo es sich um scheinbare Wahrheiten handelt?

Meine Base glaubte sich endlich aller Reize, aller Annehmlichkeiten bar: wenn ich ihr das Gegentheil versicherte, so hielt sie meine Worte für die Eingebung eines zärtlichen, mitleidsvollen Gefühles und antwortete mir: „Mein Gott! wie gut bist Du, mich so trösten zu wollen?... Ich täusche mich nicht, Fräulein von Maran hat Recht... Du bist so schön, als ich häßlich bin; ich habe diese Ueberzeugung gewonnen.“

Die Sprache meiner Base war ohne Zweifel aufrichtig. Nichts konnte mir dann die Gewißheit nehmen, daß meine Tante ihr Ziel erreicht und in dieses sanfte, reine Herz die Reime bitterer Eifersucht geworfen habe...

Aber, ach! die Zukunft wird entscheiden, ob es nicht ein Verbrechen... ein großes Verbrechen des Fräulein von Maran war, welche die geheimsten, dunkelsten Falten des menschlichen Herzens erforschte, es nur gewagt zu haben, in der Seele Ursula's die schrecklichste, wildeste und unversöhnlichste aller Leidenschaften... den Neid zu erwecken.

Die andere Gefahr... die, meine Eigenliebe über alle Maßen zu erwecken, war minder drohend. Ohne es zu wissen, erwies mir meine Tante durch diese Handlungsweise einen großen Dienst. Sie setzte mich für immer auf die Hut gegen übertriebene Schmeicheleien. Was die Schmeicheleien gefährlich macht, das ist die Gewohnheit und das Wissen, mit Zärtlichkeit, Takt und Wahrheit gelobt worden zu sein.

Man gibt sich dann blindlings dem Zauber dieser wohlwollenden Worte hin; sie erinnern uns an eine Vergangenheit voll Vertrauen, Liebe und Aufrichtigkeit.

Welch' unwiderstehliche Zauberkraft müßte nicht eine Schmeichelei haben, die ein Nachhall des mütterlichen Lobes schiene?

Wann ich mit Ursula über unsre Kinderpläne, uns nie zu verheiraten, sprach, Pläne, welchen ich getreu bleiben wollte, dann sagte sie traurig lächelnd zu mir: „Das ist gut für mich, eine alte Jungfer zu werden, ich bin arm, ohne Annehmlichkeiten. Aber Du, reich, schön, lebenswürdig, wie Du bist, Du wirst Dich verheiraten, Du wirst glücklich sein. Wenn Du mir nur einen kleinen Platz in Deinem Herzen und in Hause läßt, damit ich jeden Augenblick Zeuge Deines Glücks sein kann.“

Ach! das Verhängniß belächelt oft bitter unsre Gelübde und unsre Vorausbestimmungen! Ich hatte mein siebenzehntes Jahr erreicht. Meine Base und ich hatten noch fast nie das Hotel Maran verlassen.

Wir gingen mitunter in's Baudeville oder in die Oper mit meinem Vormunde, dem Herrn von Orbeval, aber wir waren noch nicht in die große Welt eingeführt worden. Nur selten blieben wir Abends im Salon meiner Tante. Sie sah weit mehr Männer, als Frauen bei sich, und die Gegenwart zweier junger Mädchen legt der Unterhaltung fast immer Zwang auf.

Zu ihrem großen Bedauern entschloß sich Fräulein von Maran, die mich ohne Zweifel zu verheiraten gedachte, mich im Anfang von 1830 in die Welt einzuführen.

Sie machte meine Base und mich mit diesem Vorsatze bekannt, und wo sie, ihrer Gewohnheit gemäß, einige sehr unverbindliche Reden an Ursula richtete. — „Du wirst nun nicht mehr bei mir allein durch die Vergleichung zwischen Dir und Mathilde zu leiden haben,“ sagte sie zu ihr, „sondern öffentlich... und vor Jedermann... Waffne Dich daher mit Muth, mein liebes Kind... Du wirst bald Deine erste Probe zu bestehen haben. Morgen Vormittag werde ich Dich der Botschafterin von Oestreich vorstellen, und Mittwoch führe ich Euch auf den großen Ball, den sie gibt. Es ist Zeit, daß Ihr in die Welt eintretet. Ich bin alt, von schwacher Gesundheit; ich möchte nicht sterben, ohne meine theure Nichte verheiratet... und zwar nach meinem Wunsche verheiratet zu sehen...“

Sechstes Kapitel.

Der Eintritt in die Welt.

Als Fräulein von Maran uns angekündigt, daß sie uns auf den Ball des österreichischen Gesandten führen werde, waren Ursula und ich, wie natürlich, sehr beunruhigt, denn wir lebten fast in der Zurückgezogenheit. Nichts war eintöniger, regelmäßiger, als unsre Gewohnheiten. Des Morgens nahmen wir unsre Lektionen. Nachmittags gingen wir, je nach der Jahreszeit, bald zu Fuß mit Blondeau, bald im Wagen mit Fräulein von Maran spazieren, dann kehrten wir heim und nachdem wir uns angekleidet, blieben wir mitunter im Salon meiner Tante, wo wir bis zu Tische arbeiteten.

Zu dieser Stunde besuchten sie mehrere ihrer Freunde. Sie waren nicht zahlreich und sämmtlich Auswanderungsgefährten meines Vaters.

Unter diesen liebten wir Herrn von Versac, einen der großen Offiziere des Königshauses sehr. Ungeachtet seiner siebenzig Jahre konnte man keinen fröhlicheren, jugendlicheren und liebenswürdigeren Mann sehen. Er war noch von sehr elegantem Wuchse, ritt vorzüglich und fehlte bei keiner Jagd des Königs oder des Kronprinzen. Gegen mich war er immer besonders gütig, und zu meiner großen Freude hatte er Ursula oft vertheidigt, indem er lebhaft und belustigend ihre Partie gegen meine Tante ergriff.

Herr von Versac war von liebenswürdigem, aber unbeständigem Charakter; er hatte sich sein Leben hindurch die Aufgabe gemacht, zu gefallen, und es wäre ihm unmöglich gewesen, nicht etwas Liebenswürdiges, Anmuthiges oder Schmeichelhaftes zu sagen. Niemals hatte er, wie ich glaube, ein Wort nur gesprochen, das einem Tadel ähnlich gesehen hätte.

Ich komme jetzt oftmals in Versuchung, zu glauben,

daß dieses unverwüßliche Wohlwollen, wo nicht eine tiefe Verachtung, doch wenigstens eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen Alles und Alle barg. Wenn aber dieses Gefühl bei Herrn von Bersac wirklich vorhanden war, so mußte es schwer fallen, dasselbe unter der Maske edler Hoheit und ausgesuchter Leutseligkeit, mit der er sich umgab, zu erkennen. Ueberdies konnte ich mir Herrn von Bersac nie ohne ein Lächeln oder freundlich schmeichelnd vorstellen; er hatte ausgezeichnet schöne Zähne, ein sehr verführerisches Lächeln; vielleicht entschieden diese Vorzüge über seinen Optimismus.

Ich sehe sein Gesicht so voll Adel und so voll der, den glücklichen Greisen eigenthümlichen, gewinnenden Anmuth noch. Er trug seine weißen Haare ziemlich lockert, und wenn dann Abends sein, für sein Alter vielleicht zu gesuchter Anzug, noch durch die blaue Schnur und den silbernen Schild des Heiligen-Geist-Ordens gehoben ward, so konnte man sich kein angenehmeres Urbild eines großen Herrn von Vormalis denken.

Er sah seine Frau, die Herzogin von Bersac, selten, da sie sich seit der Restauration in die Abtei von Panthemont zurückgezogen, wo sie sich mit guten und gottseligen Werken beschäftigte.

Erstaunen Sie nicht, mein Freund, wenn ich Ihnen viel von Herrn Bersac spreche, denn Sie wissen, daß ich ihm später ziemlich nahe angehörte.

Was ihn bei uns noch beliebt machte, das waren seine bezaubernden Erzählungen von den Bällen der Herzogin von Berry und besonders von den Costümen der Quadrille. Herr von Bersac war ein ausgezeichnete Lebemann; er sprach von diesen Festen, diesen Zerstreuungen des müßigen und schwelgerischen Lebens mit dem größten Interesse.

Unter den andern Personen, die am Morgen den kleinen Cirkel des Fräulein von Maran bildeten, befand sich noch einer der königlichen Minister. Das war

der beste Mann von der Welt; er belustigte uns sehr durch seine Zerstreuung und seinen unbesieghchen Gang zu schlafen, welchem er sich auch oft am hellen Tage mit allerliebster Gutmüthigkeit hingab.

Was unsre Freude auf's Höchste steigerte, das war die Ankunft des Herrn Bison, eines Mannes von ausgezeichnete Gelehrsamkeit und europäischem Rufe; er galt als eines der wesentlichsten Glieder der Gelehrten-Akademie. Es war ein großer, magerer, sechs Fuß hoher Mann, mit einem ganz kleinen Kopfe und dem gutherzigsten Gesichte, das man sehen konnte, sein langer Hals ragte aus einer zur Schnur zusammengerollten, weißen Halsbinde hervor, deren Schleife sich gewöhnlich hinten am Kopfe befand. Zu jeder Jahreszeit trug er einen grünen, mit Astrachan gefütterten Spencer über sein mit weiten Schößsen versehenes schwarzes Kleid. Um Nichts in der Welt wäre er in eine Kutsche gestiegen, weil er sich übermäßig vor dem Umwerfen fürchtete, und so kam er denn beim Regenwetter oder großen Rothe oft in einem erbarmungswürdigen Zustande zu Fräulein von Maran.

Voller Geist, Kenntnisse und Güte hatte er nur die unheilbare Sucht, Alles zu berühren, Alles vom Plaze zu nehmen und oft Alles zu zerbrechen. Meine Tante gerieth mitunter in wüthenden Zorn: da sie aber gern mit einem so berühmten Manne, wie Herr Bison, über Wissenschaften sprach, so legte er sich gemeiniglich bald wieder.

Ich werde mich immer einer allerliebsten, mit besonders schöner Schmelzarbeit verzierten Tabaksdose erinnern, die meine Tante ihm unvorsichtigerweise während einer Abhandlung über eines der lestgelesenen Werke, ich glaube von dem Herzog von Lynes, Mitglied der Gelehrtenakademie, betreffend etruskische Gefäße, anvertraut hatte.

Herr Bison fing an, die köstliche Dose ganz unschuldig zwischen seinen Fingern zu drehen, nach und

nach wurde die Unterhaltung belebter. Fräulein von Maran setzte ihren Angriffen kein Ziel, lieber leugnete sie die Augenscheinlichkeit, als daß sie nachgab. Der Gelehrte, zur Verzweiflung getrieben durch ich weiß nicht was für eine falsche Behauptung meiner Tante, rief, ungestüm auf das Kamin schlagend: „Ach! nein, nein, nein, tausend Mal nein, und nochmals nein, Madame!“

Jede Verneinung ward durch einen tüchtigen Schlag mit der Tabaksdose auf die Marmortafel unterstützt.

Meine Tante gewahrte die Zerstörung ihrer zerbrechlichen Dose erst beim Herausfallen des Tabaks und dem Klirren des wegspringenden Schmelzes.

„Ach! der Abscheuliche zerbricht Alles!“ rief sie zornig, „was hat er mir jetzt da zerbrochen? ... Aber das ist ja meine Tabaksdose von Petitot! Ach! der Schändliche; aber mein Herr, halten Sie sich doch um Gotteswillen ruhig! Sie werfen mir den Tabak in die Augen! Sie machen mich blind. Von jetzt an verbiete ich Ihnen, noch einen Fuß in mein Haus zu setzen, verstehen Sie mich ... meine Tabaksdose von Petitot! ... Jüngst war es eine Bonbonschachtel von durchbrochenem Felskrystall, eine Bonbonschachtel von fünfzig Louisd'or so's beliebt, die er mir durch das Herumhaspeln seiner langen Arme in Stücke geschlagen hat! Gehn Sie ... weg von mir, ich bitte Sie dringend ... gehn Sie ... Ihre wissenschaftlichen Unterhaltungen kosten mich zu viel, ohne die Unannehmlichkeit ins Auge zu fassen, daß Sie immer wie ein entlaufener Schelm aussehen und mir den Koth aller Straßen von Paris hieher bringen.“ —

„Sie haben gut sprechen! Madame,“ schrie Biffon zornerglühend, „ich werde nie in eine Kutsche steigen, dazu bin ich fest entschlossen, ich will lieber Ihren Teppich besudeln, als den Hals brechen!“ So und nicht anders sprach der Gelehrte auch über das Unglück der Tabaksdose. — „Gehn Sie, Herr Biffon,“ sagte meine

Tante, „lassen Sie mich ruhig, Sie bringen mich außer mich; erweisen Sie mir die Freundschaft, sich sogleich wegzubegeben und besonders kommen Sie mir nie wieder.“ — „Und wo wollen Sie denn, daß ich hingehe? es ist erst halb drei und vor halb vier Uhr brauche ich nicht im Institut zu sein,“ sagte Herr Bisson, indem er sich in seinem Lehnstuhl dehnte und einen Lichtschirm ergriff, den er auseinanderzulegen anfang.

„Wie! wo Sie hingehen sollen?“ rief Fräulein von Maran empört. „Soll mein Haus den müßigen Mitgliedern des Institutes als Zufluchtsstätte dienen? Ach! mein Gott! was macht er nun da wieder? Nun ... gut ... jetzt arbeitet er daran, mir einen Lichtschirm zu zerbrechen. Das ist ja nicht auszuhalten ... das ist ja wohl eine Pest, wohl eine Geißel um ein so schändliches Wesen.“ Und Fräulein von Maran war genöthigt, den schon beinahe zerstückelten Lichtschirm den Händen des Herrn Bisson zu entreißen.

„Es ist erstaunlich, wie man heutzutage so wenig dauerhaft arbeitet! Das kommt daher, weil die Erzeugnisse in übertriebener Masse geliefert werden!“ sagte Herr Bisson mit nachdenklicher Miene, indem er einen kleinen Raminbesen ergriff, dessen er sich statt der Zangen bediente, um zum großen Aerger meiner Tante, die in neuen Zorn gerieth, das Feuer zu schüren.

Solche sich oft wiederholende Scenen belustigten uns sehr, denn Herr Bisson kam, das Vorgefallene gänzlich vergessend, nach Verfluß von zwei oder drei Tagen wieder und Fräulein von Maran konnte ihm nicht lange grollen.

Nach diesen Vormittagsbesuchen speisten wir mit Fräulein von Maran, sie that sich nicht gern Zwang an und lud nie Jemand ein. Man hatte einen vorzüglichen Tisch bei ihr, denn sie war eine Feinschmeckerin, doch hatte sie Manieren, die uns einen unbefiegligen Widerwillen einflößten.

Servien, ihr Haushofmeister, brachte ihr Alles, was sich auf dem Tische vorfand, denn sie versuchte von Allem und oft, verzeihen Sie mir diese Einschaltung, mein Freund, bediente sie sich sogar mit ihren Fingern; dann kam die Reihe an den damals kränklichen Hund Felix, den sie oft aus ihrem Teller essen ließ.

Die Dauer des Mittagessens wurde uns fast zur Qual. Wir gingen dann noch einen Augenblick in den Salon, woselbst wir blieben, bis Fräulein von Maran in ihrem Lehnstuhl völlig eingeschlafen war, welche Gewohnheit sie nie unterließ. Ihre Leute hatten Befehl, sie nicht aufzuwecken und die Personen, welche durch Zufall in prima sera hätten kommen können, zu bitten, sie in einem andern Salon zu erwarten.

Gegen acht Uhr gingen dann Ursula und ich in unser Zimmer hinauf, und da schwatzten und lasen wir oder machten Musik bis zur Theestunde. Wir nahmen nie an den Abendgesellschaften des Fräulein von Maran Theil; sie empfing wenig Frauen, und die, welche sie sah, waren gemeiniglich ihres Alters. Sie begreifen, mein Freund, daß, an solch einförmiges Leben gewöhnt, wir bei der Aussicht auf die Bälle und Festlichkeiten, von welchen meine Tante sprach, etwas geblendet sein mußten.

Als wir diese Nachricht erhielten, war unsre erste Bewegung eine freudige; doch versetzte reifliches Nachdenken uns bald in trübe Gedanken.

Ich brachte die Nacht vor dem Balle in sonderbarer Aufregung zu. Je mehr der Tag des Festes sich näherte, je trauriger und gedrückter fühlte ich mich. Ich hatte nicht das Glück, mich der Zärtlichkeit meiner Mutter zu erfreuen ... ich bedauerte sie vielleicht nie mehr als in diesem Augenblicke.

Die Erfahrung bewies mir, daß mein Instinkt mich nicht getäuscht hatte; beim Eintritt in die Welt

besonders ist die schützende Sorgfalt einer Mutter unerläßlich.

Jedermann weiß, daß die offizielle Erscheinung eines jungen Mädchens in Mitte solcher Feste, von welchen sie bis jetzt Erziehung und Anstand entfernt gehalten hatten, die Bewerbungen derer, die ihre Hand verlangen könnten, so zu sagen, ermuthigt und ermächtigt.

Begründet oder unbegründet mißt man gewöhnlich dem Scharfblick des Mutterherzens so viel Glauben bei, daß gewisse Absichten, gewisse Hoffnungen, die vielleicht unwürdig oder des Gelingens unsicher, diesen so aufmerksamen und so mißtrauischen mütterlichen Scharfblick zu verletzten fürchten.

Wenn im Gegentheil ein junges Mädchen Waise ist, so glaubt und weiß man, von welcher Zuneigung sie man auch beschützt vermuthet, daß sie einzelner und weniger vertheidigt dasteht; sie wird dann, wenn sie reich ist, zu einer Art Beute und Eroberung, wenn Sie wollen, auf welche Alle ihr Recht geltend zu machen suchen.

Ohne solche Klarheit der Ansichten bei der schmerzlichen Unruhe, welche mich einen Theil der Nacht wach erhielt, hatte ich doch ein unbestimmtes Vorgefühl dieser Gedanken; ich ward empfindlich, fast ärgerlich, wenn ich bedachte, daß Unbekannte mich nun besichtigen, durchmustern, mein Vermögen berechnen, meine Geburt abwägen und mich in die Klasse einer mehr oder minder vortheilhaften Partie reihen würden. Es schien mir, als ob ich keine dieser Besorgnisse empfunden, so meine Mutter mich hinbegleitet hätte.

Ich hatte noch einen Grund zur Mißstimmung, der mir beinahe Kummer verursachte. Weit entfernt, die Vorurtheile meiner Tante gegen meine Base zu theilen, mußte ich bei den unaufhörlichen Wiederholungen des Fräulein von Maran, daß Ursula häßlich und ohne alle Annehmlichkeit sei, endlich befürchten, die

Welt werde das Urtheil meiner Tante bestätigen und meine Freundin den geringen Erfolg, der ihr zu Theil würde, empfinden.

Ich zitterte, Ursula möchte einst, ihrer Sanftmuth und gewöhnlichen Ergebung ungeachtet, in den glänzenden Cirkeln der Salons, mich der eiteln Vorzüge wegen, die ihr mangelten, beneiden, und ihre Eifersucht könnte sich vielleicht in bittre Gefühle verwandeln.

Ihre Eigenliebe war erst in Gegenwart einiger Freunde des Fräulein von Maran verletzt worden. Wie, wenn sie nun grausam und öffentlich durch verächtliche Gleichgültigkeit leiden müßte?

Ich versichre Sie, mein Freund, daß diese vorgefaßte Meinung vielleicht das war, was mich am meisten quälte, solch hohen Werth hatte Ursula's Freundschaft für mich. Ueberdies dachte ich, ohne ihr ein Wort zu verrathen, ganz ernsthaft an die Mittel, mein Vermögen mit ihr zu theilen. Es war dies keine jener kindischen Uebertreibungen, die schnell entstehen und schnell vergessen werden, sondern ein fest durchgedachter Entschluß, worüber ich, um ihn desto sicherer verwirklichen zu können, nicht mit meiner Tante sprechen wollte, sondern entschlossen war, dieses Geschenk als erste Clausel meines Heirathskontractes festzusetzen.

Sie werden ohne Zweifel, mein Freund, die Naivität hinsichtlich solcher Geschäftssachen, wie man sagt, belächeln; ich danke dem Himmel, hierüber nicht besser und nicht früher belehrt worden zu sein, denn diese Unwissenheit schuf mir glückliche Augenblicke.

Endlich erschien der Tag des Balles. Ungeachtet ihrer Häßlichkeit und ihres nachlässigen Anzuges hatte Fräulein von Maran ausgezeichneten Geschmack; ihre beständige Gewohnheit zu spötteln, ihr Haß der Jugend und Schönheit hatten sie so eigensinnig und wunderlich gemacht, daß, was sie billigte, gewiß untadelhaft sein mußte.

Sie hatte uns Beiden einen allerliebsten und voll-

kommen ähnlichen Puz machen lassen. Späterhin mußte ich mich fragen, wie Fräulein von Maran so großmüthig sein konnte, mich nicht in irgend ein Kleid oder einen Kopfsputz von schlechtem Geschmacke zu stecken; dies wäre ihr sehr leicht gewesen und hätte mich für lange Zeit lächerlich erscheinen lassen, denn der erste Eindruck, den man macht, ist oft unvertilgbar. ... Doch eine armselige Rache war meiner Tante unwürdig. Sie begehrte, sie that mehr.

Wenn ich nicht fürchten würde, die Ereignisse durcheinanderzuwerfen, indem ich Ihnen hier von Thatfachen spreche, die ich erst später erfahren konnte, so würden Sie sehen, mein Freund, daß in diesem Zeitpunkte meines Lebens ich schon umgarnt war von dem Netze, das der Haß des Fräulein von Maran mit einer Sicherheit des Vorhersehens um mich her gebreitet hatte, welche eine tiefe und fatale Kenntniß des menschlichen Herzens verrieth.

Siebentes Kapitel.

Der Ball.

Vom frühen Morgen an besprachen Ursula und ich die großen Ereignisse des Abends. Ich fand meine Base sehr niedergeschlagen, sehr mißtrauisch in sich selbst und entschlossen, den Ball nicht zu besuchen. Sie sagte mir, daß sie die ganze Nacht geweint habe; ihr Gesicht war jedoch weder blaß noch abgemattet; es trug nur den Ausdruck bezaubernden Tieffinns.

Ich sehe sie noch, gesenkten Kopfes, die Stirne hinter ihren dunkeln, braunen Locken geborgen, in gebeugter Haltung, die Hände auf den Knien gefaltet,

von Zeit zu Zeit seufzend und den verschleierte[n] Blick zum Himmel erhebend.

„Ursula, Ursula, meine Schwester,“ sagte ich, sie zärtlich umarmend, „ich bitte Dich, fasse Muth, sei doch nicht so furchtsam; bin ich denn nicht bei Dir? nicht wie Du, unbekannt mit der Welt, in die wir treten, und vor der wir uns so kindisch fürchten, daß bin ich gewiß. Man wird uns kaum bemerken, und nach und nach werden wir uns an sie gewöhnen. Immer einander zur Seite, werden wir uns glücklich fühlen, uns gegenseitig unsere Bemerkungen mittheilen zu können. Wohlan denn! wenn wir uns zum ersten Male links und ungeschickt benehmen, so werden auch in Hinsicht auf uns wir uns irgend etwas Späßhaftes anzuvertrauen haben.“

Ursula lächelte und antwortete mit einem zärtlichen Händedrücker: „Verzeih mir, Mathilde, aber ich kann Dir meine ganze Furcht vor der Welt nicht aussprechen... Niemals... ich fühle es, niemals werde ich mich an sie gewöhnen können; es ist dieß keine Kinderrei, es ist Gewissenhaftigkeit, es ist Pflicht. Wenn man, wie ich, arm und aller Reize bar ist, so wird man nicht beachtet, man bleibt im Schatten und hat nicht viel vor der Verachtung voraus... Bei Dir ist das anders, Du hast Alles, was Du bedarfst, um in der Welt zu erscheinen und zu glänzen... Geh' allein hin, ich will Dich erwarten. Ich werde so glücklich sein, Dich von Deinem Erfolge erzählen zu hören! Ich werde diese glänzenden Feste in Deinen Augen sehen, und das soll mir genügen.“ Dann fügte sie, anmuthig lächelnd, bei: „Sieh, ich werde zwar nicht die unglückliche und vergessene Aschenbrödel des Feenmärchens sein, sondern ein freiwilliges Aschenbrödel, die glücklich ist, Dich schön und bewundert zu sehen! Ja... wenn Du, matt von Vergnügen und gesättigt von Schmeicheleien, vom Ball zurückkehrst, soll mein zärtlich beunruhigter Blick Dich empfangen und Du

„wirft im stillen Frieden meiner Freundschaft von Deinem Triumphe ausruhen.“

Dazumal, mein Freund, hätte man Ursula sehen und hören sollen, um sie, wenn auch nicht schön, doch trotz der Unregelmäßigkeit ihrer Züge entzückend zu finden.

Ihre bewegte Stimme hatte einen so reinen, so wohlklingenden Klang, ihre blauen Augen einen so sanften, so flehenden Ausdruck, daß man sich unwiderstehlich besiegt fühlte.

„Ursula,“ rief ich, „wie kannst Du solches Mißtrauen in Dich setzen, wenn Du so sprichst und mit solchem Blicke? Ich, Deine Schwester, ich, welche Dich nie verlassen, welche an Deine Stimme an Deinen Blick gewöhnt sein sollte, ich finde Dich in diesem Augenblicke schön, und zwar so schön, um eifersüchtig zu werden, wenn ich es könnte. Du kennst Dich nicht... Du hast Dich, so zu sagen, nie gesehn... Glaube mir also, Du bist trotz der Bosheit des Fräulein von Maran, trotz Deines Mißtrauens reizend, allerliebste. Glaubst Du, Deine Schwester wäre fähig, Dich zu täuschen! Muth, Ursula, meine Freundin, Muth: laß uns Eine auf die Andere stützen; laß uns herzhafte sein und der großen Welt trozen, morgen verlachen wir vielleicht unsre Furcht... Endlich erkläre ich Dir, daß wenn Du mich nicht auf diesen Ball begleitest, ich gewiß auch nicht hingehe.“ — „Mathilde, ich beschwöre Dich, dringe nicht weiter in mich.“ — „Ursula... ich meinerseits beschwöre Dich auch.“ — „Ich kann nicht.“ — „Ursula, das ist schlimm... Du weißt, meine Tante wird Dir den Vorwurf machen, diesen Ball ausgeschlagen zu haben, um mich zu verhindern, dahin zu gehen... Du kennst sie; Du weißt, wie unglücklich ich bin, wenn ich Dich ungerecht behandelt sehe... Nun! willst Du mir diesen Kummer machen? Ursula, meine Schwester, Dein Abschlag würde mir sagen, daß Du mich gleichgültig bei Deinen Lei-

den glaubst... und diesen Vorwurf verdiene ich nicht." —
 „Mathilde... ach! was sagst Du?“ rief meine Base,
 „jetzt zögere ich nicht mehr, ich werde gehn.“

Je mehr der Augenblick herannahte, desto unruhiger wurde ich, weniger meinethalben als wegen Ursula. Trotz ihrer anscheinenden Sicherheit war ich ungewiß, ob der Ballschmuck ihr vortheilhaft stünde oder nicht. Um meinen ersten Eindruck nicht zu stören, ging ich, als ich bereit war, statt bei ihrer Ankleidung zu sein, in den Salon hinunter.

Dort fand ich das Fräulein von Maran und den Herzog von Versac, der uns zum Gesandtschaftshof begleiten sollte.

Ich mache keine Ansprüche mehr, mein Freund; meine erste Jugend und meine erste Schönheit sind so ferne von mir! ich bin jetzt so wenig mehr das, was ich damals gewesen, daß ich Ihnen von der siebenzehnjährigen Mathilde, wie von einer Fremden sprechen kann; es braucht überdies Kraft, Bescheidenheit und Demuth, um sagen zu können: „Ich war schön.“

So stellen Sie sich denn Ihre Freundin vor ungefähr zehn Jahren, in der ganzen Blüthe ihrer Jugend vor, ihre blonden Haare mit einem Zweige rosafarbenen Heidekrauts geschmückt, das Kleid von weißem Crepp sehr einfach nur mit drei natürlichen Sträuschen des nämlichen Heidekrauts verziert, welch' seltene Blumen des Kap's ich der außerordentlichen Güte der Kronprinzessin verdankte, die dieselben in eigener Person in den Treibhäusern von Meudon wählte und sie dem Fräulein von Maran zu übersenden geruhete.

Mein Wuchs war sehr schlank. Herr von Versac machte mir, wie ich glaube, ein Compliment über meinen runden Arm, während ich die Handschuhe anzog. Was meinen Fuß und meine Hand betrifft, so ist das das Einzige, worüber ich nicht sprechen kann, denn die haben sich nicht verändert.

Fräulein von Maran mußte mich wohl so recht

und vielleicht nur zu hübsch finden; denn als sie mich erblickte, konnte sie sich nicht enthalten, die Stirne zu runzeln, trotz ihrer Gewohnheit, mir die übertriebensten Lobsprüche zu ertheilen. Sie unterdrückte jedoch diese erste Bewegung, indem sie zu Herrn von Versac sprach: „Ist sie nicht ganz allerliebste und schön wie ein Stern des Himmels, dieses theure Kind?“ — „Glücklicher Weise hat sie Verstand genug, um nicht fürchten zu müssen, von ihrer Schönheit zu sprechen,“ antwortete lächelnd Herr von Versac.

Fräulein von Maran trug, wie immer, ein braunseidenes Kleid, und zum ersten Male sah ich sie in einem ganz einfachen, mit einem Blumenzweig verzierten Häubchen.

Voll Unruhe erwartete ich Ursula's Eintritt, sie erschien endlich. Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, mein Freund, wenn ich Ihnen sage, daß ich sie kaum erkannte, so sehr fand ich sie verschönert.

Ihr Kopfschuß besonders war entzückend. Ihre schönen braunen, in Mitte der Stirne gescheitelten, Haare fielen in langen Locken auf ihre Wangen hernieder, und reichten beinahe bis auf die Schultern; ihre zartgeröthete Blässe, ihr halbunwölkter Blick, ihr mildes düsteres Lächeln, und selbst ihre etwas schwächende Haltung schienen in ihr das Ideal träumerischer Schwermuth verkörpern zu wollen, welchen Ausdruck regelmäßig schöne Gesichter niemals besitzen.

Man könnte sagen, daß eine schwermüthige Gesichtsbildung den Mangel einer Vollkommenheit zu bedauern scheine, damit dieses bescheidene Mißtrauen ihr einen Reiz mehr verleihe.

Als ich Shakespeare gelesen, habe ich mir immer das Bild Ursula's von diesem Balle her in's Gedächtniß gerufen, um mir Ophelia vorzustellen.

Statt sich nach ihrer Gewohnheit etwas gebogen zu halten, bewies meine Base durch das geschmeidige leichte Wesen ihres Ganges, daß ihr Wuchs untadel-

haft sei, und da sie, wie die Blume zum Stengel sich herabneigt, ihre Stirne immer etwas gesenkt hielt, so gab diese Bewegung ihrem Halse eine leichte Biegung von außerordentlicher Eleganz und trug noch viel zum Zauber ihrer ganzen Haltung bei. Man las auf ihrem Antlitze eine sanfte Trauer, die sich mit den Freuden der Welt mischte, ohne daran Theil zu nehmen. Der fast flehende Blick Ursula's schien endlich um Verzeihung bitten zu wollen, daß sie dem Vergnügen fremd blieb, für welches ein schmerzliches Vorurtheil sie gleichgültig machte.

Ich war gewöhnt, Ursula leidend und ergeben zu sehen. Aber am Tage dieses Balles war es das geheime Leiden und die Poesie der Ergebung, welche, so zu sagen, zum Ball angezogen waren.

Aber ach! Epigramme werden das schreckliche Leiden nicht rächen, das diese Freundin mir zugefügt... Konnte ich an so viel Verstellung glauben! Und nochmals, nein, nein... nicht sie muß man beschuldigen, sondern Fräulein von Maran, deren elender Hohn...

Doch wir werden nur zu bald bei diesen traurigen Entdeckungen sein... kommen wir zu meiner Erzählung zurück.

Liebevoll hatte ich mich Ursula genähert, um ihr die Hand zu reichen und ihr Glück zu wünschen, so allerliebste zu sein.

Herr von Versac rief: „Ich bitte, bleiben Sie einen Augenblick Beide so, sich die Hand gebend! Welch bewunderungswürdiger Kontrast! Sie, Mathilde, schön, entzückend, die Stirne strahlend von Glück und Anmuth Sie, die die Königin unserer Feste sein wird... und Sie Ursula, das rührende Bild lächelnder Schwermuth, mit der Thräne im Auge.“

Fräulein von Maran fing aus allen Kräften an zu lachen und sagte zu Herrn von Versac: „Warum doch auf so schönem Wege stehen bleiben und die Vergleichung nicht bis zur stolzen Rose und zum demüthi-

gen Beilchen treiben, ich bitte! Kommen Sie von den Ufern des Tendre oder des Vignon, schöner Alexander? Lassen Sie mich doch in Ruhe mit ihren Kontrasten. Die Rose hat beinahe hunderttausend Livres Einkünfte und das Beilchen hat keinen Sou, darum hebt die Eine die Stirne so hoch empor, und senkt die Andere sie bescheidenlich."

Die Vergleichung des Herrn von Versac, die boshafte Bemerkung meiner Tante und vielleicht der Anblick Ursula's, die ich nie so hübsch gesehen, flößten mir zum ersten Mal in meinem Leben einen Gedanken von Eifersucht ein, der sich bald in Groll gegen mich selbst verwandelte.

Da ich an dem, was meine Tante sagte, nicht zweifelte, so glaubte ich die so stolze Miene zu haben, die das Bewußtsein des Reichthums gibt, und beneidete daher die interessante Bescheidenheit Ursula's, welche ihren Zügen einen so rührenden Zauber verlieh.

Zwar dauerte dieser böse Gedanke nicht lange, zwar schämte ich mich vor mir selbst, indem ich bedachte, daß ich so wenig Großmuth besitze, um meine Base, meine zärtlichste Freundin, um das Interesse zu beneiden, das ihre Anmuth mir einflößte; ohne Zweifel hätte ich ohne die boshafte Aeußerung meiner Tante diese Bewegung des Neides nie empfunden, die vielleicht zu entschuldigen war, da ich, die Reiche, die Armuth beneidete. Nichtsdestoweniger hinterließ dieser Eindruck ein bitteres Gefühl in mir.

Im Augenblick des Weggehens sagte Herr von Versac zu Fräulein von Maran: „Sehn Sie nur, welche Vergesslichkeit, Gontran ist diesen Morgen aus England zurückgekehrt, und ich habe Ihnen noch Nichts davon gesagt.“ — „Ihr Neffe!... nun! da haben wir ja den Tänzer für diese jungen Mädchen schon gefunden.“

Ich betrachtete Ursula voll Erstaunen, denn nie hatte weder Herr von Versac noch Fräulein von Ma-

ran in unserer Gegenwart den Namen dieses Neffen ausgesprochen. Wir wollten soeben den Wagen besteigen, als einer der vertrautesten Freunde meiner Tante in Bezug eines sehr wichtigen Geschäftes um eine kurze Unterredung zu bitten kam. Fräulein von Maran ging in ihre Bibliothek, Herr von Versac nahm die Abendzeitung zur Hand.

Unter dem Vorwande, mir eine Haarnadel besser zu befestigen, führte ich Ursula in das Zimmer des Fräulein von Maran. Da fiel ich ihr dann um den Hals, bekannte ihr offen meine Anwandlung von Eifersucht und bat sie mit thränenden Augen um Verzeihung.

Ursula ward durch meine Offenheit ebenfalls zu Thränen gerührt; sie beruhigte mich durch die zärtlichsten Bethörungen.

Mit beruhigtem und zufriednem Herzen trat ich wieder in den Salon, indem ich mir heilig gelobte, was ich auch zu Ursula gesagt, um keinen Preis das Ansehen einer reichen Erbin zu haben.

Wir fuhren zum Gesandtschafts-Hotel.

Achtes Kapitel.

Die Vorstellung.

Als ich in Begleitung des Herrn von Versac in den ersten Salon des Gesandtschaftshofes trat, fühlte ich meine Sicherheit weichen. Es bedurfte der ganzen gütigen und anmuthsvollen Aufnahme der österreichischen Botschafterin, um mich ein wenig zu erimuthigen.

Fräulein von Maran gab Ursula den Arm.

Mehr, als je, konnte ich da den Einfluß meiner Tante schätzen und bemerken, wie sehr sie gefürchtet wurde. Die angenehmste, die eleganteste Frau hätte nicht mehr umgeben, mehr beehrt werden können, als

Fräulein von Maran es bei ihrem Eintritt auf dem Balle wurde; sie empfing dieses achtungsvolle Zuborkommen, diese eifrigen Huldigungen mit sehr vornehmer Miene und der beinahe verächtlichen Leutseligkeit einer Schutzgotttheit.

Wir gingen auf die Seite der Gallerie, wo getanzt wurde. Herr von Versac, dem ich den Arm gab, nannte mir verschiedene der Auszeichnung würdige Personen.

Einen Augenblick blieben wir bei einer der Thüren der Gallerie stehen. Da hörte ich dann von zwei Personen, die ich nicht sehen konnte, folgende Worte:

„Nun! Sie wissen . . . Lancry ist aus England zurück . . . Ich habe ihn soeben gesehen . . . Er ist glänzender, als je . . .“ „Wahrlich! ist er zurück?“ erwiderte die andere Person. „Die Herzogin von Richesville wird sehr vergnügt sein, denn sie war mehr als traurig über seine Abreise . . . Die arme Frau! . . .“

Bei einer ziemlich raschen Bewegung des Herrn von Versac, uns durch die Menge Bahn zu brechen, wurde mir klar, daß er meine Aufmerksamkeit von dieser Unterhaltung ablenken wollte, welche für mich zu hören nicht schicklich und deren Held sein Nefte, Herr Gontran von Lancry, war.

Ich legte damals keine Wichtigkeit auf diesen Gegenstand und folgte dem Herrn von Versac. Vor meiner Ankunft auf dem Balle glaubte ich, daß mich Alles in Verlegenheit setzen müsse; meine Haltung, mein Gang, mein Blick; aber sobald meine erste Bewegung vorüber war, und ich mich einmal in Mitte dieser Gesellschaft, zu der ich gehörte, befand, fühlte ich mich nicht nur ermutigt, sondern so zu sagen, in Mitte der Meinigen.

Man ist fast nie in Verlegenheit oder eingeschüchtert, als wenn man in eine Sphäre über oder unter derjenigen geräth, welcher man angehört. Ich hatte

daher bald meine Freiheit zur Beobachtung wieder erlangt.

Als ich in die Gallerie trat, wo man tanzte, ward ich fast geblendet von dem Glanz und der Pracht all dieses Puzes. Eine Freundin meiner Tante, Frau von Mirecourt, welche eine erst kürzlich verheiratete junge Frau unter ihrer Obhut hatte, anerbote sich, uns einen Platz neben ihr einzuräumen. Fräulein von Maran nahm es an, und Ursula und ich setzten uns zwischen die beiden Damen.

Herr von Versac verließ uns, um seinen Neffen aufzusuchen, den er uns vorstellen wollte.

„Nun denn!“ sagte ich leise zu meiner Base, „nach Allem zu schließen ist das gar nicht so schrecklich, bist Du ein wenig erimuthigt?“ — „Nein,“ sagte Ursula, „ich kann meine Bewegung nicht besiegen, ich zittere, und sehe kaum was um mich her vorgeht.“ — „Ich aber sehe sehr gut,“ sagte ich heiter zu ihr, und um ihr etwas Muth einzuflößen, fügte ich bei: „Ich gestehe, daß ich diesen Anblick herrlich finde. Wie Schade, daß Du ihn nicht genießen kannst! Gewiß, es ist etwas sehr Hübsches um einen Ball.“

Da ich diese Worte mit ungekünstelter Freude aussprach, schlug meine Tante, neben welcher ich saß, ein helles Gelächter auf.

Mehrere Personen, welche, während man von einem Walzer ruhte, vor uns standen, wandten sich um. Frau von Mirecourt, die sich zur andern Seite Ursula's befand, neigte sich vorwärts und sagte zu meiner Tante: „Was haben Sie denn so zu lachen?“ — „Kann man sich bei einer so kleinen Spötterin, wie die da, halten?“ sagte Fräulein von Maran, mich ihrer Freundin zeigend. „Wenn Sie hörten, wie drollig und leichtfertig ihre Bemerkungen sind . . . es ist zum Sterben . . . Hüten Sie sich wohl, sie gibt Ihnen Ihren Theil vorweg!“ Dann sich gegen mich wendend, fügte meine Tante halbleise mit zärtlich schmollendem Tone

bei: „Wollen Sie gefälligst nicht allsoviel Wiß zeigen, Fräulein! man könnte sagen, ich hätte Sie so boshaft gemacht.“

Das Alles war mit leiser Stimme, doch immerhin so gesagt worden, daß es die Umstehenden hören konnten.

Ich betrachtete meine Tante mit tiefem Erstaunen. Ursula neigte sich zu meinem Ohre herab und fragte mich, was ich denn so Kurzweiliges zu Fräulein von Maran gesagt, und über welche Lächerlichkeit ich mich belustigt habe.

„Gewiß über keine,“ antwortete ich ihr. „Ich begreife nicht ein Wort von Allem, was sie soeben sagt.“

Hier, mein Freund, die Lösung dieses Räthsels. Meine Tante begehrte mich in den Ruf der Bosheit zu setzen, an welche selbst Sie geglaubt haben, und die lange Zeit eines Ihrer heftigsten Vorurtheile gegen mich war. Den niederträchtigen Reden des Fräulein von Maran hatte ich es zu verdanken, daß mehrere vor uns sitzende Personen (deren Eine, die gute und liebenswürdige Lady Fitz-Allan es mir später wiederholt hatte) Gegenstand meiner Spöttereien zu sein glaubten.

Ich trat zum erstenmal in die Welt und aus mehreren bekannten Ursachen mußte ich bemerklich genug werden; der Ausruf meiner Tante über meine boshaften Bemerkungen mußte sich also verbreiten und verbreitete sich auch augenblicklich.

Es gibt für eine Frau keinen schädlichern Ruf, als den einer, wenn auch geistreichen Spöttlerin ... Dummköpfe fürchten und verläumdten sie, Geistreiche beneiden sie und wohlwollende und großmüthige Charaktere entfernen sich von ihr. Noch war keine halbe Stunde seit meiner Ankunft auf dem Ball verfloßen, als ich schon meine Feinde hatte.

Lady Fitz-Allan hat mir seither erzählt, daß meine Bosheit augenblicklich die Neuigkeit des Bal-

les war. Man unterhielt sich über den beißenden Wiß des Fräulein Mathilde von Maran. (Von jetzt an wurde ich so genannt, um mich von meiner Tante zu unterscheiden.)

Niemand hatte meinen Hohn vernommen, und doch, wie denn das stets der Fall, sprach Jedermann davon.

Meine Tante wollte ihr Werk krönen; bei einer neuen Pause der Musik sagte sie ganz laut zu Ursula: „Mein Gott! mein armes Kind, seien Sie doch nicht so ernsthaft, so melancholisch, sondern ein wenig Ihrer Jugend angemessen, wenn Sie können: was bedeutet denn diese blöde Scheu?“

Diese ebenfalls gehörten, wieder erzählten und hie und da erklärten Worte meiner Tante, bewerkstelligten die feste Ueberzeugung, daß ich eben so höhnisch und leichtfertig, als meine Base schüchtern, verständig und überlegend sei.

Sie kennen die Welt, mein Freund, und wissen, daß Sie sehr selten von ihrem ersten Urtheile abweicht, daher werden Sie begreifen, welchen Einfluß diese wenigen Worte meiner Tante auf mein Schicksal haben konnten.

Ach! um Alles zu sagen, vermehrten meine Erfahrung und meine Eitelkeit noch den mir beigelegten Grad von Bosheit. . . . Später beweinte ich dann diesen fatalen Ruf bitterlich. Ich war Anfangs schwach genug, mich fast geschmeichelt, fast stolz darauf zu fühlen. Ich hielt mich für schön und glaubte, die Ironie sei ein Diplom des Geistes.

Nach beendigtem Walzer führte Herr von Bersac seinen Neffen, den Vicomte Gontran von Lancry, meiner Tante zu.

Ich gestehe, daß ich mich kaum enthalten konnte, beim Anblick des Herrn von Lancry fast unbeweglich vor Erstaunen zu sein; er war damals ungefähr dreißig Jahre alt, und kaum fand man einen vollkommen lie-

benswürdigern Mann, einen Mann von so verführerischem Aeußern. Sie werden, glaube ich, verwundert sein, mein Freund, über die Unbefangenheit, mit der ich Ihnen von Herrn Lancry spreche. Während ich dies niederschreibe, bin ich selbst erstaunt, mich der ersten Eindrücke so genau erinnern und sie gänzlich von den nachfolgenden trennen zu können. Beurtheilen Sie meine Herrschaft über mich selbst oder vielmehr den traurigen Zustand meines Herzens aus der Ruhe und dem Gleichmuth, mit welchen ich Ihnen Herrn von Lancry, wie er damals war, schildern will.

Ach! vielleicht werde ich nicht immer die gleiche Festigkeit besitzen. Vielleicht werden später bei der Erzählung einiger Thatsachen theure und grausame Erinnerungen meine Hand in schmerzhafter Bewegung zittern machen... Doch, ich will versuchen, meine damaligen Gefühle in meinem Herzen aufzufrischen. Lächeln Sie nicht, wenn ich hie und da in kindische Kleinigkeiten eintrete: ich war noch sehr jung und bei Fräulein von Maran hatte ich nie Jemand gesehen, der auch nur im Geringsten mit Herrn von Lancry hätte verglichen werden können.

Als ehemaliger Edelknabe des Königs, hatte er gedient und im spanischen Kriege sehr tapfer mitgefochten. Da er später einem großen Gesandtschaftsposten als Ehrenbegleitung beigegeben wurde, so hatte er, nach Verfluß mehrerer Jahre, den Militärstand verlassen, und ward durch die königliche Gnade und die Verwendung des Herrn von Versac zum Kammerherrn des Königs ernannt.

Unsre erste Begegnung auf dem Balle des österreichischen Gesandten steht mir wieder recht lebhaft vor Augen. Es war große Aufwartung im Schlosse gewesen und viele Herren des Hofes waren in Uniform auf den Ball gekommen. Herr von Lancry kam ebenfalls aus den Tuilerien; er trug das glänzende Kleid seines Hofamtes, um den Hals hatte er das rothe Band und

das goldene Kreuz eines Commandeurs der Ehrenlegion, und auf der Seite den großen Schild eines fremden Ordens. Herr von Lancry war mittlern, aber höchst eleganten Wuchses; seine vollkommen regelmäßigen Züge waren (nach dem richtigen Ausdruck meiner Tante) die „eines jungen, mit der ächten Pariserfeinheit und Anmuth belebten, atheniensischen Griechen. Er sei,“ sagte sie, „das Ideal des Hübischen.“ Er hatte kastanienbraune Haare, dunkelbraune Augen, herrliche Zähne, Hände und Füße, um die ihn eine Frau beneidet hätte, und wie ich Ihnen gesagt, trotz seiner dreißig Jahre schien er kaum fünfundzwanzig zu sein.

Diese natürlichen Vorzüge, welche durch so ehrenvolle Insignien, die man gewöhnlich nur einem reifern Alter verleiht und die immer Verdienste anzukünden scheinen, noch gehoben wurden, mußten daher den Herrn von Lancry besonders bemerklich machen.

Als er sich meiner Tante näherte, reichte sie ihm die Hand und sagte: „Guten Abend, mein lieber Contran! . . . Ich erfahre eben erst von Ihrem Oheim Ihre Rückkehr aus London; nun! wie ist's Ihnen in diesem lieben Lande gegangen?“

Herr von Lancry lächelte, näherte sich dem Fräulein von Maran und sagte ihr ganz leise einige Worte, die ich nicht verstehen konnte.

„Wollen Sie schweigen!“ rief meine Tante lächelnd. Dann fuhr sie fort: „Zum Glück darf man einer so eiteln Mutter, wie ich, Alles sagen; nur sollen Sie mir zur Buße mit diesen beiden Kleinen tanzen.“

Und gegen mich sich wendend, sagte meine Tante mit der, wenn sie bei Laune war, ihr unnachahmlichen Würde: „Fräulein Mathilde von Maran, meine Nichte.“

Herr von Lancry machte eine ehrerbietige Verbeugung.

„Fräulein Ursula von Orbeval, unsere Base . . .“ fügte meine Tante mit kaum bemerklicher Veränderung des Tones, jedoch bezeichnend genug hinzu, daß man

fühlen konnte, daß sie zu meinem Vortheile eine Art Unterschied zwischen mir und meiner Freundin bemerklich machen wolle.

Herr von Lancry verneigte sich nochmals.

Ich schlug die Augen nieder und fühlte ein heftiges Erröthen. Meine Hand suchte die Ursula's, welche ich fast ängstlich drückte. — „Werde ich die Ehre haben, Sie zum ersten Contretanze zu führen, Fräulein?“ sagte Herr von Lancry zu mir. — „Ja, mein Herr,“ antwortete ich, einen unruhigen Blick auf Fräulein von Maran werfend.

Herr von Lancry grüßte und sagte, sich an Ursula wendend: „Darf ich hoffen, Fräulein, daß Sie mir die gleiche Gunst, wie Fräulein von Maran, für den zweiten Contretanz erweisen.“

„Gewiß, mein Herr,“ antwortete Ursula mit einem Seufzer; und den Kopf senkend, warf sie unter ihren langen Wimpern hervor einen schwermüthigen Blick auf Herrn von Lancry.

In diesem Augenblick stand eine sehr hübsche, von Edelsteinen funkelnde, sehr braune, sehr schlanke und sehr elegante Frau mit stolzen, kühnen Gesichtszügen, sehr durchdringenden, schwarzen Augen und einer Adlernase vor uns, welche einem jungen, englischen Obristen den Arm gab.

„Sie wissen Ihre Freunde leicht zu vergessen, Herr von Lancry,“ sagte sie mit wohlklingender, sanfter Stimme.

Herr von Lancry wandte sich lebhaft um, unterdrückte eine ziemlich sichtbare Verlegenheit und sagte sich verbeugend: „Ich verdiene diesen allzuliebenswürdigen Vorwurf nicht, Frau Herzogin, ich kam erst diesen Morgen aus London an und hoffte die Ehre zu haben, Ihnen morgen meine Aufwartung zu machen.“

Wie wenig trügen oft gewisse Vorgefühle, mein Freund; sobald ich Lancry diese Dame Frau Herzogin betiteln hörte, zweifelte ich keinen Augenblick,

daß dies die Frau von Richeville sei, deren Namen ich so unbescheiden mit dem des Herrn Lancry in Verbindung bringen hörte.

Man prälu dirte den Contretanz.

„Sehn Sie, wie gut ich bin,“ sagte die Herzogin zu Herrn von Lancry, „ich verzeihe Ihre Vergeßlichkeit und sage Ihnen sogar im Vertrauen, daß ich für diesen Contretanz nicht versagt bin, bin ich großmüthig genug?“

Herr von Lancry betrachtete sie neuerdings mit erstaunter, beinahe verlegener Miene und antwortete mit ziemlich augenscheinlichem Zwange:

„Und ich, habe ich nicht zu viel Glück.... ich hätte diesen Contretanz mit Ihnen tanzen können, Madame, und nun werde ich das Vergnügen haben, denselben mit Fräulein von Maran, die ich so eben eingeladen, zu tanzen.“

Frau von Richeville, welche glaubte, es handle sich um meine Tante und Herr von Lancry wolle scherzen, fing herzlich an zu lachen und rief: „Sie kommen aus England, um mit Fräulein von Maran zu tanzen... Es gibt wohl in London einen Eccentric-Club? Sie wollen sich also unter den Kühnsten auszeichnen?“

Herr von Lancry beeilte sich, die Frau von Richeville zu unterbrechen. Sie hatte ein sehr kurzes Gesicht und daher die Gegenwart meiner Tante nicht bemerkt.

„Ich soll so eben die Ehre haben, Madame, mit Fräulein Mathilde von Maran zu tanzen,“ sagte Herr von Lancry, den Namen Mathilde schärfer betonend, und sich etwas gegen mich wendend. — „Ah! ich begreife! Man führt sie also schon in Gesellschaft ein?“ antwortete die Herzogin.

Sie nahm ihr kleines mit Schildkrot eingefastetes Augenglas und betrachtete mich mit einer, wie mich dächte, wohlwollenden Aufmerksamkeit. Ich war auf

der Folter. Meine Tante hatte nicht ein Wort von dieser Unterhaltung verloren. Da sie das Glas der Herzogin von Richville immer noch auf mich gerichtet sah, schien sie ärgerlich und sagte ihrerseits in saurem, gebietendem Tone:

„Frau Herzogin, nicht wahr, meine Nichte ist reizend?“ — „Bezaubernd, Madame,“ antwortete die Herzogin mit trockenem Wesen, indem sie ihr Glas senkte und sich Fräulein von Maran näherte, um ihr eine leichte und anmuthsvolle Verbeugung zu machen.

Ich erfuhr nachher, daß meine Tante und die Herzogin sich haßten, was mir die Aufmerksamkeit erklärte, mit welcher man diese beiden gleichgefürchteten Gegnerinnen betrachtete.

„Wohlan! Madame,“ erwiderte meine Tante, „ich bin für diese liebe Kleine hier entzückt, daß Sie sie reizend finden; der Beifall einer Frau wie Sie, Madame, kann einer jungen Person bei ihrem Eintritt in die Welt nur Glück bringen; es ist wie eine Vorbedeutung . . . Ungeachtet dessen glaube ich kaum, daß meine Nichte je Ihre Verdienste erreichen werde, Madame. . . .“

Diese Worte waren anscheinlich sehr einfach und sehr höflich; ich kannte jedoch den Ton meiner Tante zu gut, um zu ahnen, daß sie etwas Hämisches enthielten. Und wirklich, als ich die Augen auf Frau von Richville und die Umstehenden warf, so sah ich die Erste eine große Ruhe erheucheln und Jedermann in peinigender Verlegenheit.

Sie mußten in Gesellschaft der Frau von Richville begegnen, mein Freund; Sie wissen ohne Zweifel, was man über sie sprach, indem man den Leichtfinn ihres Benehmens bis zur gehässigsten Verläumdung trieb. Man sagte, daß ohne ihren erlauchten Namen, ohne den Adel und die Verbindung ihres Hauses, ohne ihr unermessliches Vermögen man schwerlich die Augen

über ihre Fehler geschlossen hätte, und daß ihr Gemahl genöthigt war, sich von ihr zu trennen. Sie ward nichts desto weniger in den ersten Gesellschaften, zu welchen sie gehörte, vollkommen gut aufgenommen: einzig an den Tagen der Aufwartung im Schlosse schien die Kronprinzessin ihr ihren Tadel durch eisige Kälte zu bezeigen.

Sie werden nun das Bittere der Rede des Fräulein von Maran verstehen, welche dann, ihr Ueberge-
wicht benützend, der Frau von Richerville noch einen letzten Hieb gab, indem sie rief: „Ach, mein Gott! welch' schöne Rubinen Sie da haben, Madame! Sind es nicht diejenigen, welche dieser trefflichen Herzogin-Wittwe von Richerville angehörten? Wie schade, daß sie nicht das Glück haben konnte, Sie damit geschmückt zu sehn! und welch' Vergnügen muß es dem Herrn von Richerville machen, Sie mit den Edelsteinen seiner Mutter geziert zu sehn!“

Um die Grausamkeit der Bemerkung des Fräulein von Maran zu begreifen, müssen Sie wissen, mein Freund, daß einem glaubwürdigen Gerüchte zufolge (dessen Unwahrheit ich aber später einsah) man behauptete, der Herzog von Richerville habe bei Gelegenheit seiner Vermählung diesen Schmuck seiner Frau geschenkt und bei der Trennung von der Herzogin habe er ihn aus Zartgefühl nicht von ihr zurückverlangt, welches Zartgefühl sie jedenfalls nicht nachgeahmt, indem sie diesen Schmuck ferner getragen hätte.

Jedermann schien niedergedonnert durch die Bosheit des Fräulein von Maran. Frau von Richerville hatte so viel Macht über sich selbst, ihr verletztes Ehrgefühl zu verbergen; sie warf auf meine Tante einen Blick voll Sanftmuth und Würde und sagte sehr liebreich zu ihr: „Sie beschämen mich, Madame, ich möchte Ihnen für die Beweise Ihrer Theilnahme erkenntlich sein... Aber, da fällt mir so eben ein, daß ich Ihnen eine Nachricht mittheilen kann, die, wie ich

hoffe, Ihnen großes Vergnügen machen wird. Einer Ihrer Freunde kommt aus Italien, wo er während einer Reihe von Jahren sich aufgehalten, ohne daß man wußte, was aus ihm geworden, zurück. Aber, ich sehe... Sie sind ungeduldig; ich will Ihre Neugierde nicht länger foltern... Wohlan denn!" fügte Frau von Richeville mit anmuthsvoll vertraulicher Miene bei; „wohlan denn! Herr von Mortagne wird in einigen Tagen hier sein... Ja, ich habe aus Venedig Nachrichten von ihm erhalten. Man sagt, sein Verschwinden sei ein fürchterlicher Roman. Gestehn Sie, daß Sie sehr überrascht und sehr beglückt sind durch diese Rückkehr, Madame?"

Frau von Richeville richtete diese letzten Worte mit schneidendem Hohn an Fräulein von Maran; als sie dann das Vorspiel zum Contretanz hörte, sagte sie munter zu Herrn von Lancry: „Ich anerbiete Ihnen als Entschädigung für den Contretanz, den Sie mir abgeschlagen, einen Walzer.“ Und sich an den englischen Obrist wendend, der ihr den Arm gab, sagte sie: „Gehn wir in die kleine Gallerie hinauf, ich möchte diesen Contretanz sehen.“

Ich hatte Fräulein von Maran noch nie bestürzt gesehen; jetzt aber ward sie es bei den ersten Worten der Frau von Richeville im höchsten Grade. Als aber Letztere vollends die Worte ausgesprochen: „Herr von Mortagne wird in einigen Tagen hier sein“... da erblaßte meine Tante, welche zum großen Erstaunen derer, die ihre Kühnheit kannten und den verborgenen Sinn der Antwort der Frau von Richeville nicht verstanden, sehr niedergeschlagen schien.

Der Tanz begann. Herr von Lancry hatte den feinen Geschmack, mir die Complimente, die für ein junges Frauenzimmer so belästigend sind, zu ersparen. Er war sehr einfach, sehr munter, ohne Bosheit, sprach von Fräulein von Maran mit lebenswürdiger Ehrerbietung, von Herrn von Versac mit Zärtlichkeit; er fand das

Gesicht Ursula's sehr interessant, und fragte mich, welch' großer Kummer sie denn so schwermüthig mache. Er war Musikliebhaber, wir sprachen über Musik. Ich gab den deutschen Meistern, er den italiänischen den Vorzug. Er legte eine so liebenswürdige Gutmüthigkeit in sein Gespräch, daß nach beendigtem Tanze ich fast keine Schüchternheit mehr empfand.

Nachdem er mich an meinen Platz zurückgeführt und Ursula an ihr gegebenes Versprechen erinnert hatte, ging er mehrere ihm bekannte Damen zu begrüßen.

„Mein Gott!“ sagte Ursula zu mir, „wie hast Du's nur gewagt, so viel zu sprechen? ... Ich bewunderte Dich.“ — „D!“ versetzte ich, „ich fürchtete mich Anfangs wohl; nach und nach habe ich Muth gefaßt, und dann scheint Herr von Lancry so gut, so einfach; Du wirst es selbst sehen“ ... „D! ich werde ihm kaum zu antworten wagen,“ sagte Ursula schüchtern. — „Du hast sehr Unrecht; er findet Dich allerliebste, er hat es mir so eben gesagt und das ließ mich ihn vielleicht so liebenswürdig finden.“ ...

Ich konnte meine Unterhaltung mit Ursula nicht fortsetzen. Die Männer alle, welche meine Tante kannten, kamen, sie zu begrüßen. Unter diesen stellte sie uns diejenigen vor, welche im Alter waren, noch tanzen zu können, und Ursula und ich hatten bald eine Menge Aufforderungen.

Ich war so beschäftigt, dem Tanze zuzusehen, daß, so gern ich wollte, ich kaum die Zeit fand, an die letzten Worte der Frau von Richeville hinsichtlich des Herrn von Mortagne zu denken.

Ich hatte ihn immer in dankbarem Andenken behalten, denn er war ja in meiner Kindheit mein erster Vertheidiger.

Seit acht oder neun Jahren war sein Name bei meiner Tante fast nie genannt worden. Ich erinnerte mich nur alsdann, mehrmals sagen gehört zu haben, daß man ohne Nachrichten von ihm sei. Sein Leben

war so fremdartig, man kannte seine Gewohnheit zu reisen so gut, daß ich da nichts Auffallendes fand. Was mir allein seltsam erschien, war die niederschmetternde Wirkung, welche die Nachricht seiner Rückkehr bei Fräulein von Maran hervorbrachte. Die Melodie eines Walzers zog mich von diesen Betrachtungen ab.

Unter den Paaren, die bald von seinem Wirbel dahingerissen wurden, sah ich Herr von Lancry und die Herzogin von Richerville. Sie hatte einen ausgezeichneten Wuchs und, wie er, walzte auch sie zum Entzücken. Die langen Locken ihrer rabenschwarzen Haare wallten anmuthig um ihren ausdrucksvollen, etwas zurückgebogenen Kopf.

Diese Frau mußte sich in ihrer Unschuld sehr stark fühlen oder eine tiefe Verachtung gegen das öffentliche Urtheil hegen, um nach den grausamen Worten des Fräulein von Maran, die, so zu sagen, allen wirklichen oder vermutheten Skandal des Benehmens der Frau von Richerville wieder auffrischten, demselben so offenkundig zu trohen.

Was mich sehr überraschte, war der Ausdruck der Züge des Herrn von Lancry während dieses Walzers: er schien wechselsweise verächtlich, gezwungen und gereizt. Als er Frau von Richerville zu ihrem Plaze zurückführte, schien es mir, als ob sie einige Worte des Herrn Lancry mit bitterm Lächeln erwidere.

Zuerst empfand ich, ich weiß nicht warum, eine sonderbare Beklemmung, als ich Herrn von Lancry mit Frau von Richerville walzen sah. Ich erinnerte mich unwillkürlich an die Worte, die ich gehörte hatte, und zweifelte nicht mehr, daß er sie liebe. Sie hatte ein stolzes, entschlossenes Aussehen, das mich schreckte, doch wenn ich bedachte, daß sie die Freundin des Herrn von Mortagne, meines Beschützers sei, welcher, wie ich später von Blondeau erfuhr, meiner Mutter so tief ergeben war, so suchte ich den unangenehmen Eindruck, den sie auf mich machte, zu überwinden.

Diese Gedanken wurden dann von Neuem durch einen Contretanz unterbrochen, auf welchen ich versagt war.

Mein Ruf der Bosheit mußte schon mehreren meiner Tänzer zu Ohren gekommen sein, denn Manche unter ihnen, die meiner Spottsucht zu gefallen dachten, fingen an, höhnische Wiße zu reißen; Andere sagten mir übertriebene Schmeicheleien, noch Andere erlaubten sich Scherze, die ich nicht verstand.

Summa Summarum, obwohl es unter ihnen viele sehr angenehme Männer gab, so schien mir doch die Mehrzahl des vollkommenen Tactes zu ermangeln, mit dem Herr von Lancry begabt war. Jedenfalls braucht ein Mann viel Tact und Zartheit des Geistes, um das Vertrauen eines jungen Mädchens zu gewinnen, um den ganzen Zauber ihrer Unterhaltung zu genießen. Er bedarf einer Sprache, deren Bilder zart und gemäßigt sind; somit ist es vielleicht geschmacklos, ihre Schönheit zu loben, während das Lob ihres Geistes immer etwas Angenehmes in sich hat. Ihre Munterkeit ist viel bezaubernder, wenn man sie nicht über das Lächeln hinaus reizt, und durch Verläumdung oder üble Nachrede die ausgesuchte und ungekünstelte Feinheit ihrer Bemerkungen beantworten, muß sie scheu und blöde machen.

Halten Sie mich nicht für eitel, mein Freund, wenn ich Ihnen also vom schönsten Alter unsers Lebens spreche. Unsre Triebe sind dann so edel, so großmüthig, unsre Illusionen so stralend, so glänzend, daß unser Charakter, daß unsre Gedanken die gewöhnliche Hobeit der Seele theilen.

Kommen wir zu diesem Balle zurück. Ich sah Ursula mit der gleichen rührenden Anmuth tanzen. Sie schien sich nicht sehr zu belustigen, doch schlug sie keinen Contretanz aus, sondern seufzte und schien durch die Annahme der Aufforderungen ein großes Opfer zu leisten.

Nachdem wir einen Blick auf das Souper geworfen und eine Tasse Thee getrunken hatten, verließen wir den Ball. Herr von Lancry, der ebenfalls wegging, traf uns im Ankleidezimmer wieder; er sandte nach den Leuten meiner Tante und brachte unsre Pelze herbei.

Herr von Versac gab Ursula den Arm, Herr von Lancry bot den seinigen dem Fräulein von Maran, welche ihm lachend sagte: „Wollen Sie wohl solch' beleidigende Anerbieten bleiben lassen, Gontran! Habe ich den Wunsch, sie annehmen zu können? Geben Sie meiner Nichte den Arm, ich kann wohl allein gehen.“

Als wir in den Wagen gestiegen waren, sagte meine Tante zu Herrn von Lancry: „Nun Gontran, da Sie zurück sind, rechne ich darauf, Sie oft mit Ihrem Oheim bei mir zu sehen, Sie wissen, daß ich keine Vernachlässigung dulde... Apropos, wissen Sie auch, daß sie eine rosafarbne eiserne Maske hat, diese schöne Herzogin? und daß es ein Hölle Feuer brauchte, um sie erröthen zu machen... Aber was sage ich denn, da vor diesen jungen Mädchen... Gehen wir, guten Abend, Gontran, und nehmen Sie sich wohl in Acht, wenn Sie mich vernachlässigen.“

Herr von Lancry versicherte meine Tante seines eifrigsten Gehorsams und wir kehrten in's Hotel Maran zurück.

Neuntes Kapitel.

Der Tag nach dem Balle.

Es ist mit gewissen Eindrücken wie bei gewissen Landschaften, die, um ihren ganzen Werth zu erhalten, aus einiger Entfernung gesehen werden müssen.

Als ich am Tag nach dem Balle meine Erinnerungen durchging und mir die geringsten Nebenumstände

dieses Abends ins Gedächtniß zurückrief, so empfand ich, so zu sagen, deren Rückwirkung.

Doch, warum es Ihnen bergen, mein Freund, unter diesen Erinnerungen beherrschte eine einzige die Andern alle; es war die, den Herrn von Lancry mit Frau von Richerville einen Weberschen Walzer tanzen gesehen zu haben.

Diese ziemlich melancholische Weise kam mir unaufhörlich zu Sinn, während ich mich derjenigen des Contretanzes, den ich mit Herrn von Lancry getanzt, nicht erinnern konnte.

Das Ergebniß der empfangenen Eindrücke war beinahe ein trauriges. Die Welt schien mir schon trotz ihrer vollkommenen Urbanität, trotz ihres ausgezeichneten und reizenden Aeußern eine Arena, ein Kampfplatz, auf welchem man sich mit lächelnden Lippen und blumengeschmückter Stirne die schrecklichsten Schläge beibringt.

Was zwischen dem Fräulein von Maran und der Herzogin von Richerville vorgefallen, bewies es mir nur allzusehr. Ich hatte nur höfliche Worte gehört, deren Sinn aber irgend ein grausames Geheimniß verrieth.

Man hatte mir jedoch viel Aufmerksamkeit erwiesen. Es schien mir, ohne falsche Bescheidenheit, daß man mich schön fand. Ich hatte bemerkt, daß die Fräulein von B*** und von P*** kaum drei oder vier Contretänze getanzt, während ich und Ursula deren mehrere ausschlagen mußten. Ich konnte es nicht hindern, hie und da das den Ohren einer Frau so schmeichelhafte Geflüster zu vernehmen. Herr von Lancry war unstreitbar der angenehmste Mann dieser glänzenden Versammlung und hatte uns sehr beehrt, und doch war der Nachhall meiner Empfindungen ein trüber und bitterer.

Nichtsdestoweniger verdankte ich dieser Festnacht

einen süßen Gedanken, eine frohe Hoffnung. Herr von Mortagne sollte zurückkommen . . .

Ich machte mir eine Freude aus seiner Zurückkunft. Ein unbestimmtes Bedürfniß ernster und sicherer Rathschläge gab sich meinem Herzen kund; ich empfand nicht nur eine tiefe Abneigung gegen meine Tante, auch ihr Lob, auch ihre Meinungen, auch ihre Bemerkungen versetzten mich in beständige Unruhe. Ich war den Unglücklichen ähnlich, welche in Allem, was sie an ihre Lippen bringen, Gift zu finden fürchten. Ich liebte Ursula mit allen Kräften meiner Seele, aber sie war so jung und so unerfahren, als ich; ich durfte gänzlich auf Blondeau's Ergebung zählen, aber diese treffliche Frau war von blinder Liebe für mich beseelt.

Mein Vormund, Herr von Orbeval, Ursula's Vater, hatte sich nach Touraine auf eines seiner Güter zurückgezogen; ich sah ihn nie und überdies ward er, wie meine andern Verwandten, ganz von meiner Tante beherrscht. Ich mußte also die Ankunft des Herrn von Mortagne als ein für mich sehr glückliches Ereigniß ansehen und überdies hatte er mir ja versprochen, wieder zu kommen, sobald er mir von wirklichen Nutzen sein könnte.

Was meinen Wunsch, ihn zu sehen, noch lebhafter machte, war die Bestürzung, die meine Tante an den Tag gelegt hatte, als Frau von Richerville ihr seine Rückkehr ankündigte.

Während mein Geist sich mit solchen Gedanken beschäftigte, trat Ursula in mein Zimmer; wir schwatzten vom Balle; ich konnte um so leichter von dem kleinen Anfluge von Eifersucht, den ich vor der Abfahrt zum Gesandtschaftshofe empfunden, sprechen, als ich während der ganzen Dauer des Balles mich über den günstigen Erfolg meiner Base gefreut hatte.

„Weißt Du wohl, meine liebe Ursula,“ sagte ich lächelnd zu ihr, „daß, als man mich so freudestrahlend sah, man vielleicht glaubte, ich sei mit mir selbst

so wohl zufrieden, während ich im Gegentheil stolz auf Dich war? Aber was liegt uns daran, uns, die wir die Geheimnisse unsrer Herzen kennen?" — „Wie findest Du Herrn von Lancry?" fragte mich plötzlich meine Base. — „Ach, ich finde ihn bezaubernd," sagte ich, ein wenig zerstreut bei dieser plötzlichen Frage. „Ja ... bezaubernd, besonders wenn er nicht mit dieser Herzogin von Richville tanzt, die ein so stolzes Aussehen hat."

Ursula betrachtete mich aufmerksam, senkte die Augen, blieb einen Augenblick schweigend und erwiderte dann: „Willst Du, Mathilde, daß ich Dir sage, was ich denke ..." — „Sage doch, schnell ..." — „Nun denn! ich glaube, Fräulein von Maran und Herr von Bersac wären entzückt, Dich mit Herrn von Lancry verheiratet zu sehen."

Anfangs machte ich ein Zeichen des Erstaunens; dann aber fing ich herzlich an zu lachen.

„Was findest Du denn so Unvernünftiges an dieser Vermuthung, Mathilde? Hat Herr von Bersac nicht den Herrn von Lancry Deiner Tante vorgestellt, hat diese den Herrn von Lancry nicht sehr dringend eingeladen, sie Vormittags oft zu besuchen? Und wen empfängt sie denn Vormittags? Fünf oder sechs sehr vertraute Freunde. Zu welchem Zweck hätte sie eine Ausnahme zu Gunsten des Neffen des Herrn von Bersac gemacht?" — „Willst Du, Ursula, daß ich Dir sage, was ich denke?" erwiderte ich, mich des Ausdrucks meiner Base bedienend, „Herr von Bersac und Fräulein von Maran wären entzückt, Dich mit Herrn von Lancry verheiratet zu sehen."

Nun kam die Reihe zu lachen an Ursula.

„Welche Narrheit," sagte sie, „eine so prächtige Partie für mich armes, niedriges und unbegütertes Mädchen, ist das möglich? Nein, nein, Du kennst meinen Wunsch und Entschluß, nie zu heiraten, ich lasse mir zu sehr Gerechtigkeit widerfahren, um hoffnungs-

lose Ansprüche zu machen, und wenn es morgen schon von mir abhängen sollte, den Herrn von Lancry zu heiraten, so würde ich es doch nicht thun. Das überrascht Dich? ... Und doch ist es so; er ist zu schön, zu elegant, zu sehr Weltmann. ... Das ist nicht das Glück, welches ich suchen würde, ich bin nicht für einen so glänzenden Stand gemacht; mein Leben soll in der Dunkelheit dahinfließen; ich will kein anderes Glück, als das Deinige." — "Wir werden uns über die Rolle, welche Du spielen zu müssen behauptest, niemals vereinigen können. ... Meine gute Ursula, Du wirst sehen. ... Aber um von Herrn von Lancry zu sprechen, warum sollen denn mir die gefährlichen Vorzüge, die er besitzt, besser gefallen als Dir?" — "Warum? Weil Herr Lancry durch seine Vermählung mit mir eine Art Mißheirat schließen würde, während Du, welche Du die gleichen gefährlichen Vorzüge, wie Du sagst, besitzt, nur sehr beglückt in Folge einer solchen Heirat sein kannst und mußt, wie mich dünkt."

"Ursula, Du bist närrisch. Herr von Lancry denkt so wenig an mich, als ich an ihn, und überdies würde ich, wie Du, ein minder glänzendes, aber um desto gewisseres Glück vorziehen." — "Kurz und gut, Du findest Herrn von Lancry bezaubernd!" — "Mein Gott! wie Du so boshaft bist. ... Nun ja doch! ... wie man Jemand bezaubernd finden kann, den man nur zwei Stunden gesehen hat. ..." — "Sei es, und Du findest ihn besonders hinreißend, wenn er nicht mit der Herzogin von Richerville tanzt."

Ich konnte ein leichtes Erröthen nicht bergen. — "Ja," sagte ich zu meiner Base, "ich weiß nicht, warum das so ist, ich weiß eben so wenig, warum ich erröthe, indem ich Dich meine Worte wiederholen höre." — "Warum ... warum? ... Soll ich es Dir sagen, ich?" erwiderte traurig meine Base. "Du wirst ihn lieben." — "Ursula, noch einmal, Du bist närrisch!" — "Nein, nein, Mathilde ... ich bin nicht närrisch"

... meine Freundschaft für Dich, meine Furcht, mich von dir vergessen zu sehen, meine eifersüchtige Hingebung, wenn Du willst, treten bei mir an die Stelle einer Erfahrung, die ich nicht haben kann, und lehren mich vielleicht mehr als Dich, den Zustand Deiner eigenen Gefühle erkennen ... Mathilde ... ich mußte diese Veränderung in Deinem Leben erwarten, sie muß einst eintreten. ... Vergib ... vergib mir, daher meine Thränen."

Und weinend warf sie sich in meine Arme.

Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Freund, mit welcher tiefer Nüßrung ich diesen Beweis der zärtlichen Hingebung Ursula's beantwortete; ich suchte sie durch die liebevollsten Bethenerungen zu beruhigen.

"Sieh," sagte ich die Thränen abwischend zu ihr, "ich bedurfte weiter Nichts, um eine gänzliche Abneigung gegen Herrn von Lancry zu hegen ... ich schwöre dir ..." —

"Mathilde ... schweige," sagte Ursula, mir sanft die Hand auf den Mund legend ... "schweige ... ich war dumm, mürrisch, mich von meiner ersten Bewegung hinreißen zu lassen, aber sie war stärker als ich, mein armes Herz war voll, es überströmte, und überdies kann ich Dir nichts verbergen, was ich für Dich oder in Bezug auf Dich fühle."

Unsere Unterhaltung wurde durch Blondeau unterbrochen, welche gleich beim Eintritt sagte: "Ach! mein Gott, Fräulein, die hübsche Equipage! noch nie fuhr eine ähnliche in den Hof des Hotels, gewiß nicht ... und welcher prächtiger junger Mann ist ausgestiegen; er hat nach Fräulein von Maran gefragt und ist auf der Vortreppe dem Herrn Bisson begegnet, welcher ohne Zweifel wieder Etwas zerbrochen hat, denn er ging sehr schnell und ohne Hut weg und schien ganz außer sich zu sein."

Ursula betrachtete mich, ich verstand sie. Der

junge Mann, von dem meine Gouvernante sprach, konnte nur Herr von Lancry sein.

Dieser so beschleunigte Besuch ärgerte mich, es schien mir ein Mangel an Takt von seiner Seite, und ich entschloß mich, wenn Fräulein von Maran mich bitten ließe, in den Salon zu kommen, es unter irgend einem Vorwande auszuschlagen.

Wir hörten das Rollen einer Kutsche, Blondeau eilte zum Fenster und sagte: „Ach! da geht ja dieser junge Herr wieder weg, sein Besuch muß nicht lange gedauert haben.“

Ich fühlte mich sehr erleichtert und bedauerte beinahe, nicht die Gelegenheit gehabt zu haben, meine Anwesenheit im Salon auszuschlagen.

Etwas vor dem Mittagessen gingen wir hinab und fanden daselbst meine Tante allein und dem Anscheine nach sehr zornig.

„Nun!“ sagte sie, „Sie kennen den neuen Streich dieses abscheulichen Alles-Zerbrechers, des Herrn Bisson, wahrscheinlich noch nicht? Aber, Gott sei Dank! er wird jetzt keinen Fuß mehr in's Haus setzen.“ — „Hat Herr Bisson wieder Etwas zerbrochen, meine Tante?“ — „Wie! ob er Etwas zerbrochen hat? ... Ach! ohne Zweifel und das durch die Schuld dieses Dummkopfs von Servien!“ rief meine Tante mit erneuter Wuth. „Ich hatte ihm einmal für allemal verboten, diesen schändlichen Menschen allein in meinem Salon zu lassen. Ich war in meinem Kabinette mit Brieffschreiben beschäftigt, die Thüre war halb offen, als ich plötzlich einen summanden rollenden Ton, wie der einer Schnurre höre; da ich nicht wußte, was das sein konnte, stehe ich auf, trete in den Salon und was sehe ich? Dieser abscheuliche Herr Bisson saß in meinem Lehnstuhl, hielt meine Pendeluhr zwischen den Knien und nüsterte im Innern des Gehäuses mit meiner Scheere herum; er hatte schon die große Spring-

feder zerbrochen; das war denn auch der schnurrende Ton, den ich gehört hatte."

Fräulein von Maran war so zornig, daß sie unser unterdrücktes Lachen nicht bemerkte und fortfuhr: „Aber, in der That, ich hätte ihn geschlagen, wenn ich die Kraft dazu gehabt hätte."

„Sie haben also geschworen, hier Alles zu zerstören! Sie können sich also nicht ruhig halten, Sie abscheulicher Mensch!" sagte ich zu ihm. — „Was wollen Sie denn, daß ich thue, während ich auf Sie warte? Ich, ich habe Langeweile, wenn ich unthätig sein muß," antwortete er mir so dumm und kaltblütig, indem er die Pendeluhr auf den Boden stellte, daß ich mich meiner Treue nicht halten konnte. Ich ward empört, ich habe ihn gestoßen, habe ihn gejagt und er lief ganz zerstört davon." — „Und ohne seinen Hut mitzunehmen, der hier auf dem Sessel liegt," sagte ich zu meiner Tante. — „Desto besser!" rief sie; „wenn er nur ein tüchtiges Gehirnfieber davontragen würde, damit man ihn als abscheulichen Narren, der er auch trotz seiner Wissenschaft ist, einsperren könnte."

Fräulein von Maran mußte sehr zornig sein, denn sie stieß die Liebkosungen des ehrwürdigen Felix, der brummend sein Nest wieder suchte, gar unfreundlich von sich.

Der Anblick des Felix erinnerte mich an die Tapferkeit des Herrn von Mortagne, die ich in meiner Kindheit so sehr bewundert hatte, da er gewagt, dieses garstige Thier zu schlagen; ich faßte den Muth, Fräulein von Maran zu fragen, wo Herr von Mortagne sei und ob er bald ankommen werde.

Ich glaube, meine Tante hätte mich mit einem Blick zerschmettern mögen.

„Was geht das Sie an? Bekümmere ich mich um das, was dieser Mann thut? Gott sei Dank! was auch diese schöne Herzogin, deren Seele so schwarz wie die Hölle ist, sagen möge, es genüge Ihnen, zu

wissen, daß er da, wo er ist, gut aufgehoben ist und lange dort bleiben wird, dieser abscheuliche Jacobiner, verstehn Sie?"

Ich unterstreiche diese Worte, mein Freund, weil ich wider meinen Willen über den düstern, fast wilden Ausdruck schauderte, mit welchem meine Tante diese Worte sprach. Ich erinnerte mich unwillkürlich, daß vor zehn Jahren, fast auf dem nämlichen Plage, sie einen unversöhnlichen Blick auf Herrn von Mortagne geworfen, indem sie in stummer Wuth die Nadel zerbrach, die sie in ihren Händen hielt.

Ich war so erschrocken, daß ich dem Fräulein von Maran kein Wort zu sagen noch zu erwidern vermochte.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens versetzte sie: Gontran ist gekommen, um mir auf die morgige Oper die Loge der Kammerherren anzubieten; ich habe es angenommen und wir werden gehen."

Ich glaubte sehr heldenmüthig zu sein und Ursula meine Freundschaft zu beweisen, indem ich diese Gelegenheit, den Herrn von Lancry wieder zu sehen, aus-
schlug.

"Ich bin noch müde vom Ball, meine Tante," antwortete ich; "ich werde vorziehen, nicht in die Oper zu gehen." — "Sie werden vorziehen, was ich Ihnen vorzuziehen befehlen werde," antwortete mürrisch Fräulein von Maran.

Ursula warf mir einen flehenden Blick zu.

"Wenn Sie es durchaus wünschen, so werde ich in die Oper gehen," sagte ich zu meiner Tante.

Zehntes Kapitel.

Die Oper.

Was mir Ursula über die Möglichkeit meiner Heirat mit Herrn von Lancry gesagt hatte, versenkte mich, sobald ich allein war, in tiefes Nachdenken.

Ohne die Bemerkungen meiner Base hätte ich mir vielleicht noch lange keine Rechenschaft von dem Eindruck ablegen können, den der Neffe des Herrn von Bersac auf mich gemacht hatte. Ich befragte mich offen, indem ich das günstige Vorurtheil, welches das ausgezeichnete Wesen eines Mannes, eine schöne Stimme und ein hübsches Gesicht immer einflößen, bei Seite setzte.

Ich fragte mich, ob die Erinnerung an Herrn von Lancry mich beunruhige, ob ich einiges Interesse für ihn fühle. Es schien mir, als sei er mir ganz gleichgültig; ich wunderte mich nur, daß, als ich ihn mit Frau von Rocheville tanzen sah, ich unangenehm berührt sein konnte.

Eben darum, weil die Ursache dieses letzten Eindruckes mir unerklärlich schien, wollte ich sie durchaus entdecken; es gelang mir... Ursulas Bemerkung hatte mir den Weg gezeigt.

Ich glaubte immer, die Frauen hätten oft erst einen festen Charakter, nachdem sie schon geliebt hätten. Sobald aber die ersten Bewegungen, oder wenn man so sagen kann, die ersten Interessen der Liebe einmal im Spiel, einmal hervorgerufen sind, so wecken, entwickeln und steigern sie gewisse edle oder gefährliche Fähigkeiten der Seele, die nach und nach alle andern verschlingen.

So hatte ich denn mit siebzehn Jahren weder eine gute, noch eine üble vorherrschende Eigenschaft; es wäre, glaube ich, schwer gewesen, meinen Charakter zu zergliedern oder zu bestimmen.

Ich war wechselsweise übertrieben stolz und übertrieben demüthig, weil man mir in meiner Jugend wechselsweise bis zum Lächerlichen geschmeichelt oder mich bis zum Hohn erniedrigt hatte; ich war von Natur aus und aus Ueberzeugung fromm; ich fühlte das gebieterische Bedürfnis, Gott für Alles, was mir Glück-

liches widerfuhr, zu danken. Anfangs trieb ich dieses zwar lobenswerthe Gefühl bis zu einer tadelhaften Kinderei, später bis zu gottlosem Danke. Ich war so großmüthig, als ich sein konnte: aber zu meiner Schande gestehe ich es, daß ich mich nie barmherziger gegen die Unglücklichen erwies, als wenn ich selbst litt; dann suchte ich eifrigst die Leiden Andrer zu lindern und sie zu trösten. Das Glück riß mich hin, ohne mich selbstsüchtig zu machen; man mußte mein Mitleid herausfordern, um meine Zuneigung zu gewinnen. Zart oder grausam, waren meine Gefühle weniger heftig als andauernd, ich vergab ein Unrecht, eine Beleidigung, aber ich vergaß sie nie, nicht daß ich je einem meiner Beleidiger zu schaden gesucht hätte, aber ich rächte mich für mich durch eine beständige Verachtung. Sie sehen, mein Freund, daß nichts Scharfes, nichts Bezeichnendes in meinem Charakter war.

Nun denn! von demselben Tage an, wo ich Herrn von Lancry zum erstenmale sah, fing eine Leidenschaft, die mir bis dahin ganz unbekannt geblieben, in mir zu keimen an; zuerst unmerklich, fast unspürbar, weil sie sich in dem unbestimmten Widerwillen, einen mir kaum bekannten Mann mit einer mir unbekannten Frau walzen zu sehen, beurkundete.

Ach! ich brauche es Ihnen nicht zu sagen, mein Freund, diese Leidenschaft, die einst alle andern entfesseln mußte, die fast die Triebfeder meines Charakters werden sollte, diese Leidenschaft war die Eifersucht, die bald bezwungene, verborgene und aus Stolz verläugnete, bald eingestandene, bald mit erniedrigender Demuth beweinte Eifersucht.

Von meiner Kindheit an gewöhnt, viel nachzudenken und in mich selbst zu gehen, blieb ich bei meiner ziemlich lebhaften Einbildungskraft und meinem ziem-

lich durchdringenden Verstande nicht lange bei der Lösung der Frage, welche meine Base mir vorgelegt hatte:

Warum war es mir unangenehmer, Herrn von Lancry mit Frau von Richeville, als mit jeder Andern tanzen zu sehen?

Und doch wiederhole ich Ihnen, mein Freund, daß, indem ich Herrn von Lancry sehr angenehm fand, ich Nichts fühlte, was der Liebe, diesen ersten Bewegungen, die man sich immer so rein und so süß träumt, hätte gleichen können.

Und dann dachte ich überdies, daß ich aus allen Kräften gegen dieses Gefühl ankämpfen müsse, daß, wenn es in mir entstände, mich zur unglücklichsten Frau machen könnte, denn Herr von Lancry würde dasselbe vielleicht nicht theilen, oder wenn er es auch theilen würde, so müßten seine Absichten vielleicht seiner oder meiner Familie mißfallen.

Mitten unter diesen für einen armen siebenzehnjährigen Kopf so ernsthaften Betrachtungen, bedauerte ich besonders die Abwesenheit meines einzigen Freundes, des Herrn von Mortagne, in welchen ich ein instinktmäßiges Vertrauen setzte. Unglücklicher Weise vernichteten die letzten Worte des Fräulein von Maran die Hoffnungen, welche Frau von Richeville in mir erweckt hatte, indem sie mir von der bevorstehenden Rückkehr meines alten Beschützers sprach.

Sie begreifen, mein Freund, daß, einmal dem Zuge dieser Betrachtung hingegeben, einmal fest entschlossen, die geringsten Bewegungen meines Herzens zu erforschen, ich den Abend, an welchem ich Herrn von Lancry zum zweiten Male sehen sollte, mit einer gewissen Angstlichkeit erwartete.

Wir kamen ziemlich spät in die Oper; der Saal war völlig und glänzend angefüllt. Die Herzogin von Berry wohnte dieser Vorstellung bei.

Man gab die Belagerung von Corinth.

Als wir in unsere Loge traten, war die erste Person, die ich gerade uns gegenüber sah, die Herzogin von Richeville; eine der Freundinnen meiner Tante, Frau von Mirecourt und ihr Gemahl begleiteten sie.

Man konnte nichts Eleganteres, nichts Hübscheres als Frau von Richeville sehen. Ihr Turban von weißer, silber-gestreifter Gaze stand ihrer etwas braunen Gesichtsfarbe und ihren ebenholzschwarzen Haaren vorzüglich gut; sie trug ein kirschrothes Sammtkleid mit kurzen Ärmeln, und ihrer langen Handschuhe ungeachtet, konnte man ihren vollkommen schönen Arm erblicken... Ihre Hand hielt einen ungemein großen Strauß von weißen Rosen, welche, wie man sagt, eine der größten Seltenheiten sind, die man sich im Winter verschaffen kann.

Ich that, was ich konnte, um bei ihrer Schönheit wenigstens gleichgültig zu bleiben, und doch mußte ich unwillkürlich traurig sein; die melancholische Weise des Weber'schen Walzers, den sie mit Herrn von Lancry getanzt, begleitete, so zu sagen, diese traurigen Gedanken.

Frau von Mirecourt neigte sich gegen Frau von Richeville, die kurzichtig war, um ihr, ohne Zweifel, unsre Ankunft bemerklich zu machen.

Die Herzogin nahm schnell ihre Vorgnette, und betrachtete mich sehr aufmerksam, doch nicht mehr mit der hochmüthigen und übelwollenden Ziererei, die mir Tags zuvor aufgefallen war.

Der Vorhang hob sich. Ich liebte die Musik so sehr, die Oper dünkte mich so schön, daß ich mit der Gier einer Kostschülerin auf Alles sah und horchte.

Während des Zwischenactes sah ich Herrn von Lancry sich der Herzogin von Berry in ihrer Loge vorstellen, welche, statt in ihren Salon zu gehen, die Loge nicht verlassen hatte.

Madame schien Herrn von Lancry mit viel Wohlwollen zu empfangen, sie sprach ziemlich lange mit

ihm, und als er sich dann ohne Zweifel aus Anstand zurückziehen wollte, geruhte Madame, ihn noch einige Augenblicke aufzuhalten.

Als er die königliche Loge verließ, war ich begierig zu wissen, ob er uns einen Besuch machen würde, bevor er die Herzogin von Richville zu begrüßen ginge. Während mehreren Minuten wurde diese Neugierde mir fast zur Qual: mein Herz schlug heftig, als ich die Thüre der Loge öffnen hörte, ich zweifelte nicht, daß Herr von Lancry es sei, und er war es auch.

Ich fühlte mich verwirrt, und wagte nicht, mich umzuwenden. Er sagte dem Fräulein von Maran und Ursula guten Abend.

Meine Tante berührte mich sachte am Arm und sagte: „Mathilde! Herr von Lancry.“

Ich wandte mich um und verbeugte mich erröthend. Nach und nach fühlte ich meine Verlegenheit weichen und nahm Theil an der Unterhaltung. Herr von Lancry war sehr liebenswürdig, sehr geistreich. Er kannte ganz Paris, und ganz Paris nahm an dieser Vorstellung Theil. Ich erinnere mich dieser Unterhaltung sehr gut, denn Herr von Lancry erschien mir in einem ganz neuen und vortheilhaften Lichte.

„Wohlan denn, Gontran,“ sagte Fräulein von Maran zu ihm, „Sie, der Sie überall hinkommen, machen Sie mich ein wenig mit all' dieser schönen Welt da, die ich nicht kenne, bekannt. Sie ist mir so fremd, wie diesen jungen Mädchen. Seit mehr als vierzehn Jahren habe ich die Oper nie betreten. Die ganze Blüthe der Banterbsen muß da versammelt sein. Sie müssen die dem Namen oder den Gesichtern nach kennen. Die sind reich, entseßlich reich. Die halten sich immer eine Loge in der Oper, während wir Andere bescheidenlich die Logen des Hofes benützen, welche, Gottlob, die besten sind!“ — „Ich wäre da sehr in Verlegenheit, Madame,“ sagte Herr von Lancry, „denn

während der vier Monate, die ich in England zugebracht, haben viele Logen der Bank, wie Sie dieselben benennen; ihre Besitzer gewechselt. Ich erkenne fast Niemanden mehr, die Börse hat so viel Launen, sie macht und zerstört so viele rasche Glücksfälle." — "Das fehlte noch, diese Leute in beständigem Reichtum zu sehen! Das wäre ein hübsches Beispiel für die andern Uebelthäter," sagte Fräulein von Maran. "Aber wer ist denn diese kleine Frau, in der zweiten Logenreihe mit dem rosafarbenen Barettchen? Sie ist hübsch, nicht wahr?" — "Sehr hübsch," versetzte Herr von Lancry. "Sie und ihr Gemahl sind die Helden einer sehr einfachen und sehr rührenden Begebenheit," fügte er hinzu mit einem schwermüthigen Tone, der mich erstaunen machte, und seiner Physiognomie großen Reiz verlieh. — "Ach! mein Gott! so erzählen Sie uns doch das, Gontran! Wie heißt sie, diese schöne Heldin?" — "Der Name meiner Heldin ist sehr unbedeutend.... Sie heißen Herr und Frau Düpré," sagte Herr von Lancry lächelnd. — "Düpré! das ist ja aber ein sehr schöner Name. Ist er nicht wohl so schön wie die Duparc, die Dupont, die Dumont und die Dubois? Nun, Gontran, lassen Sie uns den Roman des Herrn und der Frau Düpré hören..." — "Stellen Sie sich also vor, Madame, daß vor zwei Jahren...." Und plötzlich sich unterbrechend, sagte Herr von Lancry zu meiner Tante: "Sehn Sie, Madame, Ihr spöttisches Lächeln schreckt mich ab! erlauben Sie mir, mich an Fräulein Mathilde und an Fräulein Ursula zu wenden; sie werden mich nicht entmuthigen, sondern, ich bin es gewiß, sich für dieses naive Ereigniß interessieren."

Ich hob die Augen und begegnete dem Blick des Herrn von Lancry; da konnte ich mich nicht enthalten, zu erröthen.

"Geschwind! geschwind! erzählen Sie Ihr Hörtchen diesen jungen Mädchen. Ich will Sie nicht an-

schauen," sagte Fräulein von Maran; „und wenn ich lache, so wird es abseits für mich sein.“ — „Nun denn, Fräulein," sagte Herr von Lancry zu mir, „Herr und Frau Düpre hatten eine glückliche Heirat eingegangen..."

„Aber das ist ja prächtig!" rief Fräulein von Maran, „das fängt gerade an wie ein Geschichtchen des Kinderfreundes, oder die von Berquin. Ich frage Sie ein wenig, ob man auch glauben würde, daß ein alter Husaren-Capitän der Leibwache solche Sachen da erzählt! Fortgefahren, fortgefahren, da tritt so eben die schöne Prinzessin Afernika mit ihrem Gefolge in ihre Loge. Sie werden Ihr Histröckchen beendigt haben, bevor der Flaconträger, der Lorgnettenträger, der Fächerträger, der Sträuscenträger, der Programmträger ihre Amtspflichten erfüllt haben werden. Das ist eine schöne Prinzessin, welche an den Erzählungen von Berquin kaum Geschmack findet!" — „Ich kenne, Madame," sagte Herr von Lancry mit schleimem Lächeln, „den ganzen Unterschied zwischen einer Erzählung von Berquin und der Frau Prinzessin Afernika; aber ich wende mich an diese Fräulein, ich brauche sie nicht um Nachsicht für die ungekünstelte Erzählung zu bitten, und fahre daher fort: Herr und Frau Düpre waren im Genuß eines artigen Vermögens vollkommen glücklich. Ich weiß nicht, welcher Bankrott oder welch' zu großes Vertrauen sie gänzlich ruinirte. Herr Düpre hatte eine alte Mutter, die er anbetete und die blind war; sie hatte ihm ihr ganzes Besizthum unter der Bedingung überlassen, bei ihm und ihrer Schwiegertochter, die sie zärtlich liebte, wohnen zu können. Als sie ihren Ruin erfuhren, war der erste, größte Kummer des Herrn und der Frau Düpre, die Armuth ihrer Mutter, welche sich seit langer Zeit an eine, ihrem Alter fast unentbehrliche Behaglichkeit gewöhnt hatte. Sie beschloßen daher, ihr dieses Unglück zu verheimlichen. Ihre Hinfälligkeit kam ihnen bei Verwirklichung dieses Planes trefflich zu statten.

Einige Ueberreste ihres Vermögens reichten hin, die Ausgaben der ersten Zeit zu decken. Herr Düpre war der englischen und deutschen Sprache vollkommen kundig, er schrieb Uebersetzungen; seine Frau malte herrlich, sie machte Stammbuchzeichnungen und sogar Fächer. Durch Arbeit, Entbehrungen, und besonders durch Geistesgegenwart und Gewandtheit gelang es Ihnen, während beinahe zwei Jahren ihre Mutter zu täuschen, welche, keine materielle Veränderung in ihrer Lebensweise entdeckend, nicht einen Augenblick das Unglück ahnte, das über ihre Kinder gekommen war, ein Unglück, welches durch den Kummer, den sie darüber empfunden, und die Entbehrungen, die sie sich hätte auflegen wollen, ihr doppelt schädlich geworden wäre. Endlich erhielt Herr Düpre vor einigen Tagen hunderttausend Francs nebst einem Briefe, der ihm anzeigte, daß diese Summe eine Rückerstattung von Seite des Bankerottirers sei, der ihn zu Grunde gerichtet habe. Andere schreiben dieses Geschenk einem geheimen Wohlthäter zu.“ — Was auch viel wahrscheinlicher ist, als die Gewissensbisse eines Gelderpressers,“ sagte meine Tante. — „So viel ist gewiß, Fräulein, daß durch diese Summe diese guten, braven, nun zur Arbeit gewöhnten Leute den verlorenen Wohlstand beinahe wieder erlangt haben und ihre alte Mutter nicht ahnte, daß das Elend in ihrer Nähe weilte.“ — „Das endigt, wie es angefangen hat,“ sagte Fräulein von Maran, „und beweist, daß rechtschaffenes Benehmen immer belohnt wird. Darum wird auch die schöne Prinzessin Ksernika, wenn sie einst zum lieben Gott kommt, nicht lange dort verweilen.“ — „Sie lachen, Madame,“ erwiederte Herr von Lancry; „wohl, ich werde den Muth haben, diese Anekdote als eine der Thatfachen aufzustellen, die unsrer Zeit am meisten Ehre machen.“ Und an mich sich wendend: „Finden Sie nicht, Fräulein, daß eine seltene Zartheit in diesem Benehmen liegt, Herrschaft genug über sich selbst

zu haben, um jede Klage, jede unwillkürliche Anspielung auf das Unglück, das man erduldet und mit so frommer Sorgfalt verbirgt, zu verdrängen? Mitten unter der nagenden Beunruhigung der Armuth Geistesgegenwart und Seelenstärke genug zu besitzen, um sich den gleichmüthigen heitern Charakter, den die Gewohnheit des Reichthums gibt, zu erhalten? Ist es endlich nicht ein edles und rührendes Gemälde diese beiden Leute ihre alte Mutter auf so religiöse Weise täuschen zu sehen, indem sie ihr durch ihre Arbeit einen kleinen Winkel des Ueberflusses mitten in ihrem kalten Elende schaffen?" — „Ach! ohne Zweifel ist das schön! ist das bewunderungswürdig!" sagte Ursula mit bewegter Stimme und eine Thräne abwischend. „Wenn man," fügte sie hinzu, „einen solchen Zug erzählen hört, so bedauert man nicht, arm zu sein, da die Armuth solche Gefinnungen einflößen kann."

Ich war so gerührt, daß ich keine Worte finden konnte, und Ursula um ihrer Antwort willen glücklich schätzte.

Herr von Lancry hatte diese Erzählung mit ausgezeichneter, kindlicher Anmuth vorgetragen, was ihr aus dem Munde eines solchen Mannes einen Reiz mehr verlieh.

Während der Herr von Lancry sprach, betrachtete ich ihn mehrmals, der rührende Ausdruck seiner Physiognomie gab seinen Worten einen neuen Zauber; meiner Ansicht nach konnte man eine solche Handlung nicht so großmüthig beurtheilen, ohne selbst der Nachahmung fähig zu sein.

Ich war stumm vor Erstaunen, denn ich erwartete unter dem glänzenden Aeußern eines Weltmanns diese sanfte Empfindsamkeit nicht. Auch zog sich mein Herz krampfhaft zusammen, als ich meine Tante zu Herrn von Lancry sagen hörte: „Meine Nichte Mathilde ist mit ihrer angelikaschwesterlichen Miene so boshaft, daß

sie wohl fähig wäre, Ihre Erzählung zu verlachen und zu bespötteln, mein lieber Gontran."

Ich erhob lebhaft die Augen zu Herrn von Lancry, als wollte ich ihn beruhigen. Mein Blick traf den seinen, der aber so traurig, so entmuthigt schien, daß ich auf dem Punkte war, vor Verdruss und Aerger zu weinen.

Ich weiß nicht, wie sich diese Scene ohne die Ankunft des Herrn von Versac beendigt haben würde, der wenige Augenblicke vor dem Aufrollen des Vorhangs erschien.

Ich fühlte eine tiefe Verstörung, eine Art Schwindel, welche die Macht der Musik nur noch erhöhte; jeder der Gedanken, die mich bewegten, war, so zu sagen, wechselsweise von einer träumerischen, zärtlichen oder leidenschaftlichen Harmonie begleitet, die nur zu sehr mit dem Zustande meines Herzens im Einklange war.

Unter gewissen Umständen hat die Musik unermesslichen Zauber. Sie scheint unsere geheimsten, verworrensten und oft strafbarsten Gedanken in einer so berausenden Sprache wiederzugeben, daß wir uns ihren gefährlichen Verführungen überlassen.

So in diesen bewundernswürdigen Melodien gewiegt, gefiel ich mich in der Erinnerung der rührenden Worte des Herrn von Lancry, ohne einen Augenblick an die Hindernisse zu denken, welche dem so herrlich in mir erwachenden Gefühle entgegentreten könnten, ich gab mich der ganzen Bewunderung hin, die mir der Charakter, den ich in ihm vermuthete, einflößte. Und als ich zwischen diesen wachen Träumen das braune Antlitz der Herzogin von Richville vor mir erblickte, ergriffen mich auch die Gedanken der Eifersucht.

Nach beendigtem Schauspiele blieb ich immer noch horchend, ich war so ganz in mich versunken, daß meine Tante mir zu wiederholten Malen rufen mußte, um mich aus meinen Träumen zu wecken.

Man verließ den Sal, ich gab Herrn von Versac den Arm, Herr von Lancry reichte Ursula den seinen.

Fast mechanisch stieg ich hinunter, indem ich weder hörte noch sah, was um mich her vorging.

Im Augenblick, als man uns von der Ankunft unsers Wagens benachrichtigte, empfand ich einen sehr angenehmen, aber sehr starken Wohlgeruch, der bauschige Stoff eines Kleides berührte das meinige, und eine bewegte, einnehmende Stimme sagte mir fast in's Ohr folgende Worte: „Hüten Sie sich, armes Kind.... man will Sie verheiraten.... warten Sie auf Herrn von Mortagne....“

Ich wandte schnell den Kopf um zu sehen, wer so eben zu mir gesprochen, erblickte aber nur den kirschfarbenen Atlasmantel und den silbergestreiften Turban der Herzogin von Richville, welche mit Frau von Mirecourt die Treppen vor mir hinabstieg.

Gilftes Kapitel.

Das Geständniß.

Ein Monat war verstrichen seit dem Tage, an welchem ich mit meiner Tante und dem Herrn von Lancry in die Oper gefahren war.

Der Letztere hatte das Fräulein von Maran sehr regelmäßig besucht, zuerst alle zwei oder drei, späterhin alle Tage.

Je vertrauter wir wurden, je mehr entdeckte ich an ihm tausend reizende Eigenschaften, man konnte keinen rechtlicheren, zuvorkommenderen Charakter, verbunden mit so zarter Aufmerksamkeit finden. Sein feiner, erfinderischer Geist wußte die Schmeichelei so geschickt einzufleiden, daß selbst ich sie annahm, die

ich den Lobsprüchen so sehr mißtraute, indem ich mich der schändlichen Uebertreibungen meiner Tante, hinsichtlich der Vorzüge, mit welchen ich begabt war, erinnerte.

Begeistert und großmüthig, gab es keine edle Sache, die Herr von Lancry nicht mit Wärme vertheidigte. Voll Bescheidenheit litt er sichtbar, wenn man ihm von den Verdiensten sprach, welche ihm die, in seinem Alter so seltenen Auszeichnungen verschafft hatten. Sein Auftreten in der Welt, welcher Gegenstand zwar sehr selten von mir und Ursula behandelt wurde, hatte, wie man leicht einsehen konnte, Herrn von Lancry keine abgeschmackten Begriffe beigebracht; seine Unterhaltung war, wenn man wollte, wo nicht ernsthaft, doch wenigstens belehrend. Er war viel gereist und mit Nutzen gereist. Er sprach mit ungewöhnlichem Geschmac über Künste und war auch der gleichzeitigen Literatur nicht fremd.

Diese weitläufige Schilderung seiner Vorzüge könnte Sie bereits vermuthen lassen, daß ich ihn liebte ja ich liebte ihn.

Und wie hätte ich ihn nicht lieben sollen? Bei meiner Tante fast in der Einsamkeit lebend, nur ihn und ihn täglich sehend, konnte ich lange dem Zauber widerstehen, der ihn so verführerisch machte? Ich habe Ihnen schon gesagt, wie traurig und einförmig das Leben war, das ich bei Fräulein von Maran führte. Sobald Herr von Lancry auf vertrautem Fuße mit uns lebte, änderte sich Alles; die Hoffnung, das Vergnügen, ihn zu sehen, der Wunsch, ihm zu gefallen, die Furcht des Mißlingens, die Erinnerungen, die seiner Abwesenheit folgten, die steten Träumereien, kurz die tausend geheimnißvollen Aengstlichkeiten der Leidenschaft warfen mich in eine beständige Unruhe und die Zeit verfloß mit unglaublicher Schnelle

Ich liebte ihn und ich war wechselsweise sehr glücklich und sehr unglücklich durch diese Liebe

Ich war glücklich, wenn ich in den seltenen Fällen meines Selbstvertrauens, in den Tagen meines jugendlichen Stolzes, des Stolzes auf meine Schönheit, des Stolzes auf mein Herz mich fragte, ob Gontran in einer Andern die Garantien des Glückes fände, welche ich zu besitzen und ihm bieten zu können glaubte, so er meine Hand verlangen würde...

Ich war unglücklich, o! sehr unglücklich! wenn, an mir selbst, an meiner Schönheit, fast an meinem Herzen zweifelnd, ich nicht zu glauben wagte, daß Gontran mich lieben könne, ich überzeugte mich dann sogar, daß er mehr als je an Frau von Richville anhänglich sei.

Dann kamen mir die Worte: „Hüten Sie sich, armes Kind!“ welches sie mit so einnehmendem Tone in der Oyer mir zugeflüstert, auf's Neue zu Sinn. In meiner Entmuthigung hatte ich nicht mehr die Kraft, diese Frau zu hassen. Ich deutete diese Worte, wie wenn sie zu mir gesagt hätte: „Hüten Sie sich, armes Kind, man will Sie mit Gontran verheiraten, Sie besitzen Nichts, dessen es bedürfte, um ihm zu gefallen, und Sie werden durch unerwiderte Liebe leiden.“

Wenn dann im Gegentheil, mein Vertrauen wieder wuchs, so sah ich in den Worten der Herzogin eine versteckte Drohung, eine Art Waffe, das Herz, welches sie besaß, zu behaupten.

Diese verschiedenen Gedanken drückten mich um so mehr darnieder, da ich sie Niemand anvertrauen konnte. Mein Vormund, Herr von Orbeval hatte Ursula für einige Zeit zu sich zurückberufen. Unsre Trennung war, obwohl sie nur von sehr kurzer Dauer sein sollte, nichts desto weniger schmerzlich. In diesem Augenblicke besonders mußte die Abwesenheit meiner Base doppelt fühlbar sein.

Dieser drückenden Zweifel ungeachtet, beruhigte ich mich dann oft wieder durch den Gedanken, daß Frau-

lein von Maran nicht mit solch' offener, besonderer Zuverlässigkeit den Herrn von Lancry empfangen, wenn er ihr nicht seine Absichten mitgetheilt hätte. Doch hatte weder meine Tante, noch Herr von Versac nie die geringste Anspielung auf eine Heirat zwischen mir und Herrn von Lancry gemacht.

Endlich erreichten diese Qualen ihr Ende.

Den fünfzehnten Februar, ich erinnere mich dieses Datums, dieser Umstände, wie wenn sich Alles gestern zugetragen hätte, den fünfzehnten Februar war ich allein im Salon meiner Tante, wo ich sie zu finden glaubte; sie war aber ausgegangen, indem sie Befehl gab, die Personen, welche nach ihr fragen würden, zu benachrichtigen, daß sie bald wieder zurückkehren würde. Ich las Lamartines „Betrachtungen,“ als ich die Thüre des Salons öffnen hörte; Servien meldete den Herrn Vicomte von Lancry. Noch nie hatte ich mich mit Gontran allein befunden, ich fühlte mich in tödtlicher Verlegenheit.

„Man sagte mir, Fräulein, Ihre Frau Tante werde bald zurückkehren und sie bitte ihre Besucher, sie erwarten zu wollen...“ Und nachdem er einen Augenblick geögert hatte, fügte er mit bewegter Stimme hinzu: „Und ich glaubte nicht, das Glück zu haben, Sie hier zu finden, Fräulein; auch werden Sie mir gestatten, diese seltene und köstliche Gelegenheit zu benützen, um Sie zu bitten, mich anhören zu wollen.“ — „Mein Herr... ich weiß nicht... was können Sie mir zu sagen haben?“ antwortete ich stammelnd, mit fast schmerzhaftem Herzklopfen.

Dann sagte er mir mit einer zitternden Stimme, deren bezaubernden Accent ich nie werde vergessen können: „Bitte, Fräulein, lassen Sie mich ganz offen sprechen... und seien Sie so gut, mir zu versprechen, auf die gleiche Weise antworten zu wollen.“ — „Ich verspreche es Ihnen, mein Herr.“ — „Wohlán, Fräulein, mein Oheim, der Herzog von Versac, wollte Miß-

brauch von einem Geheimnisse machen, das er erforscht, ohne daß ich es ihm anvertraut hatte, er war demnach entschlossen, bei Ihrer Frau Tante für mich um Ihre Hand anzuhalten... Ich beschwor ihn, es nicht zu thun."

Es gebrach mir an Muth... Ich empfand einen heftigen Schlag in meinem Herzen und glaubte, Herr von Lancry fühle keine Zuneigung zu mir, so daß ich mit schwacher Stimme antwortete: „Es war unnöthig, mich zu benachrichtigen... mein Herr..." Ich konnte nicht enden. — „Nein, Fräulein... das war nicht unnöthig, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich Herrn von Versac nicht ermächtigen konnte, Fräulein von Maran hierüber zu befragen, bevor ich Ihre Einwilligung dazu erhalten." — „Also um meine Einwilligung bitten Sie mich!" rief ich, ohne meine Freude verbergen zu können, noch zu wollen.

Bei einer Bewegung der Ueberraschung des Herrn von Lancry bedauerte ich beinahe meine Offenheit, ich fürchtete, er möchte sie ungünstig auslegen; ich erröthete, wurde verwirrt und konnte kein Wort weiter sagen.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens erwiderte Gontran: „Ja, Fräulein, Ihre Einwilligung komme ich mir zu erbitten, ohne darauf hoffen zu dürfen. Sie sind frei in Ihrer Wahl, und ich hätte immer bedauert, der Gegenstand irgend einer Frage oder irgend einer Zudringlichkeit zu sein, die Ihnen unangenehm hätte sein können." — „Mein Herr, ich"

Gontran unterbrach mich und sagte mit dem Tone ernsthafter Zärtlichkeit: „Fräulein, noch ein Wort, bevor Sie vielleicht durch einen Korb nicht voreilige Hoffnungen, wohl aber Wünsche, die ich kaum zu nähren wagte, zerstören, gestatten Sie mir, Ihnen meine Gedanken darzulegen. Sie sind Waise. Sie stehen beinahe allein in der Welt. Als rechtlicher Mann soll ich die ernste Sprache mit Ihnen führen, die ich mit

Ihrer Mutter geführt hätte... Sie wissen, warum... in dieser Angelegenheit wende ich mich an Sie... und nicht an Fräulein von Maran," fügte Gontran mit einer bedeutungsvollen Miene bei, die mir bewies, daß er meine Verhältnisse zu meiner Tante durchschaut hatte, aus Delikatesse aber nicht darüber sprechen wollte.

Die zugleich ernsthafteste und liebevolle Weise, mit der sich Gontran ausdrückte, rührte mich lebhaft.

"Ich verstehe Sie," sagte ich zu ihm... „und ich danke Ihnen." — „Wenn Sie mich angehört haben werden," versetzte er, „so können Sie, Fräulein, die Zukunft mit so viel Gewißheit beurtheilen, als wenn sie schon erfüllt wäre. Ich habe vielleicht wenig Eigenschaften, aber immer war ich loyal und treu in der Vollziehung meiner Worte... Ich war immer entschlossen, mich nur mit einer Frau zu verheiraten, der ich die achtungsvollste und lebhafteste Liebe weihen könnte... Diese inbrünstige und heilige Liebe, die so wenig dem vergänglichen Geschmacke der ersten Jugend gleicht, als die Dauer der bald wieder vergessenen Verbindungen, welche eine Folge davon sind, der Dauer des Ehestandes; im Gegensatz zu Andern schien mir nie Etwas romantischer, als eine zartgewählte Verbindung... so wie ich mir sie träumte... Um diese Wünsche zu erfüllen, braucht man nur mit dem Schatze der Glückseligkeiten, die so lange, als wir, dauern können, behutsam umzugehen... Dann durchschreitet man mit Entzücken, in gegenseitigem Vertrauen, ein Leben voll Zärtlichkeit und Liebe, welchem die Erfindungsgabe des Herzens herrliche Abwechslung verleihen kann... denn, nochmals, es gibt nichts Romantischeres, als der Ehestand... wenn man zu lieben versteht."

Ich weiß nicht, warum in diesem Augenblick die Erinnerung an Frau von Richerville meine Gedanken durchkreuzte. Ich konnte mich nicht enthalten zu Herrn von Lancry zu sagen; „Und doch, mein Herr, sind diese

bald wieder vergessenen Verbindungen, von welchen Sie sprechen, oft ..." — „Ach! Fräulein,“ rief er, mich unterbrechend, „kann man sie je einem rechtmäßigen und wahren Glücke vergleichen? Ach! glauben Sie mir ... wenn man für das ganze Leben liebt, so erkennt man schnell die Nichtigkeit dieser strafbaren Zuneigungen. Was ist ihr Zauber, daß er einer von Gott gesegneten Liebe vorgezogen werden könnte? Weil eine Frau uns vor der Welt und dem Himmel angehört, wird man darum den ganzen Reiz eines bei ihr zugebrachten Abends weniger schätzen? Wird man ihre Bevorzugung weniger genießen, weil man sie täglich vor Aller Augen durch die liebevolle Sorgfalt und Zärtlichkeit verdient haben wird? Sind ihr Verstand, ihre Anmuth, ihre Erfolge uns weniger werth, weil ihr Blick den unsern unbesorgt suchen und sagen kann: Genieße dein Werk. Wenn in Gesellschaft sie ein Zeichen von uns durch geheimnißvolles, süßes Lächeln erwidert, wird dieses Lächeln weniger süß sein, weil es nicht von strafbarem Einverständnis spricht? Weil die Blumen, mit welchen sie geschmückt ist, von der Hand des geachteten Freundes gewählt sind, haben sie darum weniger Glanz und Wohlgeruch? Wenn man reisen und den Tumult von Paris in Betrachtung der Naturschönheiten vergessen will, muß man denn da durchaus eine Tochter ihrem Vater, eine Frau ihrem Gatten entführen, um die tausend Entzückungen einer Reise mit der Geliebten in einem zauberischen und poetischen Lande zu genießen?

„Wäre dann der schöne Himmel Spaniens oder Italiens verdüstert für die, welche sich lieben können, ohne zu erröthen? O! glauben Sie mir, ich wiederhole es Ihnen, es liegen unerschöpfliche Schätze reinen Glücks, romantischer Vergnügungen in einer auf die Liebe gegründeten Vereinigung, so wie ich sie mir träume. ... Denn, ich gestehe Ihnen, es wäre mir unmöglich, im Ehestande eine beiderseitige Vereinzelung, ein gleichgültiges, oder nur anstandsgemäßes und höfliches

Leben zu denken . . . O! nein . . . nein . . . ich möchte in diesem Leben alle Freuden, alle Entzückungen, alle Macht meines Herzens concentriren! Jetzt, sehen Sie . . . da ich die eiteln Genüsse der Jugend kenne, scheinen sie mir so entfernt von der wahren Glückseligkeit, wie der Aberglaube von der Religion . . . Ich weiß nicht, Fräulein, ob Sie mich wohl verstanden haben, ich weiß nicht, ob ich Ihnen eine schwache Idee meiner Gefühle, meiner Gedanken beibringen konnte. Wenn ich hierin glücklich genug wäre, wenn Sie, meine Hoffnungen übertreffend, nur gestatten würden, den Herrn von Versac zu der gewünschten Frage an Fräulein von Maran zu ermächtigen, so glauben Sie dem Worte eines rechtschaffenen Mannes . . . Fräulein . . . von Ihnen geliebt . . . würde ich mich Ihrer in Allem würdig bezeigen."

Bei diesen letzten Worten erhob sich Herr von Pancry, der in einem Lehnstuhl neben dem meinigen saß, mit einer Bewegung rührenden, fast feierlichen Ernstes.

Ich kann Ihnen, mein Freund, alle die Empfindungen, die diese für mich so neue Sprache in meinem Herzen erweckte, nicht schildern; es schien mir, als öffne sich vor meinen Blicken ein glänzender, nie gezahnter Gesichtskreis, ein himmlisches Entzücken ergriff mich, denn Gontran's Worte über das Romantische eines legitimen Glücks, fasten tausend bis dahin unbestimmte und verworrene Gedanken meines Geistes völlig in sich zusammen und verliehen ihnen Gestalt und Bedeutung.

Dies entzückende Gemälde der ehelichen Liebe mit den Delikateffen und den Geheimnissen hinreißender Leidenschaft erfüllte mich mit unaussprechlicher Hoffnung.

Ich war zu glücklich, um meine Freude verbergen oder die geringste Verstellung in meine Antwort legen zu können. Ich fühlte meine Wangen brennen, mein Herz, nicht vor Schüchternheit, sondern vor großmü-

thigen Entschlüssen schlagen. Ich wollte mit dem Manne, der soeben mit solcher Aufrichtigkeit zu mir gesprochen, und dessen Worte mir ein unbefiegliches Vertrauen einflößten, auf gleicher Höhe stehen.

„Ich werde nicht weniger offen, noch weniger loyal, als Sie sein,“ sagte ich zu ihm. „Ich bin Waise; ich habe nur Gott und mir selbst Rechenschaft über die Wahl abzulegen, die ich treffen kann und will . . . Ich schenke der Liebe, die Sie mir so süß und so schön schildern, Glauben, weil ich selbst mir oft eine solche Zukunft geträumt habe.“ — „Fräulein, wäre es wahr . . . könnte ich hoffen?“ — „Ich habe Ihnen versprochen, aufrichtig zu sein . . . ich bin es auch; bevor ich Ihnen aber nicht eine Hoffnung, sondern eine Gewißheit gebe . . . gestatten Sie mir meinerseits einige Worte über meine Gefühle: nehmen Sie das, was ich Ihnen sagen werde, nicht als den Ausdruck eines, meinen Gedanken fernen Zweifels . . . Ich liebe meine Base wie die zärtlichste Schwester. Sie ist unbegütert, sie will sich nach ihrem Herzen verheiraten, und um sie in den Stand zu setzen, wählen zu können, ohne das Interesse dabei befragen zu müssen, wünsche ich, ihr die Hälfte meines Vermögens zuzusichern. Wenn sie sich nicht verheiratet, so wünsche ich, sie immer bei mir zu behalten . . . Geben Sie Ihre Einwilligung, daß sie auch Ihre Schwester sei?“

Zuerst betrachtete mich Gontran mit Staunen, dann rief er, die Hände faltend: „Welch' edles Herz! welche Seele! Wie sollte ich eine so großmüthige Zuneigung nicht billigen? was sage ich! nicht bewundern! Wäre sie mir nicht die Bürgschaft Ihrer erhabenen Gefinnungen, so ich dieselben bezweifeln könnte? und dann, kenne ich Fräulein Ursula nicht? Weiß ich nicht, daß sie eine solche Hingebung verdient?“ „O! gut . . . gut,“ sagte ich hingerissen, „ich sehe, mein Herz findet einen Wiederhall in dem Ihrigen. Nun eine letzte

Frage . . . " fügte ich stammelnd und gesenkten Blickes hinzu: „Die Herzogin von Richerville . . . ?“

Ich konnte nur diese Worte sagen.

Gontran erwiderte mir alsobald: „Ich verstehe Sie, Fräulein . . . die verbreiteten Gerüchte konnten zu Ihren Ohren gelangen . . . Seit meiner Rückkehr aus England oder vielmehr seit dem Valle des österreichischen Gesandten, schwöre ich Ihnen bei meiner Ehre, daß ich nur mit einem einzigen Gedanken . . . ich darf nicht sagen . . . nur mit einer einzigen Person beschäftigt war.“

Ich reichte Gontran die Hand, ohne zwei Thränen, o! zwei sehr süße Thränen zurückhalten zu können. „Wenn Sie die Hand der Waise wollen . . . so ist sie Ihnen . . . vor Gott gebe ich Sie Ihnen,“ sagte ich zu ihm.“ — „Und vor Gott leiste ich auch den Eid, sie zu verdienen,“ sagte Gontran, indem er mit so reizendem, so natürlichem, ich möchte fast sagen, so frommem Wesen auf die Kniee fiel, und meine Hand an seine Lippen zog, daß in dieser Bewegung mir Nichts übertrieben schien.

In meinem Leben hatte ich noch kein so süßes, so reines und so triumphirendes Gefühl zugleich empfunden.

Ich faltete entzückt die Hände und sprach mit tiefbewegter Stimme: „Mein Gott! Mein Gott! wie danke ich Dir, mir nun ein so schönes, reizendes Leben zu schaffen . . .“

Das Rollen eines Wagens im Hofe ließ die Rückkunft des Fräulein von Maran erwarten.

„Mathilde,“ sagte Gontran zu mir, „wollen Sie mir erlauben, nun sogleich, hier in Ihrer Gegenwart, meine Bitte an Ihre Tante zu richten? . . . Dann . . . könnte ich vielleicht diesen Abend wieder bei Ihnen zu bringen.“ — „O! ja, ja,“ rief ich freudig, „Sie haben Recht . . . Sie werden also diesen Abend wiederkommen?“

Fräulein von Maran trat in den Salon.

„Ich wette,“ sagte sie schon an der Thüre zu mir, „daß Sie nicht wissen, was Ursula in der Touraine zu thun ging?“ — „Nein, Madame.“ — „Und Sie, Gontran?“ — „Ich weiß gar Nichts...“ — „Nun denn! so weiß ich es. Ich komme vom Notar des Herrn von Orbeval, der auch der meinige ist; er schmierte, kramte aus seinen Papieren heraus, errathen Sie was?... Ich gebe es Ihnen hundert... ich gebe es Ihnen tausendmal aufzurathen.“ — „Aber, meine Tante...“ — „Er schmierte Titel, Vergabungen für Ursula,“ sagte Fräulein von Maran mit großem Gelächter; „für Ursula, die sich verheiratet.“ — „Ursula verheiratet sich... ohne es mir zu schreiben! In ihrem letzten Briefe sagte sie mir kein Wort davon!“ rief ich mit schmerzhaftem Erstaunen.“ — „Warten Sie doch... warten Sie doch. Pierron hat mir soeben, als er den Wagenschlag geöffnet, einige Briefe übergeben, die ich, ohne sie zu betrachten, in meine Tasche steckte; vielleicht ist Einer von Ursula an Sie dabei.“

Fräulein von Maran durchsuchte ihre Tasche, zog drei Briefe heraus, las ihre Aufschriften und sagte: „In der That... da ist einer für Sie mit dem Stempel von Tours.“ — „Madame,“ sagte Herr von Lancry zu meiner Tante, „was ich nun die Ehre haben werde, Ihnen vorzutragen, ist sehr ernsthaft. Ich verlese ohne Zweifel die angenommenen Gebräuche, indem ich, ohne Sie darauf vorzubereiten, einen solchen Gegenstand zur Sprache bringe; aber ich bin so glücklich, und besonders so ungeduldig, das Vorrecht, das mir vielleicht gestattet wird, bald möglichst zu genießen... daß ich, der Einwilligung Fräulein Mathildens gewiß, Sie um ihre Hand zu bitten komme.“ — „Ach, mein Gott!“ rief meine Tante, „was sagen Sie mir denn da, Gontran? das ist ja wie ein Donnerschlag... ich erhole mich nicht. So was hat man noch nie gesehen, eine Heirat auf solche Art abgemacht.“ — „Sie reden wahr, Madame, wenn Sie Ihre Einwilligung gäben,

und wenn ich meinem Herzen glaube, so wäre diese Heirat einzig unter allen Heiraten," sagte Gontran, mich anblickend. — „Aber ich bin wahrhaftig ganz verwundert. Das geschieht nie so, mein armer Gontran! Die hohen Verwandten übernehmen solche Eröffnungen und zwar mit allen Arten von Umschweifen und Vorreden. Man spricht oft acht Tage lang davon, und nach noch andern Vorreden läßt man die Kleine kommen, und sagt ihr, daß es sein könnte, daß man sie einst zu verheiraten gedächte; daß in solchem Falle ein junger Mann, der diese, jene und andere Vorzüge besitze, eine anständige Partie scheinen würde." — „Nun denn! meine Tante!" sagte ich munter zu Fräulein von Maran, „denken Sie sich, diese acht Tage, diese langen Vorreden seien abgespielt worden und Sie hätten der Kleinen gesagt, daß sich eine anständige Partie zeige..." — „Nun denn?" sagte meine Tante. — „Nun denn, die Kleine nimmt es mit tiefer Erkenntlichkeit an," sagte ich zu Fräulein von Maran, ihr zum erstenmal in meinem Leben zärtlich die Hand drückend.

Ich fand diese Hand eisig. Sie hielt die meinige lange zwischen ihren abgemagerten Fingern, indem sie einen durchdringenden Blick auf mich heftete; dann lächelte sie nach ihrer Weise.

Ich konnte ein unbestimmtes Schreckensgefühl, das jedoch sogleich verschwand, nicht unterdrücken.

„Sie wollen also diesen abscheulichen Gesellen da zum Gemahl, mein Kind? ... Wohl, es sei, ich will Sie nicht hindern... Ich willige ein... jedoch mit Vorbehalt des Beifalls Ihres Vormundes, des Herrn von Orbeval, und desjenigen Ihres Oheims... Gontran." — „Er wollte selbst diese Frage an Sie richten, Madame," sagte Herr von Lancry, freudetrunken.

„Ach, meine Tante! Sie sind mir eine zweite Mutter!..." rief ich, Fräulein von Maran voll Entzücken umarmend. — „Ha, ha, ha! hören Sie diese

Närrin?" sagte meine Tante in ihr gellendes, höhnisches Gelächter ausbrechend, „eine zweite Mutter!...“

Ach! ich hatte gelästert, Fräulein von Maran den Mutternamen zu geben... Gott sollte mich grausam dafür bestrafen...

Um neun Uhr Abends kam, Gontran mit seinem Oheim, dem Herrn von Versac wieder. Er machte meiner Tante die offizielle Anzeige, daß der König die Güte gehabt habe, ihm zu erlauben, seinen Herzogtitel und seine Pairswürde auf Herrn von Lancry zu übertragen, wenn dieser Letztere sich verheiraten würde.

„Das macht, daß Sie einst Herzogin sein werden, was gewiß sehr angenehm ist, wenn man diesem mehr als hunderttausend Pfund Einkünfte beifügt,“ sagte Fräulein von Maran. Dann fuhr sie fort: „Da wir von den Einkünften sprechen, so habe ich für diesen Abend meine Thüre schließen lassen. Wir haben mit Herrn von Versac den Contract zu besprechen. Die Liebenden haben Nichts dabei zu hören. Lassen Sie uns daher in Ruhe, und gehn Sie in meine Bibliothek.“

Was soll ich Ihnen, mein Freund, von diesem Abende sagen, der so herrlich angewandt wurde, von einer Zukunft, die sich so glänzend aufrollte? War es möglich, schönere Vorzeichen eines gewissen Glückes zu haben? Geist, Schönheit, Zauber, Zartgefühl, Verdienst, Geburt, Vermögen, besaß nicht der, mit dem ich mich vermählen sollte, alle diese Vorzüge?

Zwölftes Kapitel.

Der Brief.

Wie groß war meine Ueberraschung, als ich in mein Zimmer hinauf stieg und in meinem Kabinette

ein großes Körbchen voll Jasmin und Sonnenblümchen, diese meine beiden Lieblingsblumen fand.

Wir waren im Februar. Seit diesem Morgen erst hatte Gontran, so zu sagen, das Recht, mir Blumen anzubieten; ich konnte nicht begreifen, wie er in so kurzer Zeit diese Menge Blumen zusammen zu bringen gewußt, welche in dieser so wenig vorgerückten Jahreszeit noch seltener, als köstlich waren.

Ich war tief gerührt von dieser zarten Aufmerksamkeit. Blondeau erwartete mich, ich erzählte ihr mein Glück, sprach von allen meinen Hoffnungen. Nachdem sie mich aufmerksam angehört hatte, antwortete mir diese treffliche Frau: „Ich glaube gewiß, Fräulein, daß der Vicomte von Lancry so bezaubernd ist, wie Sie sagen; einst wird er Herzog und Pair sein... es ist möglich, aber erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß, bevor man sich verheirathet, es immer klug ist, Erkundigungen einzuziehen.“ — „Wie! Erkundigungen? Bist Du närrisch! Hat der Herzog von Versac, sein Oheim, nicht hinreichend mit meiner Tante gesprochen...“

Blondeau schüttelte den Kopf.

„Die Berichterstattungen der Verwandten lauten immer günstig, mein Fräulein, nicht diesen muß man glauben, oft sogar nicht dem Urtheile der Welt.“ — „Was willst Du denn damit sagen?“ — „Sehn Sie, Fräulein, wenn Sie es mir gestatten wollten, so würde ich Mittel finden, Vieles zu erfahren, indem ich mich mit den Leuten des Vicomte im Gesindezimmer unterhielte.“ — „Ach! das ist unwürdig... Und Sie find es, Sie, die mir von gemeinem Spioniren sprechen darf!... Bedenken Sie wohl!“ rief ich, „wenn Sie den geringsten Werth auf meine Anhänglichkeit setzen, so versprechen Sie mir augenblicklich, an die Leute des Herrn von Lancry nicht die unbedeutendste Frage zu richten.“ — „Aber, Fräulein, Ihre Tante ja ist es, die, um wahr zu sprechen, diese Heirat angestiftet hat!

Vergessen Sie denn alle ihre Bosheiten? den Haß, den sie auf die arme Marquise, ihre Mutter, warf, die vor Gram starb! ... Sie stehen auf dem Punkte, sich für ewig zu verbinden ... überlegen Sie es wohl, Fräulein ... Verzeihen Sie mir, wenn ich so zu Ihnen spreche. Ich bin nur eine arme Frau, aber ich liebe Sie, wie mein eigenes Kind; dieses Gefühl leitet mir Gedanken, die über meiner Lage stehen, und den Muth, sie Ihnen mitzutheilen. Armes Fräulein! Sie sind so zutrauensvoll, so gut, so großmüthig, daß Sie Niemandem mißtrauen. Es ist wie bei Fräulein Ursula, die ich trotz ihrer Seufzer und ihrer Duldermiene nicht für aufrichtig halte ...“ — „Hören Sie mich, Blondeau, ich begreife, daß eine Art eifersüchtiger Zuneigung Sie ungerecht über Fräulein von Orbeval sprechen läßt; auch entschuldige ich dieses Gefühl, aber ich bitte Sie, sich nicht die geringste Anspielung auf eine Verbindung zu erlauben, die ich eingehen will, weil sie ehrenvoll und schön ist. Ich weiß, was ich thue, ich bin kein Kind mehr. Nicht Fräulein von Maran hat mir von dieser Heirat gesprochen, ich sprach ihr davon ... Ueberdies fühle ich ... daß, würde meine Mutter noch leben, sie die Wahl meines Herzens billigen würde ...“ — „Fräulein, eine letzte Bemerkung. Wenn, wie Sie nicht zweifeln, die Nachforschungen über den Herrn Vicomte sich günstig erweisen, was kann es Ihnen denn schaden, wenn ...“ „Hören Sie,“ sagte ich mit entschiedenem Tone zu Blondeau, „ich kann Sie nicht hindern, nach Ihrem Kopfe zu handeln, aber, so schwer es mir auch fallen würde, ja, sehr schwer fallen würde, mich Ihrer Dienste zu entledigen ... so erkläre ich Ihnen, daß, wenn Sie mir über diesen Gegenstand noch ein Wort sagen, Ihr Loos gefallen ist und ich Sie auf immer von mir entferne ...“ — „Ach! Fräulein, blicken Sie mich nicht so an. Mein Gott! es ist wie, als Sie noch ganz klein und durch die bösen Rathschläge Ihrer Tante

verleitet waren, Sie zu mir sagten, ich ziehe das Geld allem Andern vor."

Und die arme Frau zerfloß in Thränen.

"Ach!" sagte ich zu ihr mit verdrießlicher und beinahe harter Ungeduld, "ich war so glücklich, müssen Sie denn mit Ihren lächerlichen Visionen mir dieses Glück zerstören!"

Da ich Niemanden die Sorge über das köstliche Blumenkörbchen, das mir Gontran gesandt hatte, anvertrauen mochte, nahm ich es dann und trug es in mein Zimmer. Seit diesem Tage gewöhnte ich mich, Blumen in meiner Nähe zu haben, ohne Etwas anderes als eine leichte Schlassucht, die nicht ohne Reiz ist, davon zu empfinden.

Nach und nach verschwand die Ungeduld, die mir Blondeau verursacht, in dem Zauber der Erinnerungen dieses Tages. Meine Selbstbeschäftigungen waren so mächtig gewesen, daß ich Ursula's Brief, der mir ihre Heirat meldete, noch nicht geöffnet hatte.

Ich behielt diesen Brief nebst noch einigen . . . Hier ist er.

Sie werden beim Lesen desselben bemerken, daß der Styl etwas geziert und romanhaft ist. Ich schalt meine Base mehrmals über diese ihre Schreibart, ohne sie davon abbringen zu können.

Sie, mein Freund, der Sie fast die ganze Tiefe meiner Freundschaft für Ursula und die Folgen ihrer Heirat, wie ich, kennen, Sie werden kaum ein bittres Lächeln verdrängen können, wenn Sie diese thränenschweren, seufzenden Zeilen lesen, in welchen sie sich als bejammernswerthes Opfer schildert.

Dazumal aber hatten sich die Zeiten noch nicht geändert, ich hatte alle meine Illusionen und war von Ursula's Unglück tief ergriffen.

Um Alles zu sagen, war dieser Brief, von vollkommen kunstgerechter und ausgebildeter Schrift, mit einem gravirten Steine, der einen Totenkopf vor-

stellte, schwarz gesiegelt, welch bizarres Siegel Ursula besonders werth hielt.

„Saint-Norbet, im Februar 1830.“

„Es ist geschehn, Mathilde, Deine arme Ursula ist hingeopfert; sie kann nur noch ihr ganzes Leben den Thränen und der Trauer weihen. Kaum darf sie in der dunkeln Zukunft, die sie erwartet, einen Schimmer von Trost erblicken, den sie ohne Zweifel Deiner theuren Freundschaft verdanken wird... Aber, mein Gott! warum über den neuen Schlag, der mich ereilt, staunen? Bin ich nicht schon lange an Leiden gewöhnt! Als ein dem Unglück ergebenes Opfer kann ich nur mein Haupt beugen und weinen!...

„Verzeihung, meine Freundin, meine Schwester, wenn ich Deine Freuden durch die Klagen trübe, die meine untröstliche Seele aushaucht; denn, ich habe das Vorgefühl, daß Du glücklich, daß Du nach Deinem Herzen glücklich sein wirst... Du wirst Dich mit dem vermählen, den Du liebst... So reich, so schön, so liebenswürdig, um zu gefallen, brauchst Du nur zu erscheinen...“

„Die arme Ursula im Gegentheil, ohne Zauber, ohne Reize, ohne Vermögen, war sie bei ihrer Geburt schon bereits dem Unglück geweiht... Was willst Du? es ist dies ihre Bestimmung... Doch was sage ich?... Nein, nein, ich bin ungerecht; habe ich nicht Dich auf meinem Lebenswege getroffen? Hast Du Dich nicht der kleinen Verlassenen erbarmt? Verdankt sie nicht Deiner Großmuth, Deiner rührenden Freundschaft das köstlichste der Güter, eine glänzende Erziehung, wie Fräulein von Maran es mir stets mit vollem Rechte wiederholte.“

„Verdankte ich Dir nicht... schulde ich Dir nicht das süßeste, theuerste Gefühl meines Herzens? Ach, ohne das... ohne die unwillkürliche Hoffnung, die es mir gibt... hätte ich längst den Tod der Verzweiflung

gefunden... Du hättest nur noch Deine Freundin zu beweinen.

„Höre, Mathilde, Du wirst sagen, es sei eine Narrheit... sei es... so ist es doch, ich versichere Dich, eine schmerzhaft traurige Narrheit... Ich habe düstere Ahnungen, ich weiß nicht, welches Loos mich erwartet... in jedem Fall... möchte ich Dir ein kleines Andenken von mir hinterlassen, ich möchte Dir meine Bücher und den kleinen Korallenschmuck geben, den Du kennst.

„Ach, ich bin unbegütert, ich habe Nichts... Entschuldige die Armuth dieses Geschenkes; es wird Dich wenigstens an die Tage unserer gemeinsamen Arbeiten, an die unschuldige Coquetterie junger Mädchen erinnern, nicht wahr, Mathilde? Du wirst Deine Freundin beweinen! Wird nicht ein leises Andenken an sie hier und da an den glänzenden Festen, deren Königin Du sein wirst, in Deinem Herzen auftauchen?...

„Ich möchte hier meine letzte, meine Ruhestätte finden. Oft schon besuchte ich den bescheidenen Kirchhof des Dorfes; er hat nichts Abschreckendes, es ist ein grünender Grasplatz, mit einer Hecke von Flieder und Weißdorn umzäumt, die im Frühling mit Blumen bedeckt sein muß. Hier und da sieht man einfache, hölzerne Kreuze... O! wie süß wäre mir, mit diesen niedriggebornen Wesen, die in diesen vergessenen Gräbern ruhen, vereint zu sein; ich hätte unbemerkt wie sie, auf dieser Erde gelebt.

„Verzeihe mir, Mathilde, den traurigen Anfang dieses Briefes, meine Seele ist zu tief verwundet, ich mußte mich der Bitterkeit meiner Gefühle überlassen.

„Du sollst jedoch die Ursache meiner Thränen erfahren... Ich vermähle mich! Welche Heirat! mein Gott!... Fahrt wohl ihr jugendlichen Träume! fahrt wohl, ihr süßen Hoffnungen! fahre wohl, besonders Du, o Leben der zärtlichen Hingebung, das ich bei Dir zuzubringen gedachte. Ich wagte einen Augen-

blick gegen den unerschütterlichen und schrecklichen Willen meines Vaters anzukämpfen; aber ich fühlte, daß meine Kräfte in diesem ungleichen Kampfe bald abgenützt wären, ich dem Streite unterliegen würde; und dann legte mir noch ein mächtiger Grund die Pflicht der Ergebung auf. Ich gehorchte; Du sollst bald wissen, warum.

„Vor acht Tagen, es war an demselben Tage, als ich Dir schrieb ohne zu wissen, was mir bevorstünde, ließ mich mein Vater in sein Zimmer kommen. Du hast meinen Vater nur in der Gesellschaft oder bei Fräulein von Maran, die ihm ziemlich imponirt, gesehen; er konnte Dir nur ernst und abgemessen erscheinen. Hier ist er gewöhnt, zu herrschen und als unbeugsamer Herr zu sprechen; sein Antlitz hat einen ganz verschiedenen Ausdruck: er ist hart, fast drohend.

„Du bist unbegütert,“ sagte er zu mir, „man muß suchen, dich zu verheiraten. Ich habe eine unverhoffte Partie für Dich gefunden, einen jungen Mann, der über sechzigtausend Livres Einkünfte hat, ohne das in Aussicht stehende, und was er noch gewinnen kann; denn er verwaltet sein Vermögen trefflich und versteht die Geschäfte vorzüglich. Er wird morgen mit seiner Mutter hieher kommen. Puße Dich, um ihm zu gefallen, denn wenn Du ihm gefällst, so ist die Heirat geschlossen. Vor Allem sei heiter und einfach, denn Herr Secherin ist ein gutgelaunter, ganz runder Bursche ohne alle Umstände. Denke hierüber nach, ich verlasse Dich. Ich muß nach meinem Pachtthof bei Sallais gehen. Dieses unglückliche Besizthum kostet mich in der That mehr, als es einträgt, und Du thust wohl, Dich gut zu verheiraten, um nach meinem Tode nicht in einer mehr als mittelmäßigen Lage zu sein.

„Ohne mir die Zeit zu lassen, nur eine Sylbe zu antworten, ließ mich mein Vater allein.

„O! meine Freundin, ich könnte Dir nicht sagen, in welchen Abgrund ich zu versinken glaubte, als ich diese unheilbringenden Worte hörte, ich, die ich, wie

Du weißt, mit Dir von der entzückenden Vereinigung der Seelen geträumt, die sich früher oder später begegnen, weil sie sich unwillkürlich suchen.

„Ich brachte die Nacht in Thränen zu... Du wirst mich vielleicht fragen, gute und zärtliche Schwester, ob ich Dein großmüthiges Versprechen, Dein Vermögen mit mir zu theilen, um mir eine Heirat nach meinem Herzen zu sichern, oder bei Dir zu bleiben, bis ich eine anständige Partie fände, vergessen habe? Nein, Mathilde, nein, ich hatte dieses Versprechen nicht vergessen! ich wußte, daß Dein Herz groß und edel genug wäre, um es zu erfüllen... Daher wollte ich das Opfer, das Du unsrer Freundschaft gebracht hättest, zur Unmöglichkeit machen.

„In Deiner so bewunderungswürdigen als unüberlegten Hingebung hattest Du nicht an die Zukunft gedacht; obwohl beträchtlich, ist Dein Vermögen doch nicht groß genug, sich also theilen zu lassen. Mit Deinem ganzen Vermögen bist Du eine sehr reiche Erbin und kannst auf die glänzendsten Parteen Anspruch machen; würdest Du es theilen, so verminderten sich Deine Glücksgüter um die Hälfte.

„Ohne Zweifel war, ewig bei Dir zu bleiben, einer meiner schönsten Mädchenträume. Aber wer weiß, ob diese Anforderung demjenigen gefallen würde, den Du zum Gemahl erwählen wirst. Großer Gott! lieber tausendmal sterben, als nur die geringste Ursache einer unglücklichen Meinung zwischen Euch zu sein! Ich habe mich also ergeben, Mathilde. Ich fand die Kraft dieser Ergebung in meiner Freundschaft, in meiner Hingebung für Dich! Ich werde das Opfer, das ich mir auferlegt, ewig segnen, indem ich bedenke, daß es vielleicht beitragen konnte, Dein zukünftiges Glück zu sichern.

„Ach! es hat mich viel gekostet, ich habe geweint, bitter geweint in der Nacht, die meiner ersten Zusammenkunft mit Herr Secherin vorherging....

„Darf ich Dir Alles sagen, Dir Alles gestehen?

Ein gottloser Gedanke hemmte einen Augenblick meine Thränen. . . . Das Haus meines Vaters ist von tiefen Wassergräben umringt . . . ich stand auf . . . öffnete das Fenster, maß die Höhe, der Mond war umwölkt, es war eine traurige Winternacht . . . der Wind heulte . . . ich bog mich über den Balkon . . . ich sagte mir: besser ohne Zweifel ein strafbarer Tod, als das Leben, das mich erwartet; ein Schwindel ergriff mich; ich hätte mich leicht einer unheilvollen Eingebung überlassen, als, ein letztes Lebewohl Allem, was mir theuer war, zrufend . . . das will sagen Dir . . . hielt die Erinnerung an Dich mich auf. . . . Dank sei Dir nochmals gebracht, Mathilde! denn diese Erinnerung hielt mich am Rande des Abgrunds zurück . . . sie verhinderte mich, ein Verbrechen zu begehen . . . ich ergab mich, zu leben. . . .

„Ach! dies Leben, das ich so schwach vor dem erdrückenden Kummer vertheidige, wird es sich nicht bald verzehren? O! wenn es so wäre . . . wenn es so wäre! ich würde Gott segnen, mich von dieser Erde zurückzurufen, ich würde den Tod annehmen als die süße Belohnung so vieler Opfer, welche ich mir aufzulegen den Muth hatte.

„Der unheilbringende Tag erschien; am Morgen desselben erneuerte mein Vater die strengsten Anempfehlungen; ich erwartete mit ebensoviel Beklemmung als düsterer Gleichgültigkeit den Augenblick, wo ich Herrn Secherin vorgestellt werden würde.

„Trotz den Befehlen, trotz dem Zorne meines Vaters hatte ich nicht die mindeste Sorgfalt auf meinen Anzug verwendet. Wie hätte ich den Muth gehabt? mein Gott! ich trug ein schwarzes Kleid, das wahre Sinnbild der Gedanken, die mein Herz zerfleischten. Meine Haare fielen in langen Locken um mein schmerzenseiches Antlitz herab, ich war so gebeugt von der Last des Unglücks, die mich bedrückte, daß Fräulein

von Maran mir dießmal gewiß und mit Recht vorgeworfen hätte, mißgestaltet zu sein.

„Mein Vater konnte mich wohl ausschelten, mir eine bessere Haltung, eine lächelnde Miene anempfehlen, ich konnte die peinlichen Empfindungen, die mich bewegten, nicht besiegen; kaum wandte ich den Kopf, als man Herrn Secherin und seine Mutter anmeldete.

„Herr Elias Secherin ist, wie mir mein Vater gesagt hat, in sehr große Unternehmungen verslochten und vergrößert das Vermögen, das ihm sein Vater hinterlassen, täglich. Ich kann Dir weder von seinem Aeußern, noch von seinen Manieren sprechen ... denn ich sehe Alles nur durch einen Thränenschleier.

„Herr Elias Secherin muß nicht schwer zu verführen sein, denn nach seiner Abreise kam mein Vater, mich zu becomplimentiren, indem er mich versicherte, daß ich mich ausgezeichnet gut, einfach und ohne alle Anmaßung benommen und daß Herr Secherin und seine Mutter entzückt über mich wären.

„Ich bin wie eine arme Gefangene, deren Augen die sie umgebenden eisigen Finsternisse noch nicht durchdringen konnten. In dunkeln Umrissen habe ich Herrn Secherin und seine Mutter gesehen, und es bleibt mir nur eine unbestimmte Idee von ihnen. Ich habe mehr einige Worte gehört, als angehört. Ich antwortete mechanisch. Heute unterzeichnet man den Contract, und meine Heirat soll morgen oder übermorgen stattfinden, glaube ich.

„Wenn Du mich in einigen Tagen in Paris siehst, wirst Du Deine Arme einem armen ergebenen Opfer öffnen.

„Verzeih, verzeih, Mathilde, daß ich auf solche Art Dein Glück zu trüben kam, denn daß Du glücklich bist, daß er Dich liebt, sagt mir eine geheime Ahnung. Du weißt es seit dem Gesandtschaftsballe. Ich sagte Dir: Du wirst ihn lieben, und ich bin ge-

wtß, daß er sich dieser Liebe durch Erwidern würdig gemacht hat.

„Glückliche, glückliche Mathilde! ich bedarf der Gewißheit Deines Glückes, damit sie mir helfe, das Leben zu ertragen, das ich so elend dahinschleppen muß ... bis die Bürde meiner Leiden zu schwer sein wird. Dann werde ich, dieß Jammerthal verlassend, einen letzten, trauernden Blick auf die bei Dir zugebrachten Jahre werfen. ...

„Lebwohl, lebwohl, ein düsteres Lebwohl! Einen Augenblick dachte ich auf den Knien Deine Gegenwart bei meiner Vermählung zu ersuchen, um Muth zu erlangen; ich überlegte aber bald, daß Dein Anblick, indem er mich an Alles, was ich durch die Trennung verliere, erinnern könnte, mir die wenige Kraft, die mir bleibt, vollends rauben würde. ... Noch einmal, lebwohl, wann Du Deine arme Ursula wieder siehst, wirst Du, ich bin es gewiß, Mühe haben, sie wieder zu erkennen. ...

„Lebwohl ... o! lebwohl! Die Kraft gebricht mir; ich habe so viel geweint. ... Dein von ganzem Herzen, von der ganzen Tiefe meines Herzens.

Ursula von Orbeval.“

Nachdem ich diesen Brief gelesen, war ich wie niedergedonnert.

Mein vorherrschender Gedanke war, daß Ursula, wie sie mir sagte, sich in buchstäblichem Sinne für mich aufgeopfert habe, aus Furcht, meiner Heirat mit Herrn von Lancry zu schaden.

Dann machte ich meiner Base beinahe den Vorwurf, so wenig auf meine Zuneigung und die Gontran's gezählt zu haben. Es herrschte in ihrem Briefe eine so tiefe Trauer, eine so verzweifelte Niedergeschlagenheit, daß ich ernstlich beunruhigt ward und eine Schwindsucht für sie befürchtete.

Noch blieb mir eine Hoffnung. Ursula's Vermählung konnte ja aufgeschoben werden. Ich entschloß

mich, den folgenden Morgen Gontran zu bitten, schleunigst nach der Touraine abzureisen, er sollte meine Base beschwören, diese Verbindung aufzulösen und sie in eigner Person versichern, daß die Ausführung meiner Versprechungen nicht die geringste Schwierigkeit bei unsrer Vermählung verursachen würde.

Ich brachte eine sehr unruhige Nacht zu und erwartete Gontran's Ankunft am folgenden Morgen mit der größten Angstlichkeit. Er zögerte keinen Augenblick, zu Ursula zu eilen, er begriff, er theilte meine Besorgnisse, meine Hoffnungen mit anbetungswürdiger Güte. Er sollte Fräulein von Maran hievon Nichts wissen lassen und sogleich abreisen. Wir besprachen diesen für mich so wichtigen Gegenstand, als man mir einen Brief von Tours einhändigte. . . .

Ursula's Heirat war vollzogen. Ihr gestriger Brief war einige Tage liegen geblieben.

Diese Nachricht machte mich niedergeschlagen. Ich war in meiner Liebe zu Gontran so glücklich, daß ich besser als je begriff, wie schrecklich Ursula's Schicksal sein mußte.

Meine Base meldete mir, daß sie in wenig Tagen mit ihrem Vater und ihrem Gemahle nach Paris kommen werde, woselbst sie das Ende des Winters zuzubringen gedächten.

Ich ging in mein Zimmer, um meiner Base zu schreiben, um mich über ihren Mangel an Vertrauen zu beklagen, um sie zu trösten, zu erimuthigen, um ihr endlich die Vortheile zu zeigen, welche vielleicht ihr untröstlicher Schmerz sie in dieser Verbindung übersehen ließ. Ich fand Blondeau in meinem Arbeitszimmer, welche mir sagte, daß eine Frau, die mich für ein gutes Werk anzusprechen gedächte, um eine Unterredung bitte, worauf ich ihr befahl, sie eintreten zu lassen. Ich sah eine in einen Mantel gehüllte Frau, deren Züge durch einen sehr dichten schwarzen Schleier völlig unkenntlich waren. Blondeau entfernte sich. Die

Frau ließ ihren Mantel fallen, und hob ihren Schleier.
Es war die Herzogin von Richerville.

Dreizehntes Kapitel.

Die Unterredung.

Ich war so erstaunt und beinahe so erschrocken beim Anblick der Frau von Richerville, daß ich mich an der Lehne eines in meiner Nähe befindlichen Armstuhls hielt.

Die Züge der Herzogin drückten jedoch nichts Drohendes aus. Sie schien mir sehr verändert, sehr abgemagert; sie war heftig bewegt und betrachtete mich mit Theilnahme.

Als ob sie mich veranlassen wollte, sie anzuhören und ihr mein Vertrauen zu schenken, beeilte sie sich mir zu sagen: „Wie seltsam Ihnen auch mein Besuch erscheinen mag, Fräulein, so beruhigen Sie sich. Ich komme im Namen eines unsrer gemeinschaftlichen Freunde, des Herrn von Mortagne.“ — „Ist er denn hier, Madame?“ — „Leider nein; und obwohl er täglich erwartet wird, kann ich Ihnen noch Nichts von seiner geheimnißvollen Reise sagen ... aber, ich kenne die Theilnahme, die er Ihnen weicht ... Vor acht Jahren ... als er vor seiner letzten Zusammenkunft mit Fräulein von Maran ankam, hat er mir Alles erzählt ... den Familienrath, den Auftritt mit Ihrer Tante, als er Sie in seine Arme nahm und trotz dem Wollen des Felix in das Zimmer des Fräulein von Maran brachte. Ich berühre diese Nebenumstände, um Ihnen zu beweisen, daß dieser Mann, der großmüthigste der Männer, mir sein volles Vertrauen schenkte ... Im Namen dieses Vertrauens komme ich,

das Ihrige zu erbitten, Fräulein." — „Das meinige... Madame... Sie?"

Ich betonte das Wort Sie so sehr, daß Frau von Richville bitter lächelnd erwiderte: „Armes Kind! könnten Sie, noch so jung, schon den Verläumdungen der Welt glauben? Hätte die Welt diese engelgleiche Gute, die Herr von Mortagne in Ihnen erblickte, und die aus allen Ihren Zügen leuchtet, schon zerstört? ... Warum diese kalte Aufnahme... des Schrittes, den nur Ihr Interesse gebietet, des Schrittes, zu dem ich, so zu sagen, durch einen der besten Freunde Ihrer Mutter ermächtigt wurde... sagen Sie... warum eine solche Aufnahme?"

Es ist unmöglich, den einschmeichelnden Zauber der Stimme der Frau von Richville wieder zu geben, und den zugleich so traurigen und liebevollen Blick zu schildern, mit welchem sie ihre Worte begleitete; ich ward trotz der heimlichen Eifersucht, die ich gegen sie empfand, bewegt und antwortete Ihr mit weniger Kälte: „Erlauben Sie mir, mich über einen Besuch zu verwundern, den zu hoffen ich nicht berechtigt war, da ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, Madame." — „Sagte ich Ihnen nicht vor ungefähr einem Monate... als wir die Oper verließen, die Worte: „Armes Kind, hüten Sie sich!" — „Ich hörte diese Worte in der That, Madame; aber ich wußte nicht, zu welchem Zweck sie mir gesagt wurden." — „Sie wußten es nicht?" sagte Frau von Richville mit einem durchdringenden Blicke zu mir, der mich erröthen machte.

Da sie ohne Zweifel meine Verwirrung nicht vermehren wollte, so fuhr sie fort, indem wo möglich ihr Blick und ihre Stimme noch liebevoller wurden.

Hören Sie mich an... Um meinen Worten den nöthigen Glauben zu verschaffen... um den Gegenstand, der mich hieher führt, behandeln zu können, ohne der Hinterlist von Ihnen beschuldigt zu werden,

muß ich Ihnen einige Erklärungen über die Vergangenheit geben. Herr von Mortagne war von jeher mein Freund; er hat mir einst einen jener Dienste erwiesen, die eine großmüthige Seele nur mit lebenslänglicher Freundschaft bezahlen kann, und wenn ich sage Freundschaft... so spreche ich von den heiligen Pflichten, die sie auferlegt... Ich weiß nicht, mit welcher schwarzen Farben mich Ihre Tante in Ihren Augen geschildert... aber einst werden Sie, ich hoffe, erfahren, daß meine tödtlichsten Feinde nie meinen Muth und meine Hingebung für meine Freunde zu bestreiten wagten... Später dürften Sie vielleicht den Beweggrund meiner ewigen Dankbarkeit gegen Herrn von Mortagne wissen... Ich kannte, ich kenne die ganze Theilnahme, die er Ihnen weihet... Nun, was er liebt, liebe auch ich... Das ist schon ein Grund, warum ich mich lebhaft für Sie interessire... nicht wahr? Ich habe mir bitteren Haß zugezogen... aber keinen heftigern, unversöhnlichern, als den des Fräulein von Maran... Ich weiß, daß Ihre Tante Alles that, um Ihre Kindheit unglücklich zu machen... jetzt thut sie Alles, um Sie zur unglücklichsten der Frauen zu machen... Sie sollten sie wenigstens eben so sehr, wie ich, hassen... Das ist noch ein Grund, warum Sie mich interessiren... Sie Ihren böshaftern Anschlägen entreißen, Ihnen neue Niederträchtigkeiten enthüllen... meine Freundschaft, meine Dankbarkeit dem Herrn von Mortagne endlich beweisen, indem ich für Sie handle, wie er selbst gethan hätte... das sind, wie mir scheint, mächtige Beweggründe genug, um Ihnen die Theilnahme, die ich Ihnen beweise, zu erklären." — „Madame, ich konnte mich über Fräulein von Maran zu beklagen haben; sie hat aber seit einigen Tagen so viel für mich gethan, daß ich einige Widerwärtigkeiten meines Kinderlebens vergessen muß."

Ich betonte die Worte, sie hat so viel für mich gethan, absichtlich, damit ich der Frau von

Richeville zu verstehen gäbe, daß ich von meiner Heirat mit Gontran sprechen möchte.

Die Herzogin schüttelte traurig den Kopf und sagte: „Sie hat so viel für Sie gethan? ... Ja, Sie sprechen wahr ... noch nie that Sie so viel für Ihr Unglück.“

Von diesem Augenblick an glaubte ich den Gegenstand des Besuchs der Frau von Richeville zu errathen. Sie liebte Gontran. Seine Heirat mit mir machte sie wüthend vor Eifersucht, sie war so gewandt, als verschlagen, und kam ohne Zweifel, Herrn von Lancry zu verläumdern, um eine Verbindung, die sie verabscheute, zu zerreißen.

Von diesem Gedanken ausgehend, wurde mir Gontran Anfangs nur noch theurer, indem ich sah, wie sehr man mir sein Herz streitig machte. Ich war fast stolz, eine so schöne, so übermüthige, so die Welt verachtende Frau, wie Frau von Richeville, zu einer Verkleidung und der geschicktesten und ausgedachtesten Falschheit Zuflucht nehmen zu sehen, um demüthig eine gehässige Rolle bei mir zu spielen.

Fest entschlossen, das Benehmen der Herzogin aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, antwortete ich ihr sehr trocken: „Ich wiederhole Ihnen, Madame, daß ich jetzt nur höchst erkenntlich und gerührt sein kann bei Allem, was Fräulein von Maran für mich thut.“ — „Das muß so sein,“ sagte Frau von Richeville, „und weil es so ist, weil Sie blindlings in die Ihnen bereitete Falle stürzen können ... unglückliches Kind, so komme ich zu Ihnen; Sie sind von Allen verlassen, Sie stehen ganz vereinzelt! Blicken Sie um sich, wen können Sie berathen, wem sich anvertrauen? ... seit Ihr einziger Freund ... Ihr einziger Beschützer in der Ferne lebt? ...“ „Niemanden ... Sie haben Recht, Madame ...“ — „Niemanden? nicht einmal mir, wollen Sie sagen? ... Das ist grausam, Mathilde ... O! diese Vertraulichkeit beleidige Sie nicht. Ich bin

fast noch ein Mal so alt als Sie, und ich weiß wahrhaftig nicht, was sagen und was thun, um die eisige Kälte zu brechen, die Sie von mir entfernt hält. Verzeihen Sie, wenn, indem ich zu Ihnen spreche, ich mich vielleicht zu zärtlicher Ausdrücke bediene... Denn, mein Gott! kann ich in diesem Augenblicke abwägen, was mir mein Herz eingibt?...

Es bedurfte meines ganzen Vorurtheils und meiner Eifersucht gegen Frau von Richville, um durch den anmuthsvollen Zauber, mit welchem die Herzogin diese letzten Worte sprach, nicht entwaffnet zu werden.

Und wie denn das gar oft vorkommt, daß in der Lage, in welcher ich mich befand, gewisse Worte entweder uns tief bewegen, oder aber uns um so mehr empören, je mehr sie einen Seelenschmerz auszusprechen scheinen, so antwortete ich der Frau von Richville: „Madame, ich wünschte den Zweck dieser Unterredung zu kennen; wenn es kein anderer ist, als meinen alten Groll gegen Fräulein von Maran wieder aufzuwecken, so kann ich Ihnen, indem ich für die Theilnahme, die Sie mir im Namen des Herrn von Mortagne erweisen, danke, nur wiederholen, daß ich jetzt Fräulein von Maran nur loben kann.“ — „Sie müssen schon sehr gelitten haben, schon sehr betrübt gewesen sein, um sich mit siebenzehn Jahren so sehr beherrschen zu können,“ sagte Frau von Richville, mich mit dem Ausdruck schmerzlichen Mitleids betrachtend, „oder aber Ihre Vorurtheile gegen mich müssen unbezwinglich sein...“ Dann zu sich selbst sprechend: „Wozu es wagen?... gleichviel! Es ist eine Pflicht...“ Und gegen mich sich wendend, sagte sie lebhaft: „Ja, es ist eine Pflicht, und ich werde sie erfüllen... Man will Sie an Herrn von Lancry verheiraten!“ — „Fräulein von Maran und der Herzog von Bersac haben einen Entschluß, den Herrn von Lancry und ich gefaßt, bestätigt, Madame. Und die Verlobung ist vollzogen,“ antwortete ich, ganz stolz, ganz triumphirend, meine Neben-

buhlerin mit diesen, im Munde eines jungen Mädchens vielleicht unschicklichen Worten vernichten zu können. „Wissen Sie, was Herr von Lancry ist?“ — „Madame...“ — „Bohlan! ich will es Ihnen sagen, ich. Herr Lancry ist ein schöner Mann, ein Mann voll Anmuth, Geist und Tapferkeit, von vollkommenem Aeußern, von ausgezeichnete Eleganz; Sie wissen das, nicht wahr? unglückliches Kind! Diese glänzende Außenseite hat Sie verführt, ich mache Ihnen keinen Vorwurf darüber; aber unter dieser glänzenden Außenseite birgt sich ein gefühlloses Herz, ein unlenksamer Egoismus, eine unersättliche Gier, die sich in zügellosem Spiel zu befriedigen sucht. Er hat schon seit längerer Zeit sein Vermögen beinahe gänzlich verschwendet; er hat bedeutende Schulden; glauben Sie mir, Mathilde, Fräulein von Maran hat diese Heirat gesucht und angezettelt, um Sie in einen Abgrund unermesslichen Elends zu stürzen: auch beschwöre ich Sie im Namen Ihres Freundes, Herrn von Mortagne, warten Sie seine Rückkunft, die nächstens erfolgen soll, ab, bevor Sie diese Verbindung schließen; Sie wissen nicht, welchen Mann Sie gewählt haben! Noch einmal, ich bitte Sie dringend, erwarten Sie Herrn von Mortagne; erwarten Sie ihn, bei dem Andenken Ihrer Mutter!“ — „Genug, Madame!“ rief ich entrüstet. „Ich werde nicht dulden, daß der Name meiner Mutter zu einer Verläumdung angerufen werde, zu welcher sich zu erniedrigen, Sie... Sie, Frau Herzogin... nicht befürchten... Ach, Madame, welch' ein Leid habe ich Ihnen zugefügt, daß Sie es wagen, das, was ich als das einzige Glück, als die einzige Hoffnung meines Lebens betrachtete... und Gott sei mein Zeuge, noch jetzt betrachte, zu vergiften? Ach! ich befehle vor Entsetzen, wenn ich bedenke, daß diese gehässigen Worte in jedem andern Munde, als dem Ihrigen, vielleicht das Vertrauen, die Bewunderung und die Liebe, die ich Herrn von Lancry schenke, gestört oder geschwächt

hätten..." — "Sie hätten vielleicht diesen Worten geglaubt, wenn eine Andere, als ich, zu Ihnen gesprochen hätte?" wiederholte Frau von Richville, indem sie mich aufmerksam betrachtete und den Sinn meiner Gedanken zu suchen schien. "Warum schenken Sie mir weniger Vertrauen, als jeder Andern? — "Warum? Sie fragen mich? Aber es handelt sich ja von Herrn von Lancry, Madame... Und so vereinzelt ich stehe, so haben gewisse Gerüchte..." — "Ach! das unglückliche Kind! sie hält mich für eifersüchtig wegen Herrn von Lancry!" rief Frau von Richville, mit einem Tone der Ueberraschung und beinahe des Schreckens. "Dann ist Alles verloren, Mathilde! Sie glauben daran... Mein Gott! mein Gott! ich mußte wohl sehr verläumdert werden bei Ihnen, daß Sie mich einer so schlechten Handlung fähig glauben! In Herrn von Lancry verliebt, komme ich, ihn bei Ihnen zu verläumden, um eine Heirat zu hintertreiben, die mich in Verzweiflung brächte? Sagen Sie, sagen Sie! nicht wahr, das glauben Sie?" — "Erlassen Sie mir eine Antwort, Madame!" — "Nun denn! so will ich Ihnen ein Geständniß machen. Es ist schmerzhaft, o! es ist grausam, aber was liegt mir daran? es kann Sie retten."

Nach langem Zögern sagte Frau von Richville endlich tief erröthend, mit bewegter Stimme und sichtlicher Verwirrung: "So wissen Sie denn, daß ich, wie Sie... Herrn von Lancry geliebt habe, ja, wie Sie war ich durch seine glänzende Außenseite verführt... Aber bald entdeckte ich, was Alles von Egoismus, Gleichgültigkeit, Härte, ja sogar von Grausamkeit in ihm lag, wenn seine Eitelkeit befriedigt war. Auch weiß ich jetzt noch nicht, ob meine Seele mehr Haß oder Verachtung für ihn fühlt."

Diese letzten Worte der Frau von Richville schienen mir so gehässig, daß ich, alle Rücksichten verges-

send, ausrief: „Und doch, Madame, damals an dem Gesandtschaftsballe... dachten Sie nicht so!“

Frau von Richeville zuckte die Achseln mit einer Bewegung schmerzlicher Ungeduld: So hören Sie mich doch... Sie werden erfahren, warum ich an diesem Balle so gehandelt habe, und werden Herrn von Lancry kennen lernen. Vor ungefähr einem Jahre erlitt ich ein großes Unglück; ich war untröstlich, die bedauernswürdigste der Frauen... Möchten Sie, Mathilde, nie erfahren, wie schwach uns das Leiden macht, möchten Sie nie unglücklich sein, um den gefährlichen Zauber einer Freundesstimme, die uns tröstet und uns beklagt, nie kennen zu lernen! Ich glaubte den Betheuerungen des Herrn von Lancry, ich liebte ihn aufrichtig und mit Hingebung; ich war ihm die beste, die zärtlichste der Freundinnen und lebte damals beinahe in der Zurückgezogenheit, indem ich nur bedacht war, allen seinen Wünschen und Gedanken zuvorzukommen. Eines Tages erwartete ich ihn vergeblich, ich werde unruhig, sende zu ihm... Er war denselben Morgen nach London abgereist und überließ der Welt die Sorge, mich erfahren zu lassen, daß er in England, ich weiß nicht, welches Theatermädchen wieder finden würde, das er mir seit einigen Tagen zur Nebenbuhlerin gegeben hatte. Dieses Benehmen war so roh, so feige, daß ich meinen Zorn auf mich selbst wandte. Ich war entrüstet, die Betrogene eines solchen Mannes zu sein. Zu meinem großen Erstaunen ersetzte gänzliche Gleichgültigkeit und Verachtung die Gefühle, die ich am Abend zuvor unzerstörbar wähnte. Es gibt so elende Beleidigungen, daß sie nicht Zorn, sondern Mitleid einflößen. Als ich Herrn von Lancry am Gesandtschaftsballe traf, sah ich ihn zum erstenmale wieder, seit er mich so schmähsch verlassenen. Trotz seiner Sicherheit ward er verlegen... Ich empfand Nichts... Nichts als den Wunsch, ihm meine Verachtung zu zeigen, indem ich ihn mit einer anscheinenden Freundlichkeit behandelte, als ob ich mit

ihm auf dem vertrauten Fuße alter Freundschaft stünde... meine Rache ging nicht weiter. Aber für einen Mann von Herrn von Lancry's Charakter, und überhaupt für alle Männer... gibt es nichts Verletzenderes, Empfindlicheres, als das Opfer, das sie sich erkoren, gleichgültig lächeln zu sehen... Ich habe Ihnen gesagt, mit welcher Theilnahme mir Herr von Mortagne von Ihnen gesprochen, ich betrachtete Sie mit liebevoller Neugierde, als Fräulein von Maran mich unterbrach, um mir einige schneidende Worte zu sagen, deren tiefere Bedeutung Sie nicht verstehen konnten. Ich hatte Herrschaft genug über mich, um ihr nur durch eine Thatsache zu antworten, die ihr Entsetzen bereiten mußte... Durch die Anzeige der Ankunft des Herrn von Mortagne, der, wie ich bestimmt weiß, das Opfer eines abscheulichen Anschlags war. In Bälde werden Sie ihn sehen." — „Mein Gott, Madame,“ rief ich, „was bedeutet das?“ — „Ich kann es Ihnen noch nicht sagen,“ erwiderte Frau von Richeville, „aber bald wird er hier sein. Darum bitte ich Sie dringend, ihn zu erwarten, bevor Sie diese unselige Heirat abschließen... Noch einige Worte,“ fügte die Herzogin bei, als sie meine Ungeduld sah, „und ich verlasse Sie. Schon am Abend des Gesandtschaftsballes waren die Pläne Ihrer Tante und des Herrn von Versac kein Geheimniß mehr. Man sagte überall, der Herzog habe seinen Neffen dieser reichen Heirat wegen aus England zurückkommen lassen. Als ich Sie dann am zweitfolgenden Tage in der Oper und in der Loge der Kammerherrn sah, zweifelte ich nicht mehr an der Wahrheit dieser Gerüchte. Ihre Tante und Herr von Versac hatten dieselben vorsätzlich bestätigt, indem sie Sie in der großen Loge der Oper mit Herrn von Lancry zusammen treffen ließen, um jede andre Partie, die sich hätte zeigen können, abzuschrecken. Fräulein von Maran wußte, daß ein junger Mann, von welchem ich Ihnen bald sprechen werde, für den ich Herr von Mortagne

lebhaft interessirte und der Sie am Gesandtschafts-
 balle, wo Sie großen Eindruck auf ihn gemacht, ge-
 sehen hatte, um Ihre Hand anhalten sollte.... Ich
 ahnte die Gefahr, in der Sie schwebten. Als wir die
 Oper verließen, sagte ich Ihnen: „Armes Kind, hüten
 Sie sich! Ich wollte mich nicht auf die kurze Warnung
 beschränken... Was ich Ihnen heute sage, wollte ich
 Ihnen sagen, bevor Herr von Lancry Eindruck auf Ihr
 Herz gemacht hätte; mit den Vorzügen, die er verei-
 nigt, begabt, von Ihrer Tante begünstigt, mußte er
 Ihnen gefallen.... Unglücklicherweise ward ich am
 Tage nach dieser Vorstellung in der Oper krank und
 später so schwer krank, daß ich meinem Vorsatz nicht
 Folge leisten konnte... In dieser äußersten Noth ent-
 deckte ich mich in vollem Vertrauen der Frau von
 Mirecourt, einer meiner besten Bekannten, die Ihre
 Tante oft sieht; ich beauftragte sie, ihr Möglichstes
 zu thun, um heimlich mit Ihnen zu sprechen, Sie über
 die Heirat, die man für Sie beabsichtigte, aufzuklären,
 und Sie dringend zu bitten, die Rückkunft des Herrn
 von Mortagne abzuwarten. Ihre Tante mißtraute
 der Frau von Mirecourt, sie kannte unsre Verbindung
 und verhinderte Ihr Alleinsein mit Ihnen. Dazumal
 verwünschte ich die Leiden, die mich im Zimmer zurück-
 hielten, noch mehr. Ihre Liebe für Herrn von Lancry
 mußte täglich zunehmen; ich wollte Ihnen schreiben,
 fürchtete aber, Ihre Tante könnte meinen Brief unter-
 schlagen; der Gedanke, daß Sie vielleicht, bei Zeiten
 benachrichtigt, noch nicht über Ihre Zukunft entschieden
 hätten, brachte mich zur Verzweiflung... ich nehme ja
 so herzliche Theilnahme an Ihnen... Wie schrecklich
 war mir dieser Gedanke... aber ach! ich sehe es an
 Ihrer Kälte, Mathilde, daß ich Sie nicht überzeugen
 kann, in Ihrem Mißtrauen fragen Sie immer nach
 der Ursache der so besondern Theilnahme, die ich Ihnen
 bezeuge. Mein Gott, muß ich Ihnen nochmals wider-
 holen, daß ich durch Ihre Rettung eine Schuld gegen

Herrn von Mortagne abzutragen gedenke?" — „Und an Herrn von Lancry rächen Sie sich, Madame," sagte ich mit Bitterkeit. — „Ich räche mich, Mathilde!" erwiderte sanft die Herzogin. „Muß man denn durchaus von solch' einem Beweggrund geleitet werden, um herzliches Mitleid für Sie zu fühlen? Soll mir das Herz nicht brechen vor Schmerz, wenn ich Sie, arme Kleine, sehe, Sie so jung, so interessant, verlassen, verloren in Mitte dieser boshaften Egoisten, endlich das Opfer des Hasses Ihrer Tante und der Habsucht des Herrn von Lancry zu werden?" — „Das ist zu viel, Madame!" rief ich in einer Aufwallung empörten Stolzes, „bin ich denn, nach Allem, so übel oder so wenig begabt, daß Herr von Lancry, indem er sich um meine Hand bewirbt, nur mein Vermögen im Auge haben sollte? Weil er Sie betrogen, schändlich betrogen, ich gebe es zu, ist das ein Grund, daß er ein Herz, das sich ihm in Begeisterung hingibt, nicht zu schätzen wisse? Und wer sagt Ihnen, Madame, daß Sie ihn geliebt, wie er verdiente, geliebt zu sein? Und wer sagt Ihnen, daß alle die Frauen, die er so unwürdig betrogen haben soll, ihn so geliebt haben, wie ich? Und wer sagt Ihnen, Madame, daß nicht eben darum, weil seine Seele edel und großmüthig ist, er den ganzen Unterschied zwischen einer strafbaren Verbindung und einer vor den Augen Gottes und der Menschen geheiligten Liebe zu ermessen wisse? Und mit welchem Rechte werfen Sie ihm eine Feigheit vor... Sie, die Sie einen großen Fehler begingen? Und mit welchem Rechte kommen Sie, Ihre Liebe mit der meinigen zu vergleichen?"

„O, mein Gott! mein Gott! das hören!" sagte Frau von Richville, indem sie mit einem Ausdruck des Schmerzens und der Demuth, der mich, wäre ich weniger entrüstet gewesen, hätte rühren müssen, ihr Gesicht mit ihren Händen bedeckte; aber, ach! ich wußte

meine Sprache nicht zu mäßigen und bedaure jetzt deren Grausamkeit. Hingerissen von dem Wunsche, Contran für die Verläumdungen, für deren Gegenstand ich ihn hielt, zu rächen, fuhr ich fort: „Sie sagen, er habe kein Vermögen mehr, er habe es verschwendet... desto besser, Madame, so bin ich doppelt glücklich, ihm das meinige bieten zu können. Er hat, sagen Sie, Hülfquellen im Spiele gesucht?... Künftig wird er reich sein, und somit nicht mehr zu diesem Mittel Zuflucht nehmen müssen. Sie glauben, er betrüge mich, Madame, beruhigen Sie sich... beruhigen Sie sich... Neid und Eifersucht halten oft ihre boshaften Hoffnungen für Ahnungen... Die wahre Liebe ist glücklicher; stark in Hingebung und Großmuth, sieht sie die Belohnung, die sie verdient und erhält, mit Gewißheit voraus.“

Frau von Richerville hob ihr schönes Antlitz, das ich zu meiner großen Verwunderung in Thränen gebadet und schmerzlich zerstört fand.

Ich gestehe Ihnen, mein Freund, daß trotz meines Unwillens ich mich nicht enthalten konnte, tief bewegt zu sein, als ich diese gewöhnlich so stolze und übermüthige Frau meine Vorwürfe mit so viel Ergebung anhören sah.

Sie faßte meine Hand, welche ihr zu entziehen ich nicht den Muth hatte, und sagte im Tone tiefer Traurigkeit: „Es ist geschehn, Mathilde, es ist keine Hoffnung mehr... Sie sind das Opfer eines Trugschlusses, der mich.... der viele andre Frauen zu Grunde gerichtet hat... Auch ich, als ich Herrn von Lancry liebte, sprach zu mir: Bin ich nicht schöner, verführerischer als meine Nebenbuhlerinnen?... Sie konnten dies unbeständige Herz nicht fesseln, diesen hochmüthigen und höhnischen Charakter, der mit den heiligsten Gefühlen spielt, nicht bändigen... mir, mir wird es gelingen. Ach! Mathilde, ich habe Ihnen

meine Schande und meine Schmach bekannt. Jetzt glauben Sie nicht, daß ich mich einen Augenblick mit Ihnen, mit dem Zauber Ihrer Persönlichkeit und der so seltenen Vereinigung der lebenswürdigen Eigenschaften, die Sie auszeichnen, vergleichen wolle. Dieser Zauber, diese Eigenschaften, die ich beinahe errieth, sind es, die mich noch begieriger machten, dem Schützling des Herrn von Mortagne zu dienen... Ohne den Sinn Ihrer Worte zu ermessen, armes Kind, ließen Sie mich diesen Augenblick den Unterschied, der zwischen der Liebe, die ich Herrn von Lancry anbieten konnte, und der, die Sie ihm schenken, recht schmerzhaft fühlen... Sie haben Recht, Mathilde,... Wenn Herr von Lancry durch Alles, was in Ihrer Liebe zu ihm bewundernswürdig Gutes und Hingebendes liegt, gerührt werden könnte, so dürften Sie auf das Glück, das Sie sich träumen, hoffen. Aber glauben Sie mir," fügte die Herzogin mit gesenkter Stimme bei, indem sie einen thränenden Blick auf mich warf, der mir zu Herzen ging; „glauben Sie mir, wie strafbar auch eine Liebe sei... wer auch die Frau sei, die mit aufrichtiger Hingebung liebt... nie wird ein Mann von erhabenem Herzen, von großmüthiger Seele die Beweise tiefer Anhänglichkeit mit Hohn und Grausamkeit vergelten... Ein solches Betragen zeugt immer von böser Gemüthsart... Zwar, Mathilde, könnten Sie ohne unser Beider Wissen Recht haben... Vielleicht sind Sie bestimmt, den Charakter des Herrn von Lancry völlig zu ändern... Gewiß... wenn Schönheit, Anmuth, die lebenswürdigsten Eigenschaften dies Ungeheure bewirken können, so wird es Ihnen gelingen... Aber, ach! glauben Sie mir, wenn ich die geringste Hoffnung auf solche Umwandlung gehabt hätte, so hätte ich es für ein Verbrechen gehalten, Ihren Glauben und Ihre Zuversicht auf diese Liebe erschüttern zu wollen... Nun... die Zukunft wird entschei-

den... Leben Sie wohl, Mathilde... leben Sie wohl... vielleicht werden Sie mich einst besser kennen... vielleicht, armes Kind... werden Sie mir einst mit Bitterkeit sagen: Warum habe ich Sie nicht angehört! Doch, großer Gott! ich will lieber in Ihren Augen bleiben, was ich Ihnen scheine, eine böse, niederträchtige Frau, ohne Zweifel, als meine Ahnungen und Voraussagungen durch Ihr Unglück gerechtfertigt zu sehn. Leben Sie wohl... nochmals leben Sie wohl! Ein letztes Mal... Sie wollen also nicht auf die Ankunft des Herrn von Mortagne warten?"

„Madame,“ antwortete ich, gerührt von den Thränen der Frau von Richerville, „ich bitte Sie dringend, brechen wir diese Unterredung ab. Einige Worte, die ich bereue, o! die ich sehr bereue, sind mir entfallen. Mögen sie Ihnen wenigstens beweisen, daß die Wärme, mit welcher ich Herrn von Lancry vertheidigt, aus einem Herzen entspringt, das ihm für immer angehört.“ — „Ein letztes Wort, und ich verlasse Sie,“ sagte Frau von Richerville; „was ich Ihnen sagen werde, wird Ihren Entschluß in Nichts ändern, aber ich darf Ihnen nicht verbergen, was für Pläne Herr von Mortagne hinsichtlich Ihrer hegte. Vor seiner Abreise nach Italien, hatte er, an Ihre Zukunft denkend, mir, wie ich Ihnen schon gesagt, von einer Heirat zwischen Ihnen und dem Sohne eines seiner besten Freunde, Herrn Abel von Rohegune gesprochen, welcher damals zwanzig Jahre war und dessen Vermögen beträchtlich werden sollte. Dieser junge Mann schien Herrn von Mortagne eine Ihrer würdige Partie. Herr von Rohegune, einer der edelsten Charaktere unsrer Zeit, ist nun durch den Tod seines Vaters in den Besitz großer Güter gelangt. Er kehrt von einer Reise zurück, Jedermann vereinigt sich, seinen Geist und seine Eigenschaften zu loben; ohne schön zu sein, besitzt seine Physiognomie einen unendlichen Zauber...

Er sah Sie auf dem Gesandtschaftsballe, er wurde überrascht von Ihrer Schönheit, und ohne das sonderbare Bestreben, mit welchem Fräulein von Maran Ihre Vermählung mit Herrn von Lancry zum Voraus angekündigt hatte, hätte Herr von Rochegune um die Ehre gebeten, Ihnen vorgestellt werden zu dürfen. Wäre Herr von Mortagne hier gewesen, so hätte er Ihnen seinen Schützling zugeführt. Noch einmal, ich sage Ihnen das, Mathilde, um Ihnen zu beweisen, daß Ihr Entschluß, Ihre Vermählung nicht bis zur Ankunft Ihres einzigen Freundes aufzuschieben, ihm um so schmerzhafter sein muß, da er Absichten hatte, die ihm Ihr Glück zu begründen schienen.“ — „Wenn Herr von Mortagne, dessen Güte ich nie vergessen werde, Madame, hier wäre, so würde ich ihm antworten... daß ich eine ehrenhafte Wahl getroffen, daß keine Erwägung meine Vereinigung mit Herrn von Lancry verhindern werde...“ erwiderte ich mit der unbiegamen Halsstarrigkeit des Willens, der die tiefe, blinde und durch Widerspruch noch gesteigerte Liebe charakterisirt. — „So leben Sie wohl, Mathilde!“ sagte Frau von Richeville mit durchdringendem Tone; „geben Sie mir die Versicherung, daß Sie wenigstens an die Uneigennützigkeit meines Schrittes glauben, es soll mir ein Trost für den Kummer sein, Ihr Vertrauen nicht gewonnen zu haben... Sagen Sie, sagen Sie, daß Sie meiner nicht in Haß gedenken werden.“

Ich wollte ihr antworten, als Blondeau schleunig eintrat.

Frau von Richeville ließ den Schleier fallen.

„Fräulein,“ sagte Blondeau zu mir, „Fräulein von Maran bittet Sie, zu ihr hinabzukommen.“

Frau von Richeville machte mir eine bescheidene Verbeugung und ging.

Jetzt, mein Freund, weiß ich, ohne daran zu

zweifeln, daß Frau von Richesville durch keine gehässige Hinterlist geleitet war, als sie so zu mir sprach. Sie empfand wirklich für mich ein liebevolles Mitgefühl. Ihre Erkenntlichkeit gegen Herrn von Mortagne, die Theilnahme, die ihr meine Lage einflößte, waren die einzigen Triebfedern dieses Schrittes gewesen.

Sie wissen, mein Freund, wie diese Frau die fremdartigsten Contraste in sich vereint. Sie bringt die Hälfte ihres Lebens hin, die begangenen Fehler bitterlich zu beweinen, und zwar von Grund der Seele, ohne alle Heuchelei; ihre hohe Stellung, Ihr stolzer Charakter machen ihr alle Vorstellung so unnütz, als unmöglich.

Nein, sie ist eines der besonderen Wesen, die zum Bösen wie zum Guten die gleiche Kraft haben; rein, edel und groß ging sie aus der Hand Gottes hervor, die Erziehung, die Welt, das Leben, in dem sie sich bewegt, haben mehr noch, als ihre bösen Neigungen, sie strafbar gemacht. Aber es walten noch so glänzende Eigenschaften in ihr, ihr Verstand ist so richtig, ihr Urtheil ein so überlegenes, ihr Herz ist so gut, ihre Seele so großmüthig geblieben, daß, wenn sie sich manchmal in traurige Erinnerungen versenkt und heißer Reue sich hingibt, sie einen flehenden, verzweiflung vollen Blick gen Himmel und zur Erde ein bitteres, verächtliches Lächeln richtet.

Später, mein Freund, werde ich Ihnen einige bewunderungswürdige Züge dieser Frau mittheilen, welche ohne Zweifel ihre Fehler hatte, aber stets zu unwürdig verläumdete wurde; ich werde Ihnen von ihrer schrecklichen Heirat erzählen, welche vielleicht allein sie in den Abgrund gestürzt, aus welchem sie durch schmerzliche Abbußung gereinigt hervorgeht.

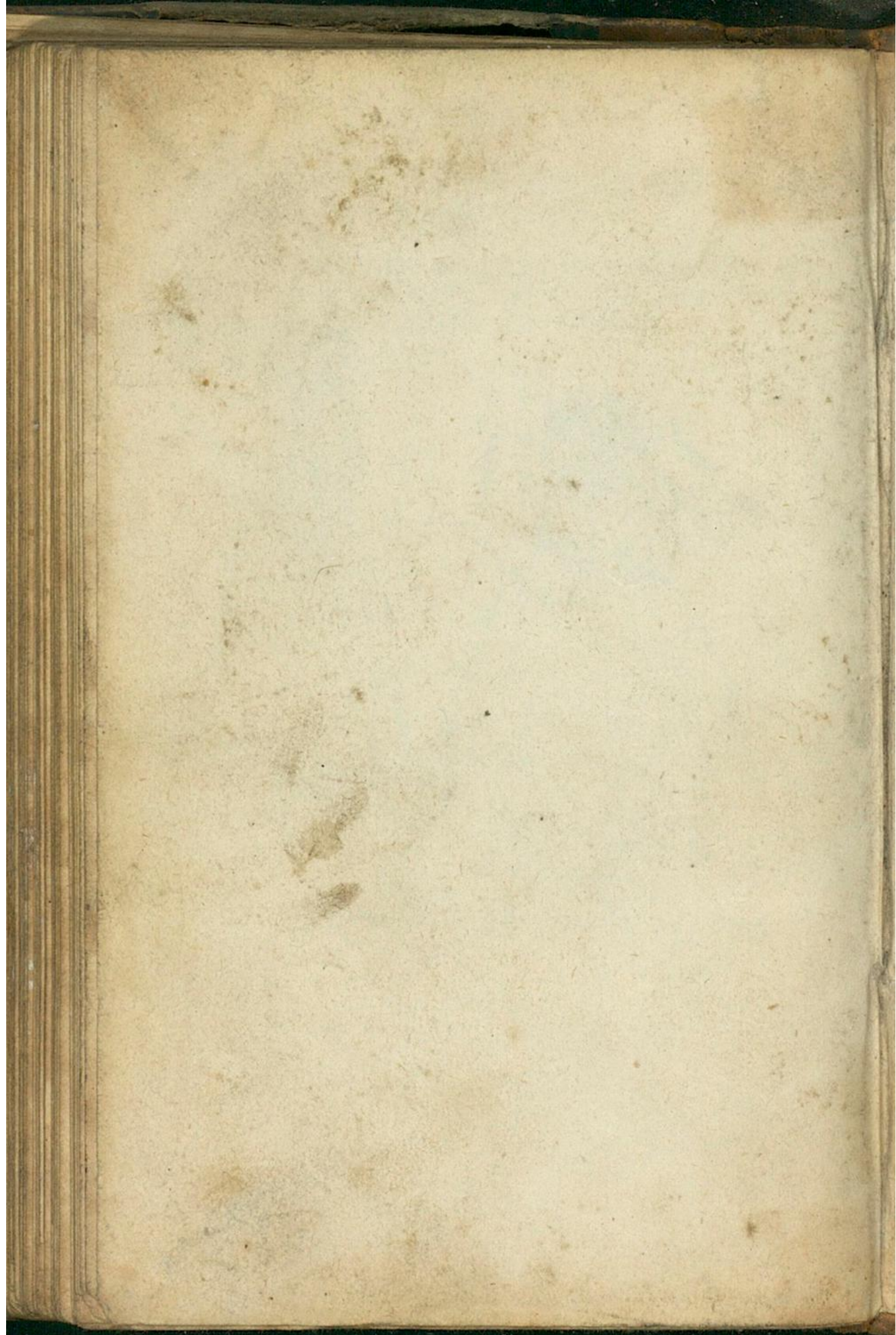
Urtheilen Sie nun über die Reue, die ich bei der Erinnerung an die verächtliche Härte fühlen muß, mit welcher ich den Schritt aufgenommen, den die rüh-

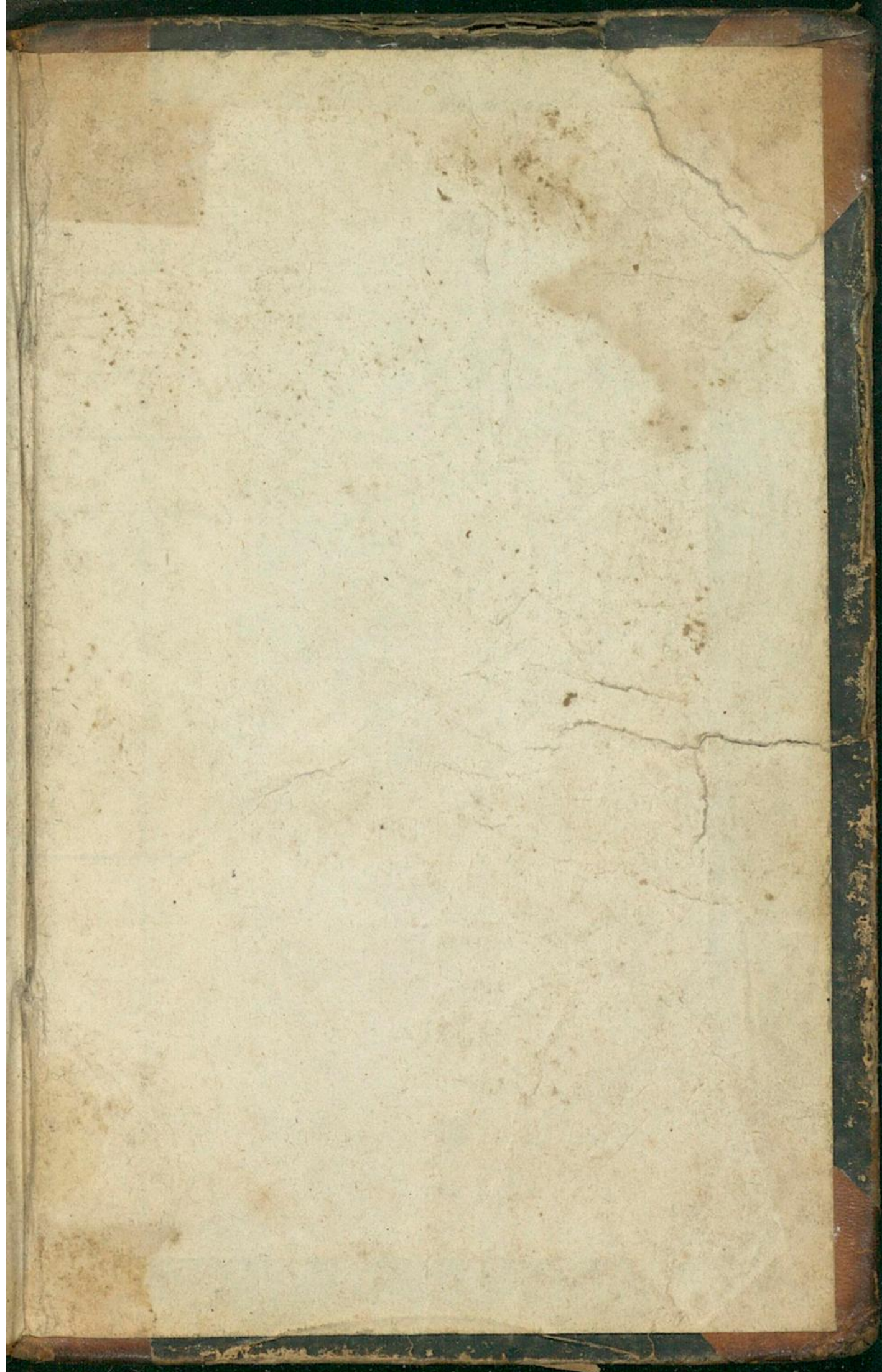
rendste Theilnahme, ich darf noch nicht sagen die unheilvollste Ahnung vorgeschrieben hatte.

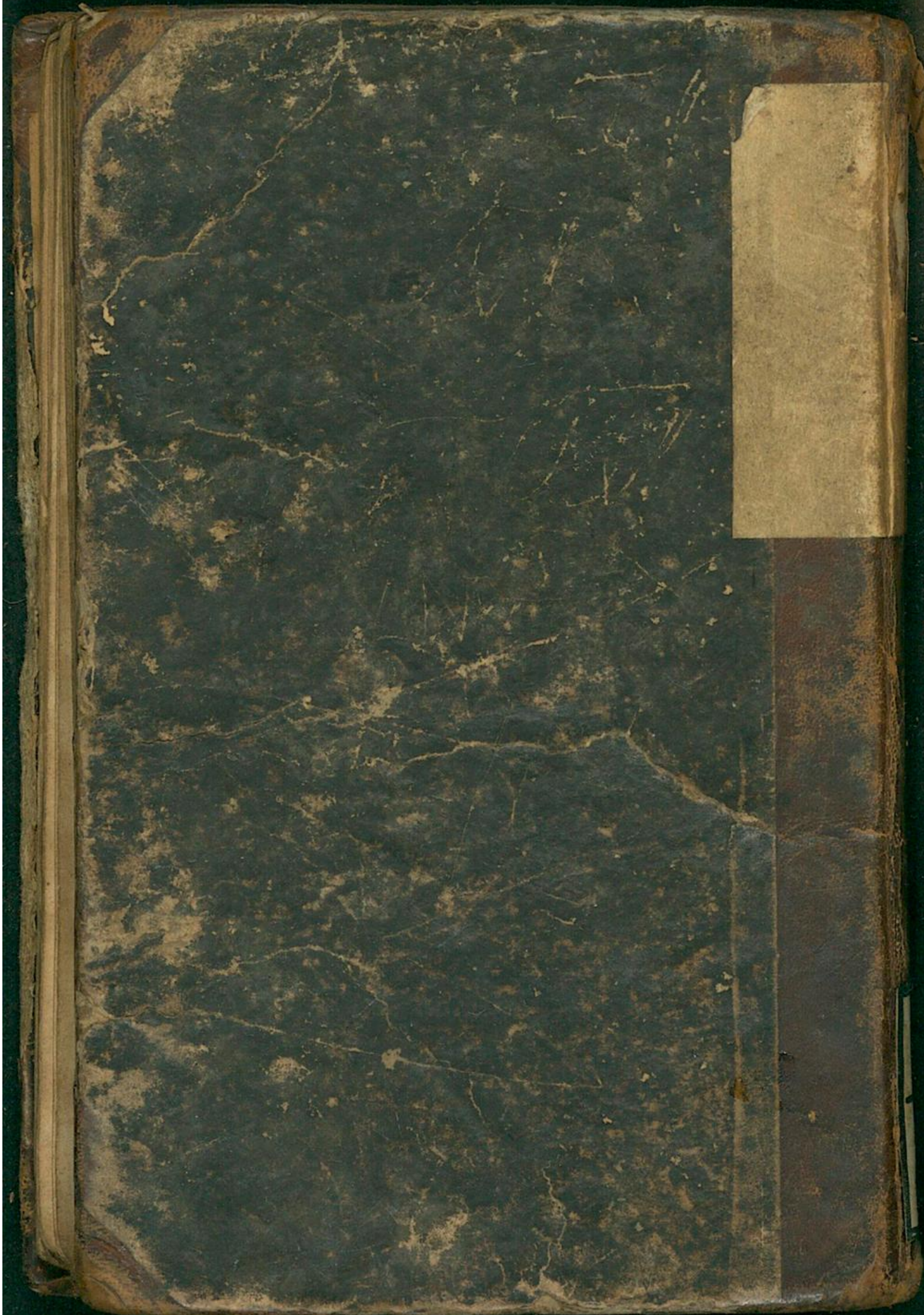
Raum war Frau von Richerville weggegangen, als ich mich zu meiner Tante begab. Die erste Person, die ich neben ihr erblickte, war Gontran.



Amelin & Maran







18

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20
Centimetres

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black